~~Theol D 49~~
Joseph Rupp
Asc. 5563 g

<36642289020016

<36642289020016

Bayer. Staatsbibliothek

Lebensbilder

aus der

Passionsgeschichte.

Gedruckt bei Leopold Grund.

Lebensbilder
aus der
Passions-Geschichte.

Von

Joh. Emanuel Veith,
Domprediger an der Metropolitankirche zum heil. Stephan.

GYMNASIAL-BIBLIOTHEK FREISING

Zweite verbesserte Auflage.

Wien, 1836.
Verlag von Mayer und Compagnie,
(Singerstraße, deutsches Haus.)

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Seiner Fürstlichen Gnaden

dem hochwürdigsten

Herrn Herrn

Roman Sebastian

Bischofe zu Seckau;

Verweser des Bisthumes Leoben, Fürsten des Kaiserthumes Österreich, der Philosophie und Theologie Doctor ꝛc. ꝛc. ꝛc.

in dankbarster Ehrerbietung

gewidmet.

Inhalt.

I.	Eingang und Ansicht	Seite:	1
II.	Die Pharisäer	»	17
III.	Judas Iscarioth	»	45
IV.	Caiphas	»	70
V.	Malchus	»	89
VI.	Simon Petrus	»	109
VII.	Herodes Antipas	»	135
VIII.	Pontius Pilatus	»	152
IX.	Das Volk und Barabbas	»	179
X.	Claudia Procula	»	200
XI.	Die Cohorte des Pilatus	»	222
XII.	Simon von Cyrene	»	246
XIII.	Die Frauen von Jerusalem	»	266
XIV.	Maria Magdalena	»	287
XV.	Die beiden Räuber	»	307
XVI.	Johannes der Evangelist	»	330
XVII.	Die Mutter Jesu	»	350
XVIII.	Joseph und Nicodemus	»	373
XIX.	Jesus im Grabe	»	392
XX.	Jesus der Auferstandene	»	412

Inhalt.

I. Eingang und Ansicht . . . . Seite 1
II. Die Pharisäer . . . . » 17
III. Judas Ischarioth . . . . » 45
IV. Caiphas . . . . » 70
V. Malchus . . . . » 89
VI. Simon Petrus . . . . » 109
VII. Herodes Antipas . . . . » 135
VIII. Pontius Pilatus . . . . » 152
IX. Das Volk und Barabbas . . . . » 179
X. Claudia Procula . . . . » 200
XI. Die Cohorte des Pilatus . . . . » 222
XII. Simon von Cyrene . . . . » 246
XIII. Die Frauen von Jerusalem . . . » 266
XIV. Maria Magdalena . . . . » 281
XV. Die beiden Räuber . . . . » 307
XVI. Johannes der Evangelist . . . . » 330
XVII. Die Mutter Jesu . . . . » 350
XVIII. Joseph und Nicodemus . . . . . » 373
XIX. Jesus im Grabe . . . . » 392
XX. Jesus der Auferstandene . . . . » 412

I.

Eingang und Ansicht.

»Und die ganze Menge derjenigen, die bei diesem Schauspiele waren und zusahen, schlug an ihre Brust, und kehrte zurück.«
(Luc, 23, 48.)

Wenn irgend eine Begebenheit, welche in einem etwas verwickelten Gange das Wohl und Weh der Menschen, ihre Liebe, ihren Haß, ihre wechselseitigen Verhältnisse, so wie die Hauptwendungen ihres Lebenslaufs umfasset, durch lebendige Figuren, in Handlung und Rede dargestellt wird, so wird solch ein vielfältig zusammengesetztes, doch Einheit bewahrendes Kunstwerk ein Schauspiel genannt. Soll aber ein Schauspiel den Forderungen der Kunst entsprechen, so darf für's Erste die Begebenheit, die es dem Zuschauer binnen wenigen Stunden vorbilden will, nicht über ein halbes oder ein ganzes Jahrhundert sich erstrecken, und auch im Raume nicht so ausgedehnt seyn, daß ihre Scenen bald in diesem, bald in jenem Welttheile vor sich gehen. Was aber die Anordnung der Begebenheit, oder die Handlung selbst betrifft, so wird billig gefordert, daß sie die Aufmerksamkeit in Spannung erhalte, ergetze,

belehre, irgend eine erhabene und großartige Idee zur lebendigen Anschauung bringe, und der geistigen Bildung des Zuschauers förderlich werde. Darum wird auch bei jedem dramatischen Kunstwerke, das in die Scene gesetzt werden soll, um den Titel des Stückes, um den Stoff, den Gang, die Katastrophe und Entwickelung, so wie um die handelnden Personen gefragt, aber allerdings auch um die wirklichen Personen der Künstler, von welchen sie dargestellt werden sollen. Man fragt nach dem Titel, weil derselbe schon eine Art von Vorbegriff gewährt, und weil namenlose Dinge auch für bedeutungslos gelten. Man fragt um den Stoff und Gang der Handlung, um zu beurtheilen, welchen Grades von Aufmerksamkeit sie würdig seyn werde. So forderten die alten Griechen eine tragische Handlung, wo das unerbittliche Fatum seine finstere Macht bekundete, wo Halbgötter und Helden fielen, oder, von den Erinnyen gepeitscht, unstät umherzogen. In den vorletzten Jahrhunderten der christlichen Welt liebte man vor allem irgend eine wohlgemeinte Scenenreihe christlichen Inhalts, wo Einsiedler, Martyrer, heilige Jungfrauen auftraten, und in der Ascese dramatischen Unterricht gaben. In neueren Zeiten, da die Ascese der Moral, und die fromme Einfalt der zarten Rührung weichen mußte, kamen die betrübten Familienhistorien in Gang, die ganz zuletzt glücklich mit einem hochzeitlichen Male schlossen, oder

Scenen aus der Welthistorie mit Kraftsentenzen geschmückt, oder das alte heidnische Schicksal wurde in modernem Costüme wieder hervorgeholt. Wie immer jedoch Inhalt und Handlung geartet seyn mögen, allzeit handelt sichs um die Personen des Dichters, deren Charaktere, Leidenschaften, Launen, Glücks- und Unfälle in wechselseitiger Begegnung und Durchkreuzung hier vorgestellt werden, und um die Personen der Schauspieler, deren Geschäft es ist, jene Charaktere auszuprägen; denn sie sind es eigentlich, auf welchen die Wirkung des Ganzen und die lebhafte Täuschung beruhet.

Allein, wozu diese Täuschung? woher dieß Wohlgefallen an dramatischen Bildern, bei allen Menschen, in allen Landen und Zeiten? Abgesehen von dem Wesen der Kunst, als einer dem Menschen allein angewiesenen Region geistiger Thätigkeit, liegt der Reiz schon darin, daß es sehr anmuthig ist, den ruhigen Zuschauer zu machen, während Andre in vielfältigen Conflicten sich mühen, und den Bildern des vielbeweglichen irdischen Lebens zuzusehen, ohne in den wirren Knäuel mit verflochten, ohne in das unruhige Treiben, in die Drangsale und Gefahren mit hinein gezogen zu werden. Wird aber dieser Gegenstand näher beleuchtet, so entsteht wohl die Frage: wo findet sich ein Mensch auf Erden, der so ganz und vollkommen Zuschauer ist, daß er nicht zugleich, in seiner Person, auch einen Schauspieler vorstellte?

Die Zuschauer, die im Hause der Melpomene oder Thalia versammelt sind, sehen hinauf zum Podium, und betrachten die Schauspieler; diese hinwiederum sehen herab aufs Parterre, und betrachten, ihr Benehmen beobachtend, die Zuschauer, so daß beide einander wechselseitig zur Schau dienen. Die Schauspieler auf der Bilderwelt der Bühne haben, wie man's zu nennen pflegt, ihren Auftritt und Abgang; beides, und bedeutsamer noch, haben, auf der größern planetarischen Bühne, auch ihre Zuschauer. Denn diese ganze, der Theaterwelt gegenüber stehende reale Welt ist eben wieder ein großer Schauplatz, mit mannigfachen Decorationen geschmückt, in welchen Perspective und Täuschung aufs höchste getrieben sind; und, wie der Weise sagt: »es ist nur Ein gemeinsamer Eingang für alle ins Leben, und auch nur Ein Ausgang«, so wie gleicher Maßen alle irdische Zierde, Schönheit und Herrlichkeit eine Hülle bloß bildet, von welcher Chrysostomus mahnet: »erfreue dich nicht in Reichthümern und anderen irdischen Gaben, denn du wirst ihrer beraubt werden, dem Schauspieler ähnlich, der nach vollendetem Spiele seine Gewande ablegt!«

Von einem, an Verstandesschärfe nicht ausgezeichneten Ordensmanne, der im 15. Jahrhunderte gelebt hat, wird erzählt, daß er nach einem lebhaften Traume, worin er sich zum Papst erwählt gesehen, diese Einbildung tiefer in seiner Seele ein=

wurzeln ließ, als man ihm zugetraut hätte. Denn als es, auf dem Concilium von Constanz, zur Tilgung der unseligen Spältungen, dahin gebracht wurde, daß die Afterpäpste ihren Ansprüchen entsagten, zweifelte der träumerische Mann keinen Augenblick, es werde nun an ihn die Reihe kommen. Je zuversichtlicher aber seine Andeutungen waren, die er darüber fallen ließ, desto tiefer sah er sich gedemüthigt und beschämt, als ihm die Nachricht zu Ohren kam, daß bereits ein Papst (Martinus V.) gewählt worden sey. Da nun eben damals, als in den letzten Tagen des Carnevals, von den Studirenden ein Schauspiel aufgeführt wurde, worin Könige, Fürsten und Cardinäle auftraten, so mußte der betrübte Mann sich brauchen lassen, in diesem grotesken Stücke den Papst vorzustellen. Auf solche Weise ging sein Traum doch endlich in Erfüllung; allein kaum war die Produktion zu Ende, so legte er die Tiara wieder ab, und wurde für keinen Papst mehr anerkannt; ja er mußte gleich den folgenden Morgen, als am Aschermittwoche, die Worte hören: gedenke, daß du Staub bist, und in den Staub zurückkehren wirst. Und ist nicht auch diese Begebenheit ein Bild des wirklichen Lebens? Die Rolle des Schauspielers ist in wenigen Stunden ausgespielt, jene der Wirklichkeit in wenigen Monaten oder Jahren. Vielbekannt sind die Worte, die Kaiser Octavianus Augustus auf dem Sterbelager an

die ringsherum versammelten Senatoren und Würdenträger richtete. Habe ich, fragte er sie, auf diesem Schauplatze der Welt meine Rolle gut gespielt? Sehr gut, erwiederten jene pflichtgemäß. So lebt dann wohl, entgegnete der Cäsar, und klatscht mir Beifall. Und er zog die Vorhänge zu und starb. In der That, er hatte den Brutus, Pompejus und Antonius besiegt, große Länderstrecken erobert, und zum Alleinherrscher des ungeheuren Reiches sich erschwungen, das er mehr als ein halbes Jahrhundert lang regierte; hatte er seine Rolle nicht gut gespielt? Und da er sie zu Ende gespielt, zog er den Vorhang zu, und starb.

Nicht zwar die Welt, auch nicht die Kunstgeschichte, sondern die simple Erzählung bloß, gibt noch von einem Andern Kunde, der seine Rolle sehr gut gespielt hat. Im Convicte zu Hall ward (im Jahr 1636) ein christliches Schauspiel gegeben, vorstellend das Leben und den Tod des westgothischen Königssohns und Martyrers Hermenegildis. Der Jüngling, der di:se Rolle übernommen, hatte zu allgemeiner Erbauung und Rührung sie trefflich durchgeführt, auch den Todesstreich bereits sehr glücklich und effectvoll überstanden, und es handelte sich nur noch um die Scene, welche das (freilich nicht sehr verwickelte) Drama mit dem feierlichen Leichenzuge beschließen sollte, als der fingirte Tod dem ernstlichen und wirklichen Raum machte. Denn der Held des Stückes,

der schon auf der geschmückten Bahre sich zurecht gelegt hatte, um mit großem Prunke über die Bühne getragen zu werden, fühlte sich plötzlich von heftigen Schmerzen befallen, ward in dem Sarge nach Hause gebracht, und starb darin noch denselben Abend. War sein Spiel nicht mehr als täuschend noch? sein Abgang von der Bühne war zugleich sein Abgang vom Schauplatze dieser Erde. Und siehe, hier eben ist die Gränze, wo die menschliche Schaulust, die Neugier sammt der Wißbegierde vor dem gefallenen Vorhange steht, der das fernere Spiel und die ferneren Katastrophen jedem Auge verbirgt.

Schön ist es allerdings, eine große Begebenheit, die eine reichhaltige Handlung und ein weites Gebiet umfasset, im beweglichen Bilde vor sich vorüberrauschen zu sehen; aber wo ist ein Schauspiel denkbar, welches die ganze Geschichte auch nur Eines Jahrhunderts dem Zuschauer vor Augen führte, wo ein Schauplatz, der ein ganzes Land, einen ganzen Welttheil abbildlich zeigte? Aber könnte ein solcher Schauplatz auch die ganze Oberfläche einer Hemisphäre umschließen, dennoch wäre er nicht groß und umfassend genug, um das Auge zu sättigen, den Geist hinlänglich zu belehren, das Herz auf die rechte Weise zu bilden. »Es sind noch andere Schauspiele übrig, hat schon Tertullianus[1] gesagt: jener letzte und entscheidende Tag, den Völkern unverhofft, und von Vielen verhöhnt und geläugnet: welch ein un-

[1] de spectaculis 30.

ermeßliches Schauspiel! was soll ich noch bewundern, worüber lachen, worüber mich erfreuen?« Ja allerdings erwarten uns noch andre Schauspiele! Wie jenem Diener des Eliseus, auf des Sehers Fürbitte, die Augen aufgingen, daß er die Heerscharen des Herrn ringsum gelagert sah, so müßte die Decke des großen Weltschauplatzes sich aufthun, und sein Boden sich öffnen; aufgeschlossen unsrem Blicke müßten das Reich der Klarheit seyn und die Tiefen des Abgrunds, mit allen den Wonnen und den Schrecknissen, die jenseits des irdischen Gesichtskreises liegen, dann würden Alle, von Freude und von Erbangen, von Staunen und Angst, von Entzücken wie von Entsetzen tief innerlichst ergriffen, mit unverlöschlicher Erkenntniß erleuchtet und in die Tiefe der Demuth versenkt, hinknieen und rufen: erbarme dich unser, o Gott, in deiner großen Barmherzigkeit! — O Schauspiel aller Schauspiele, welches Zeit und Ewigkeit, die sichtbare Welt wie die geistige umfasset, wer gibt uns, daß wir je hienieden es sehen, und belehrt, erleuchtet, gebessert werden, ehe wir diese Erde verlassen?

Allein dieß große Schauspiel ist den Augen der Menschen einst vorgestellt worden, und wird es noch immer. In Wahrheit umfasset es das Wohl und das Weh aller Menschen, aller Zeiten, und obgleich es regelrecht den Forderungen entspricht, die man an ein Drama stellt, indem seine Handlung sich in

4 regum 6 17.

die kurze Zeit von vier und zwanzig Stunden, und in den engen Raum der Stadt Jerusalem zusammendrängt, so enthält es dennoch die ganze Weltgeschichte, von der Schöpfung des Menschen bis zum jüngsten Gerichte; ja es umfasset nicht bloß die sichtbare Welt und die irdische Zeit, sondern auch beide Reiche der Ewigkeit; es entwickelt sich durch eine furchtbare Katastrophe zu einem wunderbaren Ausgang; es beginnet mit Wehmuth, es steigert sich zum höchsten Schmerz, es endet in Triumph und wonniger Freude, und es ist gänzlich geeignet, den Zuschauer nicht bloß zu Thränen zu bewegen, sondern auch sein Herz und seine Gesinnung umzustimmen; denn, wie St. Lucas erzählet: »die ganze Menge derjenigen, die bei diesem Schauspiele zugegen waren und zusahen, schlug an ihre Brust, und kehrte zurück.«

Fragt es sich auch hier um Namen, Inhalt, Gang, Personen dieses Schauspiels? Sein Name ist weltbekannt: »das Leiden Unseres Herrn Jesu Christi.« Seinem Inhalt und seiner Katastrophe nach ist es der Friedensschluß zwischen dem Himmel und der Erde, die Sühnung der alten Schuld, der Sieg des Lebens über den Tod, der Triumph der Liebe über Haß und Finsterniß. Was aber die Personen belanget, so raget über alle eine Hauptperson hervor, das Haupt aller Menschen, der neue und himmlische Adam: eine un-

ausſprechlich wunderbare Person, welche das weſentliche Leben in ſich ſelber beſitzt, und in göttlich-menſchlicher Weſenheit von Sich bezeugte: »ich bin das Alpha und Omega, der Anfang und das Ende, wer mich ſiehet, der ſiehet auch den Vater.« Neben ihm, in Unſchuld und Schönheit, wie der Morgenſtern vor der Sonne, leuchtet die erhabene Jungfrau, die ihn geboren und aufgenährt, die mit ihm wandelte und mit ihm litt. Denn von Wenigen geahnet, von den Meiſten verkannt, von Wenigen geliebt, von Vielen gehaſſet, wandelte das Licht in Mitten der Finſterniſſe, und diejenigen, welche die Finſterniſſe mehr liebten, als das Licht, umſchlichen und verfolgten ihn, bald mit lauerndem, bald mit thätlichem Grimme; die aber die Wahrheit liebten, kamen zum Lichte.

Wie nun in jedem Schauſpiele die handelnden Perſonen theils einzeln, theils in Chören hervortreten, die nur Eine Stimme zu haben pflegen, ſo finden ſich auch in der Leidensgeſchichte des Herrn ganze Chöre oder Rotten, wie die Secten der Sadducäer und Phariſäer, die Schriftgelehrten und Prieſter, die Knechte des Caiphas, die Cohorte des Pilatus, das Volk von Jeruſalem, die weinenden Frauen; einzeln hingegen treten hervor: aus den Jüngern Judas, Petrus, Johannes, aus den Prieſtern Annas und Caiphas, aus der Cohorte der Centurio Longinus, ferner der Fürſt Herodes Antipas, Pilatus und

seine Gemahlinn, Simon von Cyrene, der Räuber am Kreuze, Magdalena, Joseph und Nicodemus. Dieß sind die Parteien und Personen, die, zur Zeit seines Leidens und seiner Auferstehung Jesum umgaben; ohne Zweifel höchst wichtige und denkwürdige Personen, von denen Einige den gehässigsten und tobendsten Leidenschaften sich überließen, Andere hingegen zu Vorbildern und ermunternden Beispielen geworden sind, an welchen die Kraft der Gnade, die Schönheit der Unschuld, die Macht der Buße in vollem Maße sich ausspricht. In den Pharisäern die lügenhafte Hoffart, die zur Heuchelei sich gestaltet, in Judas die Krallen- und Zangengewalt der gemeinen Habsucht, in Annas und Caiphas die kalte Bosheit des Neides, in Malchus und seinen Gefährten, die niedrig-stolze, gebieterische Gemeinheit und Brutalität, in Petrus die Untreue des Selbstvertrauens, und die Treue der Demuth, in Herodes die hohle Eitelkeit des wüsten, genußsüchtigen Lebens, in Pontius Pilatus die Schwäche und Halbheit des Willens bei sonst verständiger und rechter Einsicht, im Volke von Jerusalem der rohe Lärm einer des Selbstdenkens unkundigen Masse, in der römisch-barbarischen Cohorte die herzlose rohe Grausamkeit, in Claudia Procle das Erwachen vom Traumleben zum Tageslichte des Evangeliums, in Simon von Cyrene die erzwungene, in den Frauen von Jerusalem die frei-

willige Nachfolge Jesu, in den beiden Räubern der Trotz und die Ergebung; die Liebe und die Buße in Magdalena, die Liebe und die Unschuld in Johannes, die Liebe und der Starkmuth in Joseph und Nicodemus; — wie grell und scharf, wie vielseitig und großartig sind nicht alle diese Grundzüge gezeichnet, und welche Bedeutung geben sie nicht den Personen und Parteien, an denen sie hervortreten!

Wird wohl Jemand einwenden und sagen: das Schauspiel sey längst zu Ende gegangen, und die darin auftraten, bereits von der Erde verschwunden? Wie eine der Tragödien von Sophocles oder Shakespeare zu sehr verschiedenen Zeiten und Orten in die Scene gesetzt wird, so daß die dort geschilderten Charaktere und Situationen dieselben bleiben, aber immer von andern Personen dargestellt werden, so (insofern das Gleichniß nicht hinket), verhält es sich auch mit dem großen Weltschauspiele des Leidens Christi. Die Hauptperson zwar, als der Eine und Ewige, ob auf Erden angebetet, ob geläugnet, lebet in unwandelbarer Herrlichkeit: »Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige, und ich war todt, und siehe, ich bin lebend in Ewigkeit, und habe die Schlüssel des Todes und der Hölle.« (Offenb. 1.) Dennoch, obwohl er im Himmel herrschet, wohnet er noch mitten unter den Seinen auf Erden, bis zum Ende der Zeiten; hat Leiden und Tod keine Gewalt mehr über ihn, so leidet er doch in

seinen Gliedern; und jene Menschennaturen, die einst auf Erden ihn umringten, umringen ihn noch, und wiederholen sich zu allen Zeiten und Orten in neuen Individuen, die freilich gar oft nicht wissen, was für eine Rolle sie spielen, und, während sie selber auf Pharisäer- oder Herodesweise geschäftig sind, in ihrem Wahne als ruhige Zuschauer sich betrachten.

Denn dieß eben ist bei dem großen Drama die letzte Frage: welche Classe von Leuten hier zu den Zuschauern zu rechnen sey? Im weitesten Sinne zwar ist jeder Sterbliche ein Zuschauer, der, so weit sein Horizont reicht, dem Spiele und dem Treiben der übrigen Menschen zusieht, und je zuweilen den Kopf darüber schüttelt, aber aus eben der Ursache ist auch hinwiederum jeder ein Schauspieler, dem von Anderen zugesehen wird, und dieß von sichtbaren wie von unsichtbaren Zuschauern. Als der Priester Edmund Campianus für die katholische Wahrheit starb, sprach er vom Blutgerüste herab die Worte des Apostels: »wir sind der Welt ein Schauspiel geworden: den Engeln und den Menschen.« Denn der Apostel hatte damit die Martyrer bezeichnet, welche, den wilden Thieren im Circus vorgeworfen, den Römern zu ihren gräßlichen öffentlichen Schauspielen dienten. Ein solches Schauspiel vor den Engeln und Menschen gab der König der Martyrer, da er, mit Pein und Schmach gesättigt, vor einer unermeßlichen Menge am Kreuze starb, verhöhnt, verspottet von

den Meisten, angegafft von den Übrigen. Aber blieben sie bloße Zuschauer und gleichgiltige Gaffer? Der heil. Lukas lehrt das Gegentheil: »die ganze Menge derjenigen, die bei diesem Schauspiele waren und zusahen, schlugen an ihre Brust und kehrten zurück.«

Zwar finden sich dennoch Menschen genug, die den Gekreuzigten anschauen ohne Reue, ohne Schmerz, ohne Wendung des Herzens, und es breitet sich ja eine Sippschaft auf Erden aus, die in dem höchst negativen und nichtigen Ehrentitel der Indifferenten ihre Glorie findet. Sind diese nicht in Anbetracht des Leidens Christi, reine Zuschauer? Nichts weniger als dieses. Denn gleichwie der Herr für alle Menschen, von Allen und durch Alle gelitten hat, so erklärt er auch selbst: »wer nicht mit mir ist, ist wider mich.« Wenn schon Alle, der Naturordnung nach, von dem irdischen Adam abstammen, so ward doch die Erhaltung dieses letztern, nach seinem Falle, und somit das ganzen Menschengeschlechtes, einzig nur auf das von Gott voraus gesehene Verdienst des Erlösers gegründet, der demnach der Stammvater aller Menschen in geistiger Ordnung ist. Zwischen Ihn und den irdischen Adam ist nun jeder Einzelne gestellt, und muß in freier Wahl, wie schon das Gewissen ihm gebeut, für den einen oder den andern sich entscheiden. Und da folglich alle Menschen nur entweder Freunde oder Feinde Christi seyn können, so ist auch, in jenem großen Weltschauspiele, Niemand rein als Zuschauer

hingestellt, sondern ein Jeglicher wirket und handelt mit, je nach seiner Weise; doch geberde er sich, wie er wolle, nie wird er auf eine ganz neue und unerhörte Weise sich sehen lassen, sondern immer nur in die Fußstapfen derjenigen treten, die einst in Jerusalem, in der größten Katastrophe der Menschen- und Völkergeschichte auf bösliche oder ruhmwürdige Art sich hervorgethan. Und mögen demnach die Kämpfe und Zwiste, die Irrungen und Wendungen, Maximen und Triebfedern, die Leiden und Freuden, die schönen und die häßlichen Werke der Menschen noch so mannigfaltig sich gestalten; immer doch sind und bleiben sie Umrisse, Züge und Lebensbilder aus der Passionsgeschichte.

Die Menschenwelt mit ihren Bildern,
Wem ists verliehn, sie treu zu schildern?
Ob ärmlich oder mannigfaltig,
Ob einfach oder vielgestaltig,
Ob mit ob ohne Schimmer,
Doch flüchtig und wechselnd immer,
Wie herbstliche Nebel vorüberziehn,
So schweben die farbigen Bilder hin.

Willst du von diesen bunten Bildern
Denn allzu grellen Sinn nicht mildern,
Auf rechte Weise sie ergründen?
Nimm sieben Laster oder Sünden,
Und sieben Farbestrahlen,
Die sich im Nebel mahlen,
Aus ihren Nüancen ist bis jetzt
Die große Geschichte zusammen gesetzt.

Die Welt in ihren Wechselbildern
Neigt immerfort sich zum Verwildern;
Ein geistig Leben zu begründen,
Und himmlisch Feuer anzuzünden
Ist Christus herabgestiegen; —
Sein Heil und Licht zu bekriegen
Tobt Irrthum und Haß in stetem Streit;
Dieß ist die Geschichte der Christenheit.

II.

Die Pharisäer.

»Sie kommen zu euch in Schafskleidern, innen aber sind sie reißende Wölfe.« (Matth. 7, 15.)

Wenn die Worte der Schrift selbst uns berechtigen, das erhabenste und wichtigste aller Weltereignisse ein Schauspiel zu nennen, zu welchem alle Menschen als gelehrige Zuschauer berufen sind, so kann nichts der Ordnung gemäßer seyn, als unter den Personen und Parteien, die dabei mitgewirkt haben, zuvörderst diejenigen auftreten zu lassen, die im eigentlichsten Sinne, in der wirklichen Welt, die Rolle der Schauspieler spielten, indem sie zur Schau trugen, was sie nicht waren, und sich höchlich bemüheten, ganz etwas anderes vorzustellen, als sie wirklich waren. »Sie kommen zu euch in Schafskleidern, innen aber sind sie reißende Wölfe.« Welch eine beschwerliche Aufgabe für Wolfsnaturen, als Lämmer zu erscheinen? Deßhalb sorgten sie vor allem für jenen Deckmantel, der den Gebrechen dramatischer Kunst in etwas nachhilft: für ein richtig gewähltes, correctes Costume. Sie hüllten ihre

Groß- oder Geringfügigkeit in weite, faltenreiche Gewande, die, mit breiten allegorischen Säumen besetzt, nicht ohne Zierlichkeit zur Erde flossen. Sie bewiesen aller Welt, daß ihnen das göttliche Gesetz und Recht unaufhörlich vor Augen schwebte, und unablässlich am Herzen lag, denn sie banden es, auf Pergament geschrieben, mit Lederstreifen um die Stirne und den linken Arm. Sie beflissen sich auch eines musterhaften Wandels, denn sie wandelten gemessenen Schrittes, langsam und feierlich, oft nur schleichend und schwebend einher; ließen auch die Dornen zum Vorschein kommen, welche sie in den Saum ihrer Gewande geflochten, damit sie dadurch in Schnellgehen geritzt und aufgehalten würden, auch durch keine rasche Bewegung den Wolfsfuß verriethen. Sie erfreuten sich, nach mancher herben Entsagung, eines bleichen und fahlen Angesichtes, und ihre Wangenfurchen, so wie der düster glimmende Blick und die traurig hinabgezogenen Mundwinkel waren eben so viele Schriftzüge, aus welchen man die Ehrfurcht gebietenden Worte las: wir fasten oft, wir fasten strenge. Sie blinzten nur durch gesenkte Augenlieder hervor, oder zogen, um solcher Mühe überhoben zu seyn, die Haupthülle tief über die Stirne herab, und an dieser Blindheit konnten alle ordinären Menschenkinder, welche die Augen offen trugen, sehen, daß die Hochgeistigen mit den nichtswürdigen Dingen dieser sichtbaren

Welt sich nicht zerstreuten. Theilten sie, was sie an volkreichen Orten nicht sparten, Almosen aus, so thaten sie es mit aller der Öffentlichkeit und dem Gepränge, dessen ein so menschenfreundliches Werk nur immer würdig ist. Sie beteten auch aller Orten so ausdrucksvoll und energisch, mit Lippen, Händen, Augen und Füßen, daß man ihren Geist gleichsam, wo nicht zum Himmel, doch zu den Wolken erhoben sah. So stellten sie also Muster der Tugend vor, lebendige Bilder und Gepräge der Eingezogenheit, der Gottesfurcht, der Geistesversammlung, ja alles dieses stellten sie, in ihren und in fremden Augen vor; und deßhalb auch, wo immer sie ihres Weges vorüberzogen, stand das Volk vor ihnen auf, mit heiliger Scheu als Menschen von höherem Schlage sie betrachtend, und ein Jeglicher wünschte sich Glück, welchem, was freilich gar selten geschah, die Ehre zu Theil ward, von ihnen gegrüßt zu werden.

Allein da sie einstens, obwohl in ansehnlichem Zuge, an die Ufer des Jordans kamen, wo, umringet von einer großen Menge, Johannes Baptista stand und lehrte, da änderte sich die Scene, da ging es ihnen nicht, wie vor und ehe. »Ihr Natterngezüchte! rief er ihnen zu: wer hat euch gezeigt, dem kommenden Zorne zu entgehen?« Milde begegnete er den raubsüchtigen Publikanen, sanftmüthig redete er zu den barbarischen Kriegern, aber in Flammeneifer entbrannte er gegen die stattlich

daherschreitenden, prunkenden Pharisäer, schmetterte vor dem staunenden Volke ihren Hochmuth danieder, mahnete sie an den kommenden Zorn. Wie erbebten da die Wölfe vor der Löwenstimme, vor der Stimme des Rufenden in der Wüste! Aber bereits war er gekommen, der angedrohete Zorn, der Blitz der göttlichen, strafenden Wahrheit. Denn hervorgegangen aus seinem verborgenen Leben war er, der Treue und Wahrhafte und Milde, und Er, der von sich selber gesprochen: ich bin nicht gekommen, zu richten, sondern zu retten, durchdrang mit göttlichem Blicke ihre Herzen, entlarvte und züchtigte sie vor allem Volke, und rief ihnen Wehe über Wehe zu, acht Mal nach einander in einer einzigen Rede.

Wie kam es, daß gerade nur gegen sie sein Zorn aufloderte, daß er als Erlöser nicht, sondern als Richter ihnen gegenüberstand? »Weil die Heuchler und die Heimtückischen den Zorn Gottes herausfordern: wenn auch gebunden schon, werden sie dennoch nicht rufen.« (Job 26.) Wer sind die Heuchler? Die mit Tugenden zu glänzen suchen, die sie nicht besitzen. Wer die Heimtückischen? Die sorglich die Laster verheimlichen, von welchen ihr Inneres verwüstet wird. Die Einen wie die Andern fordern den Zorn Gottes heraus: denn während diejenigen, die bloß aus Leichtsinn und Unverstand fehlen, die Strafen Gottes verdienen, rufen hingegen jene, die aus reiflich bedachter Bosheit freveln, die gött-

liche Gerechtigkeit, der sie kühnlich Trotz bieten, zum Kampfe heraus. Aber auch dann noch, wenn dieser Kampf entschieden ist, wenn sie von der zürnenden Macht der Wahrheit sich überwiesen, überwältigt, gebunden fühlen, »werden sie dennoch nicht rufen,« ihren Frevel nicht bekennen, nicht um Vergebung flehen, und der siegreichen Wahrheit sich unterwerfen; sie bleiben hartnäckig, was sie bisher gewesen, und bemühen sich fernerhin zu scheinen, was sie nicht seyn wollen; sie bleiben reißende Wölfe, und legen die erborgten Gewande nicht ab. Allein die Wolfsgier und die Wolfsklauen lassen sich unter dem Schafspelz nicht bergen; das Ungethüm des Stolzes kann unter dem Gewande der Demuth, der grimmige Neid unter dem Gewande der Sanftmuth nicht verheimlicht bleiben. Kaum hatte der Herr ihre bösliche Hoffart und Heuchelei gerügt, und zu bessern Bestrebungen sie aufgefordert, kaum hatte das Lamm ihre Schafskleider gelüftet, und schon zeigten sie sich, wie sie waren; als Wölfe umschlichen, umwitterten, umlauerten sie ihn, als Wölfe endlich fielen sie über das Lamm Gottes her, um es zu zerfleischen. Denn die Pharisäer, und nur sie allein, waren die eigentlichsten und unversöhnlichsten Widersacher Christi; sie, die Frömmler und Eiferer, waren die entschiedensten Feinde der Wahrheit, wie aller geistigen Wohlfahrt der Menschen.

Aber wer weiß dieses nicht? Und wer hat ihren berüchtigten Namen nicht tausend Mal gehört und verabscheut? Wozu jede weite und breite Exposition über die alten Pharisäer, die nicht mehr sind? Wichtiger und beachtenswürdiger sind wohl jene neuen Hypocriten, die in der christlichen Kirche, wenn auch in veränderter Gestalt, eben so gut sich finden, als einst in der Synagoge! — In der christlichen, sichtbaren, katholischen Kirche? — Allerdings; wer kann, wer wird es läugnen? »Ein Hirt, Ein Schafstall, Eine Herde,« aber mitten in dieser Herde finden auch die Wölfe ihre Rechnung, sofern sie nur zu einiger Verkleidung sich verstehen. Wenn es wahr ist, daß die Johanniter (im Jahre 1523) die Insel Rhodus eroberten, indem diese gewaffneten Ritter in der Abenddämmerung, mit Schafspelzen bedeckt und auf den Händen und Füßen kriechend, unter die Herden sich mischten, mit welchen sie unbemerkt in das Innere des Landes vordrangen, so ist diese Begebenheit zwar abenteuerlich und seltsam genug, allein sie erinnert nur allzu lebhaft an die zahllosen Verwüstungen, welche die räuberischen Wölfe in Schafspelzen in der Kirche angerichtet haben, zumal wenn sie, wie der Anführer jener Ritter von Rhodus, in diesem Gewande als Hirten der Herde erschienen.

Ja noch grellere Kunde davon gibt eine, zwar nicht äsopische Fabel, welche der Patriarch von Alexandria einst dem Kaiser Andronicus vorgetra-

gen, um ihn vor seinem Lieblinge Anastasius, dem Kirchenoberhaupte von Constantinopel, zu warnen. Ein armer Schuhmacher, so erzählte er, hatte sich zum Haushofmeister und Gesellschafter einen schneeweißen Kater bestellt, der, seiner angebornen Pflicht gemäß, täglich ein Mäuschen fing, aber auch mit diesem Tagewerke sich begnügte. Eines Tages jedoch trug es sich zu, daß er (auf eine Weise, die nach eines berühmten Dichters Definition ganz eigentlich ein Zufall zu nennen ist), in den großen Topf hineinfiel, worin der Schuhmacher seine schwarze Wachsfarbe aufbewahrte. Wie er nun aus diesem stehenden See ganz schwarz hervorkam, und die lauernden und nagenden Winkel- und Höhlenbewohner ihn in der neuen Tracht erblickten, hielten sie untereinander Rath, und sprachen: Soviel sich aus vernünftigen Combinationen, aus psychologischen Forschungen, und aus der fanatischen Tendenz eines gewissen schleichenden Pseudo-Zeitgeistes entnehmen läßt, ist es klar, daß unser Feind und Verfolger sich plötzlich bekehrt, pietistische Grundsätze angenommen, geistliche Gelübde abgelegt, und ein Mönchskleid angezogen habe; von dieser Stunde an ist ihm, hier im Morgenlande, der Genuß aller Fleischspeisen untersagt, und unter den nunmehr obwaltenden Verhältnissen haben wir von ihm nichts mehr zu befahren. Nach so gefaßtem Beschlusse kamen sie nun, eines weitern Spielraums sich zu erfreuen, insge-

sammt aus ihren Schlupfwinkeln hervor; allein da Hinze weder träge noch großmüthig genug war, einen so unerwarteten Vortheil aus den Klauen zu lassen, so erlitten sie eine ungeheure Niederlage. Da seufzten dann die Flüchtlinge in allzu später Reue: unser Feind hat nur Gewand und Farbe verwechselt, seine Gemüthsart ist, nach wie vor, dieselbe geblieben! — Diese, im Geschmacke des vielberühmten Reinecke Fuchs erfundene Fabel, paßte nur allzu treffend auf den verwahrlosten Zustand der damaligen orientalischen Kirche; was aber die ferneren Anwendungen der böslichen Fabel betrifft, so kann man sie dem Scharfblicke jener Edelfalken überlassen, die allzeit kampflustig auf das Gebiet der katholischen Kirche herablauern, worüber sie so hoch erhaben sich dünken, und die oft nur deßhalb ihren Geistesflug bis zu vermeintlicher Ätherklarheit erschwingen, um von so reinen Höhen herab, auf alles zu stoßen, was ihrer Ansicht nach, pharisäisch im Finstern schleicht.

Mögen sie das immerhin! mögen sie sich ergetzen und jubiliren, in den Finsternissen des grauen Mittelalters, des schwarzen Mönchthums, und der nebligen Proselytenmacherei die wüsten Ungeheuer ihrer eigenen Fantasie aufzujagen, wer wird ihnen die tröstliche Beschäftigung verwehren? oder wer kann, ihnen gegenüber, behaupten, daß die Kirche, obwohl heilig, keine unheiligen und scheinheiligen Glieder besitze? Schon Hieronymus führte Klage

darüber: »wahrlich eine abenteuerliche Erscheinung, sprach er: den Anstrich von Taubeneinfalt mit den Absichten eines Raubthiers zu vereinen, den Stand eines Lammes, mit der wilden Gier des Wolfes; innen ein Nero, außen ein Cato!« Allein seufzet nicht Paulus schon über die falschen Brüder, die falschen Apostel? hat er nicht die reißenden Wölfe angemeldet, die nach ihm kommen würden? Woher alle Leiden der Kirche, alle Verfälschungen der reinen Lehre und Tradition, alle Spaltungen und Trennungen, und endlich der, über alle diese Parteien triumphirende, höhnische Unglaube? Die Nämlichen, welche Christum verfolgten, lästerten und zerrissen, dieselben verfolgen, lästern und zerreißen, von Jahrhundert zu Jahrhundert, noch immer seinen Leib, seine Kirche. Wo war je ein Jammer in der großen Christengesellschaft, den die Wölfe im Schafsgewande, die falschen Christen und die falschen Hirten, nicht angerichtet hätten?

Allein, wie in jedem Jahrhunderte wenigstens drei Mal Moden und Manieren sich ändern, so sind zwar die Wolfsnaturen selbst die alten geblieben, die ehemaligen Schafskleider aber, die Gewande und Formeln äußerlicher Frömmigkeit, sind längst aus dem Schwange gekommen, und mit altdeutschen Wämmsern und ältlich-deutschen Perücken in die großen Rumpelkammern ausgedienter Dinge geworfen worden. Trifft man unter alt- und rechtgläubi-

gen Christen auch hie und da einige Pharisäer an, die man, sie seyen Frauen oder Männer, als Betschwestern abfertigt, so ist doch ihre Zahl nicht erheblich, da unter dem kleinen Häufchen der Rechtgläubigen doch wahrlich kein großer Haufe von Pharisäern sich finden kann, und überdieß solch ein Gewerbe weder Ehre noch Vortheil mehr gewährt. Um so größer ist die Zahl, und um so blendender der Glanz der modernen Pharisäer, welche, obgleich sie die alten Satzungen und Formen grundsätzlich und förmlich verlassen, und ihre Schafskleider nach den Forderungen des neuesten Geschmackes recht eigentlich modificirt haben, doch mit den alt verschollenen Spitz- und Langbärten und Meistern in Israel in bester Parallele stehen. Denn die alten Pharisäer zwar redeten viel von der heiligen Wahrheit, und von der göttlichen Liebe, doch war dieß alles nur Wortkram und Wortprunk, und ihr ganzes Lehrgebäude ohne Grund, denn sie glaubten nicht an Christum; machen die neuen es anders? Sie schwärmen zuweilen viel, zumal in einer milden Punschbegeisterung, vom Allvater, und von der Würde des Lebens, aber »wer den Sohn läugnet, hat auch den Vater nicht,« und »wer den Sohn nicht hat, hat das Leben nicht.« (I Joh. 2. u. 5.) Die alten Pharisäer bauten auf ihre Tugend und ihre Verdienste, und schrieben sich selber alles Gute zu; solche Hochschätzung von sich selbst hegen auch

die modernen. Die alten Pharisäer sahen verächtlich auf gemeine und unwissende Menschen herab, und dieses Geistes voll war Einer ihrer Fürsten im zweiten Jahrhunderte: Rabbi Judas, der, nachdem er einen Taglöhner gegrüßt hatte, reumüthig seufzte und ausrief: wehe mir, ich habe einem Manne aus dem Pöbel mein Brot gegeben! Die neuen hingegen blicken mit unermeßlichem Hochmuth auf Apostel, Kirchenväter und Lehrer, auf die gesammte Kirche, und das ganze Alterthum hernieder, sie sind über diese alle erhaben, sie danken Gott, daß sie nicht so albern sind, wie andere Leute.

Die alten Pharisäer mieden bloß die äußerlichen, von Andren bemerkbaren Fehltritte, und übten nur äußerliche Scheintugenden; die neuen sind jenen betrübten Krämern ähnlich, welche in ihrem Laden selbst nichts Tüchtiges, oder doch nichts Eigenes haben, aber in ihre Auslagskästen, hinter broncirten Mahagonyrahmen und Spiegelfenstern alles aufs zierlichste ausbreiten, was Kauflustigen ins Auge leuchtet. Mit Andacht, Gottesfurcht, Glauben, Keuschheit, Demuth machen sie wenig Prunk, ja solche Artikel führen sie gar nicht, was sie aber etwan von Belesenheit, sogenannter edler Herzensgüte, und selbstgeschaffener Weisheit besitzen, wird zur Schau gestellt. An den alten Pharisäern rügte der Herr, daß sie, so oft sie Almosen austheilten, Trompeten vor sich her blasen ließen; den neuen muß, statt

dieser Fama, die gedruckte Anzeige dienen, sonst hätten die milden Geber ihren Lohn nicht dahin. Den alten warf Jesus die Thorheit vor, daß sie kleine Fehler und Verletzungen menschlicher Bräuche sehr hoch anrechneten, während sie grobe Sünden ohne Furcht begingen, daß sie Mücken seigten, und Kamele verschlangen; die neuen, zumal diejenigen, die des seichten Moralisirens kundig sind, ziehen gegen gewisse kleinere Fehler, (die sie zwar auch selber begehen) mit schwerem Geschütze zu Felde, während sie grobe Laster in Schutz nehmen, und, indem sie selbe für Tugenden erklären, unter ihren Fahnen streiten. Sie predigen ihren Kindern und Hausgenossen, und geben ihnen, in eigner Person, die schlechtesten Beispiele; sie preisen die Ordnung, den Gehorsam, die reine Sitte, und rühmen sich ihres Unglaubens, und ihrer lockern Lebensweise; sie eifern für Nächstenliebe, Glaubensfreiheit, Duldung, und können es über sich nicht gewinnen, einen katholisch Gesinnten ungeneckt zu lassen. Sind solche Leute, in ihrer honetten Außenseite, nicht eben auch Wölfe in Schafskleidern? Ist nicht jeder Unlautere, jeder Wucherer, jeder Verleumder, jeder Verhöhner Christi ein Wolf, so vermeintlich honett (honestus) er auch immer erscheine?

Aber wo von den Wölfen im Schafspelze so vielerlei preisliche Dinge gemeldet werden, dürfte

es auch an seinem Orte seyn, einen Wolf im Wolfspelze auftreten zu lassen, dessen Mißgeschick und wehmuthsvolle Klage, treffend genug, der alte Plutarch erzählt. Dieser trübsinnige Wolf, weniger vom Muth als vom Hunger getrieben, schlich aus seinem Walde hervor, recognoscirte die Festungswerke der Schafhürde, packte, so umsichtig als möglich, ein schlecht bewachtes Lamm, und schleppte es, so schnell er's vermochte, dem Walde zu. Allein die Hirten, die alsbald seiner gewahr wurden, stießen ins Horn, griffen mit ungeheurem Lärm zu den Waffen, und verfolgten ihn mit Stangen, Steinen, Keulen und bellenden Hunden in solcher Uebermacht, daß Isegrimm, bedrängt und geängstigt, seinen Raub aus den Zähnen ließ, und schleunig in das Dickicht sich rettete. Spät um die Abenddämmerung dampfte ihm von der Hirtenwohnung herüber ein lieblicher Wohlgeruch zu, der mit unwiderstehlicher Gewalt ihn fortzog. Sachten Schrittes schlich er dorthin, und blinzte mit seinem Wolfsgesicht durch das Fenstergitter in die Hütte hinein; da sah er die Hirten beisammen sitzend, wie sie eben, in aller Unschuld und Fröhlichkeit, nicht allein jenes Lamm, sondern auch ein Rind verzehrten, daß eigentlich für den Tisch des Besitzers der Herde bestimmt war. Da sprach denn Isegrimm zu den Hunden, welche mit den Knochen sich erlustigten, und zu den Hirten selbst: seyd gegrüßt, ihr Wackeren!

hütet ihr so die Herde? wenn ich das gethan hätte, welch ein Lärm wäre da nicht entstanden! So sprach er, und begab sich, nach gehaltener Lection, eiligst zurück, um nicht den Lohn der Wahrheit zu empfangen.

Wie scharf trifft nicht diese Lection alle jene schlagfertigen Moralisten, die unbarmherzig über jeden Fehler herfallen, denn sie an Andren beobachten, während sie selber ungleich größerer Vergehen sich bewußt sind! Ist dieß nicht die Gerechtigkeit der Pharisäer? Und was sagt der Herr von ihr? »Wenn eure Gerechtigkeit nicht größer ist, als jene der Pharisäer, so werdet ihr ins Himmelreich nicht eingehen.« Wie dann aber, wenn die Gerechtigkeit der Mehrzahl von Christen nicht allein nicht größer, sondern sogar beträchtlich kleiner ist, als jene der Pharisäer, wie werden sie den Eingang ins Reich der Klarheit finden? Die alten Pharisäer, so arg sie auch waren, hielten doch das göttliche Gesetz für das Höchste, sie verabscheuten alle Fluchworte und Lästerungen, sie waren erklärte Feinde der Unsittlichkeit, sie gaben reichliche Almosen, sie lebten höchst mäßig, sie besuchten oft den Tempel, sie schämten sich nicht, öffentlich zu beten. Alles dieses, in sich betrachtet, war löblich, und ward ihnen nur der falschen Absicht wegen zur Sünde; sie bekannten sich zur Frömmigkeit, nur war diese nicht die lautere und echte. Die neuen Pharisäer hingegen verurtheilen alle katholischen Übungen der Fröm-

migkeit, der unechten wie der echten, und wo immer sie eines Frommen gewahr werden, der sich des Gebetes nicht schämt, so werfen sie ihm flugs den Namen eines alten Pharisäers zu. O Frömmigkeit, o Frömmigkeit, wie übel ergeht es dir auf Erden!

Es war mir, so erzählet Petrus Firmianus *) einstmals im Traume, als befände ich mich mitten in einem dichten Walde. Die tiefste Stille herrschte rings umher, kein Blatt bewegte sich, kein Vogel hüpfte durch die Zweige; von dieser Abgeschiedenheit und dem ernsten Halbdunkel in einige Furcht gesetzt, schritt ich zögernd fürder, als eine seufzende und klagende Stimme in mein Ohr drang. Vorsichtig schlich ich waldeinwärts, der Stimme mich nähernd, und wie ich die Zweige auseinander bog, sah ich auf dem Rasenplatze unter den Bäumen eine nicht minder schöne als ehrwürdige Matrone sitzen. Sie hielt ein Kreuz in der Hand, das sie gebeugten Hauptes betrachtete, ihr Gewand war rauh und dürftig, doch ehrbar, ihr Antlitz von Thränen benetzt, und von mildem Schimmer umflossen. Ich vernahm nun deutlich die Worte ihrer Klage. O Frömmigkeit, so lautete ihr Monolog, o betrübte bedrängte Frömmigkeit, wie wirst du überall von den Sterblichen verfolgt, und aus ihren Wohnungen verwiesen! Was für ein Verbrechen lastet auf dir, daß dir so

*) Ein geistreicher Schriftsteller zu Paris im 17. Jahrhunderte, dessen Gyges Gallus vordem berühmt war.

feindlich begegnet wird? Aus dem Haushalte der Niederen wie der Hohen, von Straßen und Märkten wirst du vertrieben, selbst in Tempeln und Klöstern will man dich kaum mehr dulden. Welcher Ort auf Erden soll dir noch Zuflucht gewähren? Wird nicht dieser Wald auch Feinde beherbergen, die dich verscheuchen? Ach, es ist kein Ausweg für dich, als in den Himmel zurückzukehren, von wannen du gekommen bist, aber auf Erden soll ja deine Heimath seyn! — Als ich die edle Matrone so klagen hörte, konnte ich nicht länger mich verborgen halten, ich warf mich ihr zu Füßen, ich rief: klage nicht mehr, siehe hier einen Menschen, der bereit ist, dir treu und beharrlich zu dienen, und bei dir zu verweilen, so lange dieß Waldesdunkel dir gefällt! Die Matrone sah mit mißtrauendem Blicke mich an, und ehe ich mich dessen versah, hatte sie sich aufgerafft, und war flüchtigen Fußes fortgeeilt, so daß sie zwischen den Bäumen verschwand. Vergeblich suchte ich den Pfad, auf welchem sie entwichen; so weich der Boden war, und so hoch der Graswuchs, konnte ich dennoch keine Spur ihrer Fußtritte gewahren, woraus ich wohl schließen mußte, daß ihr Leib nicht so irdisch und schwer seyn mochte, als es bei den Sterblichen der Fall ist, wenn man sie auch den Sylphiden und Grazien vergleicht. Dennoch war mein Verlangen, die Entflohene wieder zu finden, dadurch nicht zurückgeschreckt, ich schritt viel-

mehr, aufs Gerathewohl, emsig fort, weinend und rufend: O Frömmigkeit, o Frömmigkeit, zeige dich mir, höre mich! bis ich aus dem Waldgestrippe heraustretend, eine öde und felsige Gegend vor mir sah, aus welcher mir dieselben Worte zugerufen wurden.

Erfreut von so freundlichem Rufe, der mir den Ort zu melden schien, wo die Vielgesuchte zu finden sey, eilte ich der Gegend zu, irrte zwischen felsigen Klüften und Steinwänden umher, und erkannte mit Mißmuth, daß nur ein Echo mich getäuscht habe. Ich arbeitete mich also zwischen diesen Felsen heraus, in welchen nichts denn leerer Schall wohnte, und hatte meinen Weg nicht lange fortgesetzt, als ich einem sehr höflichen und artigen Manne begegnete, den ich dringend fragte, ob er die Frömmigkeit nicht angetroffen habe? Der Artige lächelte, und sprach im verbindlichen Tone: Was dieß betrifft, da kann ich dienen. Die sehr schätzbare Dame wohnt nicht ferne von hier, und ich, sonder Ruhm, habe die Ehre, von ihr mit einiger Auszeichnung behandelt zu werden. Er nahm mich auch sogleich bei der Hand, um mich in die Villa zu führen, redete aber, im Gehen, von ihrem Lobe in so zartblumigen, zärtlichen, zierlichen, süßlichen Worten, und mischte so viel Wonniges, Seliges, Gemüthliches, Überschwengliches, Mildigliches, Thränenthauiges, Mondenschimmriges, Blumenäugiges, Wunderliebliches und Herzergreifendes in seine Mitthei-

lungen ein, daß ich schon ahnen mußte, an den Unrechten gerathen zu seyn. Inzwischen traten wir in ein prächtiges Haus, und in einen eleganten Salon, wo ich der breitbelobten Dame vorgestellt wurde, welche, auf dem Sopha zierlich hingegossen, eben so sehr durch die zarte Schönheit ihres Angesichts, als durch die Pracht ihrer Kleidung glänzte. Allein durch alles dieß konnte eine namhafte Unförmlichkeit nicht verborgen werden; die Finger nämlich sammt den Händen, obgleich mit blitzenden Edelsteinen geziert, waren gelähmt, verdreht, verbogen, zu jeglichem Werke untauglich. Sehr achtbarer Gentleman, sprach ich da zu meinem Führer, ist es diese, welche du die Frömmigkeit nennst? verehre sie immerhin und huldige ihr, sowie es dir gut dünkt; ich meinerseits kenne und suche eine Andere dieses Namens, die einfacher und schlichter sich kleidet und Hände besitzt, welche der Arbeit und Beschäftigung fähig sind.

Zürnend schritt ich über Schwelle und Etiquette hinaus, und befand mich, wie dieß in der Traumwelt zu geschehen pflegt, plötzlich in einem andren, hohen und stattlichen Gebäude, höchst einfachen dorischen Styls, mit kahlen weißen Wänden; dort sah ich einen Altar, auf welchem eine gemalte Weingeistflamme brannte, mit der Überschrift: der Frömmigkeit geweiht; mancherlei Leute gruppirten sich rings herum, die Frömmigkeit selbst war nicht zu sehen. Da fragte ich denn einen von

den Phlegmatischen: wo ist sie denn, die Himmlische, die ihr hier verehret? Er aber schlug das poetisch-romantisch-pittoreske Taschenbuch zu, worin er eben sehr andächtig gelesen, und erwiederte, mitleidig lächelnd: die Natur der Frömmigkeit, mein Freund, ist von der Art, daß sie mit den Sinnen durchaus nicht wahrgenommen wird, sie ist rein geistig und innerlich, und hat mit äußeren Formen und Formeln nichts gemein; sie ist eine geistige Erhebung der Seele, und eine seelische Stimmung des Geistes; die erste als religiöses Denken, die zweite als religiöses Gefühl, beides jedoch unter der Herrschaft der wissenden und denkenden Vernunft, im Geiste und in der Wahrheit! — Er war im Begriffe, noch viel mehr von derlei geistiger, innerlicher, unsichtbarer und unfruchtbarer, subtiler Sublimität mir mitzutheilen; ich aber ging, entrüsteter als zuvor, meiner Wege, und nachdem ich noch eine Zeitlang umher geirrt, fand ich die lang Gesuchte endlich auf einer einsamen waldigen Höhe, und weil ich so vieles Ungemach bestanden, verhieß sie mir, nicht ferner mich zu fliehen.

Bis hieher reicht der Traum des wackern Petrus Firmianus, und da es billig ist, einen so gründlichen Traum auch gründlich zu deuten, so fragt sich's zuerst, warum die echte, katholische Frömmigkeit auf der Flucht sey? Sie ist es aber aus zweifachem Grunde, und zwar erstlich: weil man sie nirgend

mehr dulden will. Kaum, daß sie irgendwo sich zeigt, es sey nun in Dörfern, es sey in Städten, in Hütten oder in Pallästen, gleich erhebt sich das Feldgeschrei: Frömmelei, Gleißnerei, Heuchelei, Pharisäismus! Muß da die zartfühlige, schüchterne Frömmigkeit, die dem Lärm und Aufsehen nicht hold ist, nicht erschrecken und die Flucht ergreifen? Sie wird aber, zweitens, noch auf andre Weise, und zwar selbst von Jenen in die Flucht gejagt, die ihr freundlich entgegenkommen, und ihr eine Heimath anbieten. Denn wie geschwind wird man ihrer Gesellschaft nicht überdrüßig, wie bald geschiehts nicht, daß man ihrer sich schämt, und wie leicht ists nicht, sie ohne viel Umstände abzufertigen? In der That, sie gefällt den Sterblichen nicht lange, und hat von ihnen keine dauernde Treue zu gewarten; denn sie ist den Begierden und Leidenschaften feind, im Verkehr verkehrter Geschäfte unbehülflich, zu Betrug und schlauen Künsten unbrauchbar und allzu einfältig; sie verschmäht die Wollüste, sie fliehet das Lob, sie sieht so beharrlich in die Zukunft und in die Höhe, daß sie der Tröstungen des Augenblicks nicht achtet! sie versteht, wie man zu sagen pflegt, keinen Scherz, und liebt die Thränen mehr als das Gelächter; so ist dann die Himmelstochter fast immer auf der Flucht, und wenn zwar nicht Wenige, die eine Zeitlang ihr Herberge gegönnt, sie nur für jetzt (ad interim), nach der Forderung irgend einer

bellenden Leidenschaft, verabschieden, mit der Verheißung, sie seiner Zeit wieder einzuberufen, so ist sie doch zu zarten Sinnes, als daß sie so leichtlich wiederkehren möchte.

Wo wird man also die Fliehende antreffen? Wo soll man sie suchen? Man hört zwar über sie des Redens und Sagens viel, doch sind diese Stimmen ein hohles Echo bloß, — je härter und ferner die Felsen, desto vernehmlicher tönt es von ihnen zurück; und je härter die Herzen, desto kräftiger die Schallstrahlen moralischer und frommer Reflexionen. Nein, nicht in leeren Worten besteht die Frömmigkeit, aber vielleicht beruhet sie in süßen, sanften, anmuthigen Gefühlen? Manchen scheint es so, allein sie träumen von jener weichlichen und geschmückten Matrone, welcher die thätigen Hände fehlen. Unter ihren Auspicien stehen die Frömmlinge, die ohne Entsagung, ohne Entbehrung, ohne Überwindung, ohne Opfer, ohne thätiges Mitleid für den Nächsten, ohne strenge Aufsicht über ihre eigenen Neigungen und Fehler, dem Gottesdienste einige Muße schenken, um auch in der Andacht einige Unterhaltung zu finden. Es sind dieß die Wespen und Hummeln im irdischen Gottesgarten, die auf den geistigen Blumen und Blüthen umher schwärmen, um Süßigkeit zu saugen, aus der sie doch keinen Honig bereiten. Sie können auch jenen Cherub- und Seraphsbildern verglichen

werden, welche die Maler als bloße Köpfe mit Flügeln, ohne Füße oder Hände, darzustellen pflegen; denn sie möchten bloß fliegen und schauen, sich im Geiste erheben, und in himmlischen Wonnen schwimmen, ohne doch etwas zu thun, was ihnen zum Heil gereichte. Dieß sind die Menschen, die, wie der Apostel sie schildert, »nur sich selber lieben, die zwar den Anschein der Frömmigkeit haben, aber die Kraft derselben verläugnen.« (2. Timoth. 3.) Was ist diese scheinbare Frömmigkeit ohne die Tugend der Frömmigkeit? Es ist die, bereits oben belobte Frömmigkeit ohne Hände.

Aber ist dieß nicht allzu weit gegangen? Gibt es nicht ohnehin der Kostverächter zu viele, die nicht Worte genug finden können, eine jegliche Frömmigkeit anzuschwärzen, die weniger mit äußerlichem Wohlthun und Wirken, als mit dem Gebet, der Contemplation, dem innern Leben sich beschäftigt? Diese altklugen Tadler fordern sogar den großen Antonius, den Hilarion, sammt den übrigen Anachoreten, und allen Jungfrauen von Bethlehem und vom Carmel vor ihren winzigen Richterstuhl, und verurtheilen sie als Müßiggänger, ohne einen Begriff von jener heldenmüthigen Entsagung, jenen herrlichen Kämpfen und Verdiensten zu haben, durch welche sie Leuchten und Wohlthäter des gesammten Menschengeschlechtes geworden sind. Ja, noch weiter gehen sie, diese Karrenschieber moderner Ansich-

ten; sie haben vom Hörensagen zwei evangelische Texte sich gemerkt: einen von der falschen Heiligkeit der Pharisäer, den andren von der Anbetung im Geiste und in der Wahrheit; beides nach ihrer Weise combinirend, dringen sie, bei einem Glase Wein oder Bier, im gährenden Geiste und schäumenden Eifer auf die Anbetung im Geiste und in der Wahrheit: wozu die äußeren Zeichen? wozu die knieende Stellung? wozu Worte und Gebräuche? wozu überhaupt all der Prunk und das Ceremoniel der katholischen Kirche?

Auch diese Leute, sammt ihren feiner gebildeten philosophirenden Tonangebern, finden sich mitten in der Traumwelt des Petrus Firmianus; da steht der Altar der Frömmigkeit, zur Schau aufgestellt im rationalistischen Gottheitstempel, aber die Frömmigkeit selbst ist nirgends zu sehen. Die sichtbaren Christen haben, wie eine innere Kirche, so auch ein unsichtbares Christenthum sich auserkoren, von welchem kein Zeichen zu Tage kommt; sie beten nicht, sie knieen nicht, sie verachten das Zeichen des Kreuzes, sie bedürfen keines sogenannten Gotteshauses; als Menschen sind sie, ohne Hehl, ganz körperlich und sinnlich, als Christen sind sie ganz geistig, dem forschenden Auge entrückt, aus der alten Glaubensbahn verrückt, wer wird sie erkennen, wer sie finden? Umsonst hat Christus Jesus seine Augen zum Himmel erhoben, umsonst gekniet, ja sein Antlitz zur

Erde gebeugt! Umsonst hat er das mündliche Gebet gelehrt, die sichtbare Kirche gegründet, als die Stadt auf der Höhe, die nicht verborgen seyn kann; umsonst hat er die Sacramente gestiftet, als sichtbare Zeichen einer unsichtbaren Gabe, umsonst ist er Mensch geworden, um der Eine Mittler Gottes und der Menschen zu seyn!

Allein jene Verächter der christlichen Frömmigkeit vergessen, wie dieses alles, so auch das allbekannte Geheimniß, daß der Mensch kein purer Geist sey, sondern aus Leib und Geist bestehe, welche beide, bei aller wesenhaften Verschiedenheit, eine persönliche Einheit bilden. So ist folglich der Mensch verpflichtet, seinem Schöpfer, Gebieter und Erretter »im Geiste und in der Wahrheit« Ehrerbietung zu bezeigen, also mit Leib und Seele, denn diese machen in Wahrheit den vollkommenen Menschen aus, wenn der göttliche Geist sie beherrscht und lenkt. Darum geschieht es auch, wie Augustinus bemerkt, daß die äußere Frömmigkeit zwar von der innern, die im Geiste entsteht, erwecket und veranlaßt wird, aber auch in diese ihre Quelle zurückfließt, so daß die innere Andacht durch die äußere unterstützt und vermehrt wird. Wo wird wohl Jemand von einer Stimmung der Andacht heimgesucht werden, der, obwohl gesund und kräftig, doch nicht anders als sitzend, liegend, oder in sonst einer behaglichen und trägen

Stellung, ohne Zeichen äußerlicher Ehrfurcht, zu seinem dürftigen Gebete sich anschickt?

Demnach gibt es auch zwei Unterordnungen von Pharisäern unter den Christen, die in entgegengesetzte Richtungen ausgehen; die Einen nämlich fingiren eine leibliche Frömmigkeit ohne Geist, die Andren eine geistige Frömmigkeit ohne Leib. Die Ersteren begnügen sich hauptsächlich mit äußeren, körperlichen Übungen, sie bearbeiten sich im mündlichen Gebete, oft ohne Geist und Sinn; sie bezeichnen sich oft und viel mit dem höchsten und bedeutsamsten Zeichen, nämlich jenem des Kreuzes, doch ohne Freunde des Kreuzes zu seyn; sie halten pünktlich ihre gottesdienstlichen Übungen, doch ohne Gott zu dienen. Die Andren trösten sich mit dem geistreichen Gedanken, rein im Geiste Gott zu verehren, doch eben weil sie so geistreich seyn wollen, gehören sie nicht zu den Armen im Geiste, und haben der Kirche, ihrer Erzieherinn und Mutter, den Gehorsam aufgesagt. Eine Partei verurtheilt, auf gut pharisäisch, wechselseitig die andre, allein die katholische Kirche, vom heiligen Geiste geleitet, erklärt sich gegen beide; sie hat mit zärtlicher Sorgfalt stets dafür gesorgt, daß ihre Kinder in keiner einseitigen und haltlosen Frömmigkeit verkümmern. Alle Mysterien, Gebete und Andachten der Kirche sind Geist und Wahrheit, aber sie sind überdieß, wie es

so erhabenen Functionen ziemt, mit Anstand und Schönheit geordnet, durch festliche Gewande und andere Zierden dem äußern Sinne symbolisirt, und, wie wenigstens die Kirche will, die das Abgeschmackte, Baroke und Manierirte nie gebilligt hat, mit allem Großen und Edlen geschmückt, was die bauende, malende, formende und tönende Kunst aus ihren heiligen Tiefen hervorzubringen vermag, um auf solche Weise nicht den Geist, nicht den Sinnenleib, sondern den Menschen, in seiner ganzen, unzersplitterten Natur zu beschäftigen, zu erfreuen, zu erheben.

Und darum geht auch die Warnung Christi: »hütet euch vor dem Sauerteig der Pharisäer und Schriftgelehrten!« durch alle Zeiten hindurch. Was auch die schöngeistigen, deistischen Pharisäer und die gegen die Schrift gekehrten Schriftgelehrten, sammt ihren ungelehrten Anhängern gegen die äußerliche Frömmigkeit einzuwenden haben, wie zum Beispiel gegen die Kleidung der Geistlichen und der Religiosen, gegen die äußern Formen der katholischen Andacht, gegen die Sorgfalt für äußere Zucht und Sitte; so lehrt hinwiederum der heilige Augustinus: daß die Schäflein Christi nicht deßhalb ihre Gewande abzulegen brauchen, weil zuweilen auch die Wölfe sich darin verkleiden. Und was immerhin gegen die innere Frömmigkeit, gegen die Übung des Gebetes geschmähet werden mag, welcher Einsichtsvolle wird

deßhalb davon ablassen, damit er von modernen Pharisäern nicht ein alter Pharisäer genannt werde? »Wer die ewige Wahrheiten nicht betrachtet, sagt der große Johannes Gerson, kann ohne Wunder nicht als ein Christ leben.« — »Ohne viel Gebet, sprach S. Aloysius, wird man auch nicht viele Tugend finden.« Was immer für Vorurtheile endlich gegen die echte, innere und äußere Frömmigkeit im Schwange gehen, »die Frömmigkeit, lehrt der Apostel, ist zu allen Dingen nützlich.« Welche? Die innerlich und geistig ist, doch aber arbeitsame Hände besitzt; die täglich und stündlich geübt und erworben wird durch Beherzigung des Wahren und Rechten, durch Versammlung des Geistes, durch Mühe und Selbstüberwindung, im Wirken und im Leiden; diese Frömmigkeit ist es, von welcher Paulus an seinen Jünger Timotheus schrieb: »Übe dich heldenmüthig in der Frömmigkeit« (die mehr in Übung als Worten beruht), »denn die körperliche Übung zwar ist zu geringen (irdischen) Zwecken nützlich, die Frömmigkeit aber ist zu allen Dingen nützlich, weil sie die Verheißung des gegenwärtigen Lebens hat, wie des künftigen. Eine getreue Rede, und aller Beherzigung werth! Denn darum mühen wir uns, und arbeiten, und werden gelästert und verschmähet, weil wir hoffen auf den lebendigen Gott, der ein Erlöser ist aller Menschen, zumal der Gläubigen und Wahrhaften! (I. Timoth. 4.)

*

Zurück in eure Schatten,
Ihr alten Pharisäer!
Die neuen, blanken, glatten
Sie stehen uns viel näher.
Ob mit, ob ohne Zeichen,
Ob Aug'= ob Wortverdreher,
Ob rasch sie gehn, ob schleichen
Ob Hell= ob Dunkelseher,
Stets ist ihr Thun das alte,
Stets sind sie herbe Schmäher,
Und stehn an jeder Spalte,
Als schadenfrohe Späher.

Doch forschet man auch heute
Dem alten Wortsinn näher,
Und fragt, was wohl bedeute
Das Wörtlein Pharisäer?
So wird die Antwort klingen:
Es sind ganz eig'ne Leute,
Die sich in allen Dingen
So recht gleich »Sonderlingen«
Von rohen Lüsten scheiden,
Die das Gemeine meiden,
In Freuden wie in Leiden
Zu Höherm sich erschwingen;
Willst du dein Heil erreichen?
O Christ, thu' auch desgleichen!

III.

Judas Iscarioth.

»Habe ich nicht Zwölf auserwählt, und Einer aus euch ist ein Teufel? Er meinte aber damit den Judas Iscarioth, Sohn des Simon.« (Joh. 6, 71.)

In der Wüste von Bethsaida hatte Jesus die Tausende von Menschen, die ihm nachgefolgt, mit wundersam vervielfältigtem Brote gespeiset; gleich nachher verbarg er sich vor ihnen, kam, über das Meer wandelnd, zu seinen Jüngern in das Schifflein, und landete in Capharnaum. Vergeblich suchten ihn jene Pilger, bis sie mit Anderen, die von Tiberias zu Schiffe herübergekommen, nach Capharnaum hinüber schifften; dort fanden sie Jesum schon, und riefen staunend: Meister, wie bist du hieher gekommen? Er aber antwortete, nach seiner erhabenen Weise, anders, als die Frager erwarten konnten: »Ihr suchet mich, nicht weil ihr die Zeichen (meiner göttlichen Sendung) gesehen, sondern weil ihr von den Broden gegessen und euch gesättigt habt. Strebet nach einer Speise, die nicht verdirbt, sondern die da bleibt ins ewige Leben, die der Sohn

des Menschen euch spenden wird!« Und er fing an sie zu belehren über das Brot des unsterblichen Lebens, über das innerste und höchste Mysterium seiner allbelebenden Güte. Die Capharnaiten aber, sammt den Fremden, und vielen seiner Jünger, so wie alle Fremdlinge, Halb- und Irrgläubige in den folgenden Zeiten, empörten sich in ihrem groben Mißverstande, sie murrten: »das ist eine harte Rede, wer mag sie denn hören?« sie wandten ihm den Rücken, und wandelten hinfort nicht mehr mit ihm.

Jesus ließ sie gehen. Ja mit unveränderlicher Ruhe wandte er sich zu seinen Aposteln, und sprach: wollt auch ihr hinweggehen? es steht euch frei. Aber schmerzlich getroffen, mit weinenden Augen, mit weinendem Herzen, erwiederte, im Namen der Übrigen, Petrus: »Herr, zu wem sollen wir gehen?« — wenn wir Dich verlassen, durch wen sollen wir unser Heil finden? Nicht hart sind Deine Worte, »Du hast Worte des ewigen Lebens,« das wir von Dir allein zu erwerben hoffen, »denn wir glauben und haben erkannt, daß Du Christus, der Sohn Gottes bist!« Da heftete der Herr einen Blick voll Ernst und Wehmuth auf die kleine Zahl seiner Begleiter. »Habe ich nicht, sprach er: euch Zwölf erwählt, und doch ist Einer aus euch ein Teufel?« Er meinte aber damit, wie Johannes hinzusetzt, den Judas Iscarioth, seinen Verräther. Auch Er war Einer von den Jüngern, die gegen die Worte Jesu sich em-

pörten, doch ging er mit ihnen nicht hinweg, sondern blieb bei den Aposteln, theils um nicht auffallend zu werden, theils aus Arglist; denn was an die Gemeinschaft Jesu ihn kettete, war nicht das Gold der Liebe, sondern die Liebe des Goldes, das er in seinem Amte zu gewinnen hoffte. Der göttliche Meister aber, wie Chrysostomus und Cyrillus zeigen, wollte ihn nicht ausdrücklich bezeichnen und nennen, um ihn nicht zu beschämen und zu größerer Dreistigkeit zu reizen; er wollte ihn auch nicht gänzlich mit Stillschweigen übergehen, um sowohl den Schuldigen zu warnen, als die übrigen Apostel zur Wachsamkeit zu ermuntern. Und darum eben sprach er zu ihnen die furchtbaren Worte: Habe ich nicht euch Zwölf erwählt, zur höchsten Würde, zur Fülle meiner Freundschaft? und doch seyd ihr nicht Alle dankbar, nicht Alle treu, sondern »Einer aus euch ist ein Teufel!«

Und wahrlich auch dieß scheint ein harte Rede zu seyn; wer vermag sie zu hören? War nicht Judas ein Mensch, wie andere Menschen? Hatte er, damals wenigstens, einen empörenden Frevel verübt? Wie nannte ihn denn Jesus einen Teufel? Aber dieß ist nicht die einzige Frage. Jener lauernde Pharisäer, der den Gastfreundlichen spielte, hatte kaum die weinende Büßerinn zu den Füßen Jesu gesehen, als er schon mit dem Urtheil fertig war: »wenn dieser ein Prophet wäre, so würde er wohl wissen,

daß dieses Weib eine Sünderinn sey.« Was soll erst die pharisäische Urtheilskraft von dem Verhältnisse Jesu zu Judas schließen? Wenn er dämonische Bosheit in ihm sieht, wenn er ihn einen Teufel nennt, wie hat er ihn denn, kurz vorher, unter seine Apostel aufgenommen? hatte er nicht der Jünger genug, um einen bessern zu wählen? »Frage ihn, sagt Hieronymus: warum er den Verräther auserwählt, und warum er das Gemeingut ihm anvertraut, von dem er doch wußte, daß er ein Dieb war? Verlangst du die Ursache zu hören? Gott urtheilt nach der Gegenwart, nicht nach der Zukunft; er verdammt denjenigen nicht schon jetzt, von welchem er vorsieht, daß er dereinst ihm mißfällig seyn werde, sondern er hält ihn aufrecht, und gibt ihm Raum zur Buße.« Weil keine geistige Krankheit, in sich, unheilbar ist, es sey denn durch Hartnäckigkeit des Willens, so nahm der himmlische Meister gerade einen Judas auf, um ihn aus bösem Boden in gutes Gartenland, in die Gesellschaft der Apostel, zu verpflanzen. Und handelt er mit gleich großmüthiger Liebe nicht an allen Menschen, die er in seine Kirche, in seinen Leib aufnimmt, denen er alle Schätze seiner Güter spendet, wenn Viele gleich mit bitterstem Undank ihm vergelten?

Der Abt Romanus, einer der heiligsten Männer des fünften Jahrhunderts, der am Fuße des Juragebirges mehrere klösterliche Gemeinden stiftete,

und die wilden Waldthäler sowohl als die verwilderten Herzen cultivirte, nahm unbedenklich einen Jeglichen an, der um die Aufnahme bat. Einer der älteren Genossen des Hauses machte ihm einst Vorstellungen darüber, daß er solche Bitten allzu leicht gewähre, ohne vorher die Absicht und Gesinnung der Fremdlinge zu prüfen. Allein Romanus, sonst voll Güte und Sanftmuth, antwortete dieß Mal in einem sehr strengen Tone. Wer, sprach er, vermag das menschliche Herz zu durchschauen? wer darf sich erkühnen, das Maß der Gnaden auszurechnen, welche Gott einem Menschen noch ertheilen wird? Manche fangen eifrig und freudig an und erkalten in der Folge; Andere sind anfangs kalt und träge, und übertreffen späterhin an Eifer und Demuth alle Übrigen! So zwar sprach billig Romanus, als ein einfacher Mensch, der sich nicht zutrauen darf, die künftigen Wege seines Nächsten zuverlässig vorauszusehen. Wie aber verhielt sichs mit dem Gottmenschen, der die Herzen der Übrigen wirklich durchsah, der ihre zukünftigen Wege kannte, der das Maß der Gnaden, so einem Jeglichen zuzumessen, wußte, weil er selbst der Spender dieser Gnade ist? Wie wählte er den Verworfenen, und sah doch voraus, daß dieser alle Mittel des Heils vereiteln werde? Um uns zu zeigen, sagt Augustinus, daß wir die Bösen mitten unter den Guten ertragen sollen; um uns zu trösten, sagt Ambrosius, wenn

wir Undank und Verrath von unsren Freunden erfahren; um uns zu lehren, sagt ebenfalls Ambrosius, daß das Gebäude der göttlichen Wahrheit nicht erschüttert werde, wenn auch einzelne Menschen abfallen, es seyen nun Wenige oder Viele. »Habe ich nicht euch Zwölf erwählet?« Eine so winzig kleine Zahl hat der Herr erwählet, um die ganze Menschenwelt durch sie zu umstalten, und aus dieser kleinen Zahl fiel dennoch Einer; aber andrerseits sprach er auch: »zage nicht, du kleine Herde, denn es hat eurem Vater gefallen, euch das Reich zu geben!« Fürchtet nicht, wenn auch ganze Völker abtrünnig werden, mit den Stürzenden stürzet die Kirche nicht, sie ist auf einen Fels erbauet, nicht auf sterbliche, schwankende Menschen. Für das glänzendste Licht der orientalischen Kirche galt Origenes, für die Säule der abendländischen, Tertullianus; Origenes irrte, Tertullian stürzte, aber nicht mit ihnen die Kirche. Ja, wie es im Gedränge der Schlachten sich ereignet, daß, wenn ein Fahnenträger fällt, der Nächste an ihm die Fahne ergreift, so geschieht es stets im Kriegsheere Jesu, in der streitenden Kirche; der wohlbelehrte Christ aber wird dadurch nicht verwirrt oder verschüchtert, wenn irgend Einer, »der eine Säule zu seyn schien« (Gal. 2.) in Lehre oder Wandel irrt und fällt, denn nicht der einzelne Priester ist es, in welchem er seine Befestigung findet, sondern die Kirche selbst.

So wird demnach Judas im Kreise der Apostel aufgestellt, eine Warnungstafel für alle folgenden christlichen Jahrhunderte, damit Niemand darüber staune und irr werde, daß es, im Schooße der Kirche, so viele Verworfene und Abtrünnige gibt. Fanden sich unter den himmlichen Geistern Lucifer und sein Anhang, im Hause des Adam schon ein Kain, in der Familie des Noah ein Cham und Canaan, unter den zwölf Söhnen des Jacob zehn von Frevel befleckt, und unter den Aposteln ein Verräther, der eben deshalb, um seiner Lüge willen, und wegen der Tiefe seines Falles, ein Teufel genannt ward, wo sollte wohl noch eine Gesellschaft von Sterblichen aufzusuchen seyn, die lauter Reine und Heilige in sich faßt? — Oder schützet etwan die Höhe des Standes vor dem Falle? »Siehe an dem Beispiele des Judas, sagt Thomas von Aquin: daß die bloße Würde des Standes den Menschen nicht heiligt.« Wenn an der Seite Jesu, im Sonnenscheine seiner hehren Gegenwart, Judas so schmählich fiel, wie thöricht ist's, sich im Unglauben zu bestärken, ja darüber zu frohlocken, wenn solche schauerliche Beispiele sich wiederholen? »Siehe, sprach Jesus zu den Zwölfen: der Satan begehret eurer, um euch wie im Siebe zu rütteln!« und diese Warnung gilt den Priestern nicht minder, als sie den Aposteln galt, deren Weihe und Geschäft ihnen übertragen ist; heftigere Fehde führt der Dämon gegen sie, als

gegen die übrigen Alle. Denn gleichwie (nach Chrysostomus) Räuber und Diebe nicht dort lauern und graben, wo Stroh und Binsen, sondern wo edle Metalle liegen, so belauert und verfolgt der Dämon am meisten diejenigen, die mit geistigen Gütern umgehen; und gleichwie der Feind den Fall oder die Gefangennehmung eines Feldherrn und Anführers höher anschlägt, als jene eines gemeinen Kriegers, so ist auch des Dämons Angriff gewaltsamer gegen jene, welche, im Geiste, den übrigen Christen als Führer bestimmt sind. Darum bekennet der Apostel: ich züchtige meinen Leib, und halte ihn in Knechtschaft, damit ich, während ich Anderen predige, nicht selber zu Grunde gehe; — er warnet aber auch: »so Jemand meinet, daß er stehe, der sehe wohl zu, daß er nicht falle!«

Zur Zeit, da Bernardinus von Feltri, ein Mann von apostolischem Geiste, in Bologna predigte, und gegen die herrschenden Laster, zumal den Wucher, den Luxus und die Ausgelassenheit der Sitten, mit der siegenden Macht der Wahrheit zu Felde zog, mußte den Ausbündigsten unter den Belialssöhnen, aus höheren und niederen Ständen, diese Beredsamkeit bald um so lästiger werden, je größern Eindruck sie auf die Seelen derjenigen machte, deren Bekehrung ihren wüsten Leidenschaften nicht behagen konnte. Sie waren erfindsam genug, ein Mittel auszuwählen, welches durch seine Lächerlichkeit geeignet

war, alle die Eindrücke zu verwischen, die der ernste Redner bisher, zumal in den Seelen der Frauen, hervorgebracht hatte. Sie ließen nämlich, bei nächtlicher Stille, die Stützen oder Füße des Gestelles, auf welchem der Predigtstuhl erhöht war, so weit durchsägen, daß er bei der ersten heftigen Bewegung, die der Prediger machte, sammt diesem zusammenstürzen mußte. Schon war die Kirche von Zuhörern ganz erfüllt, unter welchen die schadenfrohe Sippschaft mit sittiger Geberde sich vertheilt hatte, des nahen Triumphs gewärtig; Bernardinus trat, in aller Unbefangenheit in die Kirche, schritt ruhig bis zur Kanzel hin, dort aber blieb er stehen, und sprach gelassen, doch vernehmlich genug: »Man hat meinem Pferde die Füße abgesägt, doch will ich mit Gottes Hilfe aufsitzen und fortreiten!« Und er bestieg die gefahrvolle Höhe, und predigte mit allem seinem gewöhnlichen Eifer; die Faunen und Satyren aber lauerten vergeblich auf den so sorglich vorbereiteten Augenblick, die Kanzel brach nicht zusammen, sie schwankte nicht einmal, und Bernardinus stand so fest, wie sonst, gleichwie er fest stand auf dem Felsengrunde der heiligen Wahrheit.

Allein Wenige stehen so fest, und haben dennoch kein sorgfältiges Auge auf die Schlauheit des Versuchers und Verderbers, dessen heimtückische Weise eben darin besteht, unvermerkt die Grundfesten zu untergraben, auf welchen das geistige

Gebäude des Christen steht, bis es weicht, und der Unvorsichtige zu Boden stürzt, gerade zur Zeit, da er am festesten zu stehen wähnet. Er untergräbt aber oder rüttelt die Gemäuer am meisten da, wo sie am schwächsten sind, oder wo bereits eine Bresche sich findet, und, gleich einem feindlichen Feldherrn, der auf Recognoscirung ausgeht, spüret er um jeden Erdenbürger umher, suchend nach Mitteln und Wegen, wie er seine Seele verderbe.

»Der Fürst dieser Welt, sprach Jesus: kommt zu mir, und hat nichts an mir.« So sprach der Reine und Heilige, der auch allein zu seinen Gegnern sagen durfte: »wer von euch vermag einer Sünde mich zu zeihen?« Nicht so können die übrigen Sterblichen reden, sondern das Gegentheil müssen sie zugestehen: »der Fürst dieser Welt kommt zu mir, und hat etwas an mir.« Denn in dem Einen findet er Eitelkeit, im Andern Gehässigkeit, im Dritten Lüge, im Vierten Trägheit, im Fünften Unlauterkeit, in Jedem etwas, was in das Reich seiner Finsternisse gehört. Der Feind des Menschengeschlechts, sagt Gregorius der Große, beobachtet mit Hinterlist die Sitten eines Jeglichen, um zu erkennen, zu welchem Laster er geneigt sey, und gaukelt ihm solche Dinge vor, zu denen die Neigung ihn zieht. So täuscht er Menschen von fröhlicher und milder Gemüthsart mit schimmernden

Bildern der Eitelkeit, des Sinnengenusses; Ernsthafte und Rauhe mit Fantasmen der Ehrsucht, des Zornes, der Rachsucht; und wie der Jäger seine Wolfseisen nur dorten hinlegt, wo die Wölfe ihren Pfad nehmen, so birgt er seine Schlingen auch nur an solchen Richtungen und Wegen, welche der Mensch mit seinen Gedanken und Wünschen zu wandeln pflegt. »Auf dem Wege, den ich wandelte, waren Fallstricke für mich verborgen.« (P. 141.) Wehe demjenigen, der seinen Neigungen und schiefen Absichten so lange nachfolgt, bis er, immer ferner vom Wege der Wahrheit, an jene Stelle gelangt, wo die Fußangeln ihn verwunden und einklemmen!

Denn wird der dämonischen Einflüsterung Gehör gegeben, so folget bald die Ergetzung an solchen Dingen, wird die Ergetzung nicht mit Macht zurückgewiesen, so folgt die Einstimmung des Willens, thut die Gelegenheit das ihre dazu, so kommt es zur That, die wiederholte That bestockt sich zur Gewohnheit, die fortgeübte Gewohnheit steigert sich zur Fertigkeit, bis sie endlich durch irgend einen Act heroischer Bosheit und entschiedener Ruchlosigkeit, zur Meisterschaft oder dämonischen Virtuosität herangedeihet. Wer diesen Grad der Entweihung erworben, macht durch einen hartnäckigen, unbeugsamen Willen zum Bösen sich bemerklich, den weder Warnung noch Drohung zu erschüttern vermag. Von dichten Finsternissen bedeckt,

erstarret er in trotziger Stumpfheit gegen alle Pfeile des göttlichen Lichtes; die Wunden seines Gewissens verharrschen in schwieligen Narben; losgerissen von Gott, in besonnener Bosheit die Plane seiner Wollust, seiner Ungerechtigkeit, seines Hasses fortführend, erreicht ein solcher Mensch, dem es nach dem Ausspruche Christi besser wäre, gar nicht geboren zu seyn, eine Tiefe des Elends, in welcher er nimmer besser, auch fast nimmer schlechter werden kann; die Hölle beherrscht ihn, die Hölle wohnt in ihm, schon ist er gleichsam ein den Flammen geweihtes Schlachtopfer, er ist ein Knecht und Werkzeug des Teufels, er ist ein Teufel geworden. »Habe ich nicht euch Zwölf erwählet, und Einer aus euch ist ein Teufel?«

Ein Ordensbruder und Gefährte des vielberühmten heiligen Johannes Capistranus, seines Namens Justinus, war durch das betrachtende Gebet, strenge Abtödtung, sorgfältig bewahrte Reinigkeit, und vielerlei eifrige Arbeiten zu einer solchen Fülle außergewöhnlicher, göttlicher Gaben gelangt, daß er, als ein Meister des beschaulichen Gebets, als ein Muster christlicher Vollkommenheit, als ein von Gott hochbegnadigter und heiliger Mann weit und breit verehret wurde. Selbst der Vater der Christenheit (Papst Eugenius IV.) hatte so viel Rühmliches von diesem Manne gehört, daß er, voll des Verlangens, ihn persönlich kennen zu lernen, ihn

zu sich berief. Als Justinus dem Rufe gehorsamte, wurde er auf eine Weise empfangen, die dem Glanze seines gefeierten Namens entsprach; Eugenius stand vor ihm auf, umarmte ihn, und ließ ihn neben sich sitzen. Wer wird den Mann nicht rühmen, dem das Oberhaupt der Kirche solche Ehrerbietung erwiesen? Wer wird von den Anfängen eines so ausgezeichneten, heiligen Wandels nicht auf gleich herrliche Fortschritte schließen? Allein als er, vom Papste entlassen, zu Capistranus zurückkehrte, betrachtete ihn dieser mit trübem und wehmuthsvollem Blicke. O Bruder Justinus, sprach er: als ein Engel bist du fortgegangen, als ein Teufel bist du zurückgekommen! — War dieß nicht eine harte Rede? Hatte Capistranus das Recht, so scharf und entschieden über seinen Bruder zu urtheilen? Aber der Erfolg hat gar bald diesen Ausspruch bewährt. Von Tag zu Tage schien Justinus an Hoffart zu wachsen, bei jeder kleinsten Veranlassung murrte er laut, daß er nicht mit derjenigen Ehrfurcht behandelt würde, die ihm gebührte, bis er endlich so weit sich vergaß, daß er einem seiner Mitbrüder, der ihm, seiner Meinung nach, verächtlich begegnete, ein Messer in die Brust stieß. Nach diesem Morde entfloh er, irrte, seinen Gelübden abtrünnig, hin und her, beging eine Menge von Schandthaten, ward endlich zu Neapel in den Kerker geworfen, und starb, in Unglauben und Bosheit verhärtet, eines schmählichen Todes. —

Was war mit diesem Elenden vorgegangen? wie gerieth er in solche Tiefe? Wozu hatte er eine so große Fülle geistiger Gaben empfangen, daß er zuweilen sogar, im Gebete, von der Erde erhoben und schwebend gesehen ward, um dennoch um so armseliger zu Grunde zu gehen? Allein, wie Chrysostomus so treffend bemerkt: die Seeräuber, welche die Meere durchkreuzen, um die Schiffe zu plündern, überfallen das Schiff nicht, das noch leer, und erst aus dem Hafen ausgelaufen; sondern dann erst, da es mit kostbaren Gütern beladen zurückkehrt, verfolgen sie es mit allem Ungestüme. So läßt auch der Räuber und Verderber die Leichten und Leeren auf dem großen Weltmeere umherfahren, wie eben der Wind sie treibt; wird er aber eines Menschen gewahr, der manches Gute und Verdienstliche gesammelt hat, und nun, mit so wohl belastetem Lebensschifflein dem Hafen des Heiles zusteuert, diesem jagt er nach, um ihn zu plündern und in den Abgrund zu versenken, und es gelingt ihm jedes Mal, wo der Steuermann schläft, und sein Schifflein einen Leck hat. So ging es jenem Unseligen, der, so sehr er sich selber täuschte, doch allmählich an Hoffart wuchs; je mehr diese zunahm, desto gefährlicher wurden ihm die schon erreichten Gaben und Vorzüge; als vollends Eugenius vor ihm aufstand, fiel der Rest seiner Demuth gänzlich zu Boden, der dämonische Stolz bekam volle Gewalt über ihn,

und das Übrige folgte dann von selbst, darum ihn auch Capistran als einen fertigen Dämon begrüßte.

Und mit diesem furchtbaren Namen hatte auch Jesus, im Lichte seines göttlichen Lebens, seinen Jünger bezeichnet, lange vorher, ehe dieser den Verrath ersonnen, mit Frechheit ausgeführt, mit Verzweiflung besiegelt hatte. War nicht auch Judas hoch von Gott erhoben, mit überreichen Gaben ausgezeichnet? Er war es, und zwar ohne Vergleich mehr, als jener verirrte Mitbruder des heiligen Johannes Capistranus; er war ja ein Freund und Gefährte Jesu, geschmückt mit apostolischer Würde, ausgestattet mit der Gabe der Wunder, bestimmt, dereinst, auf einem der zwölf Throne, alle Völker der Erde zu richten. Auch er hatte gleich anfangs mit herzlicher Reue, mit ernster Gesinnung, zur Nachfolge Christi und zur evangelischen Armuth sich entschlossen, aber die alten böslichen Neigungen seines Herzens waren noch lange nicht ausgerottet, sie sproßten um so dorniger wieder empor, je mehr er der Wachsamkeit vergaß. Umsonst hatte er oftmals die Warnungen des Meisters gehört: »wer die Hand an den Pflug legt, und zurücksieht, ist untauglich zum Reiche Gottes«, und: »sammelt euch Schätze im Himmel«, lüstern sah er dennoch auf die Schätze zurück, die der Dieb hinwegnimmt, denen er früherhin gefröhnt, und sein Herz, einst vom Geize beherrscht, wendete sich wieder zu den gewohnten,

betrüglichen Wegen. Und eben auf diesen Wegen legte der Satan ihm die verderbliche Schlinge, lockte ihn allmählich von habsüchtigen Gedanken zur Veruntreuung der gemeinsamen Habe, von der Veruntreuung zur Lüge und Heuchelei, von der Lüge und Heuchelei aber zum Unglauben, so daß Judas (wie Augustinus sagt) bald dem göttlichen Meister nur mehr mit den Füßen, nicht mit dem Herzen nachfolgte, und in seiner Verblendung so weit kam, daß er sich vermaß, die Wahrheit selbst zu belügen, der Heiligkeit und dem Lichte vorzuheucheln.

Als Leo X. einst nach Florenz sich begab, wählten die Bürger dieser Stadt, die ihm feierlich entgegenzogen, Einen aus ihrer Mitte, dem der ehrenvolle Auftrag ward, zunächst neben dem heiligen Vater zu reiten, und, so er aufgefordert würde, im Namen der übrigen Geleitschaft zu reden. Wirklich knüpfte der Papst ein Gespräch an, und fragte seinen Begleiter über alle Gegenstände von Belange, die auf dem Wege sich sichtbar machten, insbesondere über die Namen einzelner Burgen, Landhäuser und Dörfer, ihre Besitzer, Gerechtsame und Erträgnisse. Unglücklicher Weise war der Florentiner in diesen topographischen Kenntnissen sehr schlecht bewandert, und es war nicht Eine Frage, die er zu beantworten wußte; dennoch gab er mit dreister Zuversicht über alles Auskunft, er fingirte die Namen der Orte wie ihrer Besitzer, eben so bestimmt rech-

nete er auch die einzelnen Erträgnisse auf, und füllte das Ohr des Papstes mit einem ganzen Schwalle von Lügen. Ein andrer Florentiner, welcher hart hinter ihm gewesen, und diesen unverschämten Erfindungen mit Staunen zugehört hatte, setzte ihn, sobald es thunlich war, darüber zur Rede. Mit welcher Stirne, rief er, hast du es wagen können, dem Oberhaupte der Kirche auf so freche Weise vorzulügen? Lasse das gut seyn, erwiederte der Andere, sey billig, und denke dich in meine Situation. Wäre ich, um Antwort und Auskunft verlegen, stumm geblieben, wie hätte Seine Heiligkeit dieß aufgenommen? Seine Heiligkeit hätte mich betrübten Mann fürder reiten lassen, und einen Andern zur Unterredung eingeladen, und solchergestalt wäre ich um diese hohe Ehre gekommen, eine Ehre, die ich wahrhaftig mit tausend und zehntausend Lügen nicht zu theuer bezahlt finde!

Mit was für einer Moral hielt es dieser wackere Mann? »Es ist nicht erlaubt zu lügen, lehrt mit der Schrift S. Augustinus: nicht für was immer für ein Gut, nicht für irgend eines Menschen Heil, nicht für die ganze Welt.« Und gibt es dennoch der Unbesonnenen, oder verkehrt Besonnenen genug, die um irgend eines Vortheiles willen, oder um einer Verwirrung und Beschämung zu entgehen, zum Aushängschilde des Dämons, zur Lüge ihre Zuflucht nehmen, und war jener Florentiner um so unverschämter zu nennen,

da er keinem Geringern, als dem Oberhaupte der Christenheit vorgelogen, wie häßlich nimmt vollends erst Judas sich aus, der mit dem ewigen Hohenpriester selbst, »dem Hirten und Bischofe der Seelen«, wandelte, und täglich ihm vorlog, nicht um eitler Ehre willen, sondern um seine Treulosigkeit zu bedecken! Glaubte er denn nicht, daß Jesus, der Allwissende, in seinem Herzen las? Aber schon glaubte er an Jesum nicht mehr, hielt (wie Hieronymus bemerkt) seine Wunder für Wirkungen der Magie, und ging von Frevel zu Frevel fort, bis endlich, bei der bekannten Gelegenheit, da Magdalena die Salbenbüchse zerbrach, ein scharfsinniger Gedanke, leuchtend wie die Schwefelflamme, aus dem Abgrunde in sein Herz emporstieg. Denn also pflegt es zu geschehen, daß in einem Herzen, in welchem leidenschaftliche Gewitter toben, plötzlich ein grauses, grelles Licht sich entbindet; auch hier ist, wie in der göttlichen Schöpfungsgeschichte, die Erde wüst und leer, Finsternisse liegen über dem Abgrund, und der böse Geist brütet über den tobenden Fluthen, bis er, in irgend einem Momente, aufjauchzt: es werde Licht! und ein sogenannter glücklicher Einfall, gleich einer feindlichen Invasion, ins Herz hereinbricht, unter welchem die letzten Grundfesten des Guten zusammenstürzen. Im Judasherzen gestaltete sich das Höllenlicht zur sogenannten goldenen Regel, zum algebraischen Funde. Dreihun-

dert Denarien, denn eines solchen Werthes schätzte er die zerbrochene Büchse, waren ihm verkümmert, woher sie wieder gewinnen, um von so schmerzlichem Schaden zu genesen? Da sprach der Geist zu seinem Herzen: dreißig Denarien machen einen Silberling, dreißig Silberlinge sind also gleich dreihundert Denarien; verkaufst du um diesen Preis Denjenigen, an welchen die Salbe verschwendet worden, so hast du ein gutes Geschäft gemacht, und das Verlorne wieder hereingebracht. Und von nun an war Judas nur bedacht, den Zeitpunct und die Wege des Verrathes zu ermessen.

Und welch eine Qual für das liebevolle Herz des Erlösers, den Elenden an seiner Seite zu dulden, der, mitten im Sonnenscheine der Gnade, in finsterer Bosheit erstarrte! Die Psalmen wie die Evangelien schildern diesen Schmerz. Der Fürst der Hölle, in fürwitziger Kühnheit, wagte es, als Versucher ihm zu nahen, dessen göttliche Würde ihm noch verborgen war; Jesus aber ward von seiner Nähe nicht bewegt, er wies seine Forderungen ab mit ungetrübter Ruhe. Allein nicht leicht verhehlte er seine Betrübniß, seinen Schauder, so oft Judas sich nahete, oder so oft er seiner gedachte; eine größere Qual war es ihm, mit dem Unbußfertigen zu reden, als mit dem Fürsten der Hölle selbst; und dennoch verstieß er ihn nicht, verschwendete seine Wohlthaten an ihn noch fernerhin, und wollte nicht frü-

her aus seiner Gemeinschaft ihn ausschließen, als da er das hohe Mysterium einsetzte, gegen welches Judas längst schon gemurrt hatte. Wahrlich eine ganz besondere Auszeichnung für Alle, die das Altarsgeheimniß verachten nnd läugnen, daß sie hierin einen Judas zum Vorgänger haben!

Da ruhet, am Vorabende seines freiwilligen, lebenbringenden Todes, Jesus Einmal noch im Kreise seiner Jünger, hat die kostbarste aller seiner Gaben zum Abschied ihnen aufbewahrt, und will sie nun dazu vorbereiten. Während sie bei dem gewöhnlichen Ostermale versammelt sind, stehet er auf, umgürtet sich, wäscht Allen die Füße, auch dem Judas. Wehmuthsvoll spricht er zu ihnen: »wer rein ist, der bedarf nur noch seine Füße zu waschen, (von geringeren Fehlern sich rein zu machen), und ihr seyd rein, doch aber nicht Alle.« Der Unreine aber hört es, er weiß, wer damit gemeint sey, — es macht ihn nicht irre. Wiederum, in der Mitte seiner Jünger gelagert, wird Jesus im Geiste betrübet, er bekennet und spricht: wahrlich sage ich euch, Einer aus euch wird mich verrathen.« Die Jünger, von Schreck und Schmerz getroffen, und, wie Chrysostomus sagt, vor Entsetzen wie starr und todt, fragen ein Jeglicher: Herr bin ichs? Jesus erwiederte: »der Sohn des Menschen zwar geht hin, wie es von ihm geschrieben ist, wehe aber jenem Menschen durch welchen er wird verrathen werden; besser ihm,

er wäre gar nicht geboren!« — O Judas, vernimmst du diese Schreckensworte? erstarrt nicht das Mark in deinen Gebeinen? deckt nicht Todtenblässe dein Angesicht? Tröste dich, freue dich und juble: noch hast du die böse That nicht ausgeführt, laß ab davon, gib dem Satan nicht Raum, kehre zurück zur Treue! Aber nein; still und stumm bleibt Judas, die zermalmenden Worte, sie fallen nicht auf ihn, die Blitze gehen an ihm vorüber; ein Mann, der mit dem Satan seinen Bund gemacht, läßt sich so leicht nicht erschüttern. Ruhig, dem Äußern nach, bleibt er an seinem Orte.

Wiederum erschauderte Jesus, und sprach: »wahrlich, die Hand desjenigen, der mich verrathen wird, ist mit mir auf dem Tische.« Von neuem erschracken die Jünger, höher stieg ihre Bestürzung, mit ängstlicher Spannung blickten sie den Meister an, dessen gesenktes Auge ihnen keine Auskunft gab; der Jünger aber, den Jesus liebte, wendete sich, von Petrus bewogen, mit kindlicher Einfalt an ihn, und fragte: Herr, wer ist es? Und leise, daß nur Johannes es hören konnte, erwiederte Jesus: derjenige, dem ich das eingetauchte Brot reichen werde. Und er nahm es, und reichte es dem Judas: eine Gabe des Friedens, der Versöhnung, ein Zeichen der Wiederaufnahme zur Freundschaft und Treue; in den Augen des Verwilderten aber ein Zeichen des Hasses und der Verachtung, also daß er trotzig frag-

te: Meister, bin ichs? Sanft und schonend erwiederte Jesus: du hast es gesagt. »Da ging der Satan in sein Herz ein.« Der Satan maßte seiner sich an, gleichwie eines Eigenthums, weil er in der Bosheit verstockt ihn fand; dem Satan überließ ihn Jesus, weil er in herbem Undank alle Liebe von sich gestoßen; dem Satan übergab er sich selbst, weil er sich entdeckt und entlarvt sah, weil er sich für ausgestoßen hielt aus der Gemeinschaft der Jünger, weil er den Anblick Jesu nimmer ertragen konnte. Noch einmal sprach dieser zu ihm: »Was du thun willst, thue bald.« Mit dieser, den übrigen Jüngern unverständlichen Rede, war kein Befehl gemeint, den Frevel zu vollbringen; wohl aber wollte Jesus ihn aus dem Kreise der Übrigen entfernen, ehe er das Denkmahl seiner Liebe stiftete, und das Brod des Lebens, Sich selbst, den Jüngern mittheilte, woran Judas keinen Antheil nehmen sollte. Mit gerunzelter Stirne, finsterm Angesicht, trotziger Geberde ging er sogleich hinaus in die finstere Nacht. »Judas ging hinaus, es war aber Nacht.« Der Sohn der Finsternisse ging hinaus, von Finsternissen zu Finsternissen, vom dämonischen Entschlusse zur schändlichen That, von der schändlichen That zu hülfloser Reue, von hülfloser Reue zum Rande des Abgrundes, wo der Dämon die letzte Schlinge, jene der Verzweiflung, ihm bereitet hatte, und wohin er selber die Schlinge trug, an wel-

cher er dem ewigen Verderben sich überlieferte. So ward es von ihm im Psalme schon geweissagt: »es komme über ihn der Fallstrick, denn er nicht kennet; die Gefangenschaft, die er heimlich ausgesonnen, ergreife ihn selbst!«

O Schlinge des Versuchers, die selbst einen Apostel ins Verderben zieht, wer wird dir entrinnen? Nur wer in Jesu und seiner Liebe befestigt ist. Wie aber wird dieses Band geschlungen und gesichert? Einzig durch das echte und wachsame Gebet. »Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet!« Wer das Gebet nicht übet, lehrte Catharina von Bologna, der beraubt sich des seligen Bandes, das die Seele mit Gott verbindet. »Wer das Gebet unterläßt, lehrte Theresia: wird in kurzer Zeit entweder eine Bestie, oder ein Teufel werden.« Ist das nicht eine harte Rede? wer vermag sie zu hören? Allein, wer das Gebet unterläßt, wird gar bald entweder von sinnlichen und thierischen, oder von geistig-dämonischen Leidenschaften, von Wollust, Völlerei und Trägheit, oder von Hoffart, Geiz und Neid gänzlich beherrscht werden, dem Iscariothes gleich, den der Herr selbst einen Teufel genannt hat. Wer hingegen, so setzt Theresia hinzu, im Gebete beharrlich ist, derselbe, wie immer er vom Dämon belauert und versucht sey, halte für gewiß, daß ihn der Herr zur Pforte des Heiles führen werde! — »Gepriesen, so heißt es im Psalme, sey Gott,

der Mein Gebet und Seine Barmherzigkeit von mir nicht abgewendet hat!«

Wer schleicht im grellen Morgenroth
So scheu und wild
Durch einsames Gefild?
Es ist Judas Iscarioth:
Ihm leuchtet kein Morgenroth,
Ihn führt kein Lichtstrahl aus der herben Noth.

Judas Iscarioth,
Was suchst du so scheu und wild?
»Ich suche den Tod,
Den Tod, der alle Qualen stillt;
Verrathen hab' ich um schändlich Geld
Den Edelsten der ganzen Welt;
Meine Ruh' ist dahin,
Das ist nun mein Gewinn.«

Judas Iscarioth,
Was ächzest du so scheu und wild?
Groß ist deine Noth,
Doch ist dein Meister süß und mild;
Ihm klage dein Herzensleid,
Er vergibt, Er verzeiht!

»Der Meister ist todt,
Ich hab' ihn verkauft aus Geiz,
Schon schlagen sie ihn ans Kreuz;
Wer hilft meiner Noth?
Gott verzeiht nimmermehr,
Groß meine Schuld ist allzusehr!»

Judas Iscarioth,
Ergreife des Glaubens Schild!
Wie ist dein Meister todt?
Er ist des Vaters Ebenbild,
Das Leben und das Licht,
Das erstirbt und verlöschet nicht;
Die Sünde tilgt sein Versöhnungstod,
Und heilet auch Deine Noth!

»Der Meister ist todt,
Meine Hände sein Blut färbt roth,
Gekürzt hab' ich seinen Lebenslauf,
Die Todten stehen nimmer auf!
So reiße der Faden entzwei, —
Ob es da unten besser sey? —
Da ist vorüber mit Einem Mal
Angst und Qual;
Bewußtseyn vergeht;
Wie der Rauch im Winde verweht,
Wie der Funke verglimmt,
Alle Pein ein Ende nimmt.«

Judas Iscarioth
Zweifach gestorben und todt,
Dir leuchtet kein mildes Morgenroth,
Dich führet kein Lichtstrahl aus der herben Noth.

Wehe dem, der des Herrn Gebot
Mit Lüge umspinnt,
Der nicht Alles achtet für Koth,
Damit er Christum gewinnt!

IV.

Caiphas.

»Und sie ergriffen Jesum, und führten ihn zu Caiphas, dem Hohenpriester.« (Matth. 26, 57.)

Den Blindgebornen zu Jerusalem, welchem der Herr an einem Sabbath die Sehkraft wiedergegeben, ergriffen die Leute, und führten ihn vor die Versammlung der Pharisäer. Und nachdem sie über den Hergang seiner Heilung ihn vernommen, und manche böse Urtheile über den Wohlthäter ausgesprochen, fragten sie den Blindgewesenen: was sagst denn Du von ihm? Er antwortete: ich sage, daß er ein Prophet ist. Die Rede war den Wohlweisen nicht anständig, sie fanden für gut, die Sache systematischer zu untersuchen, sie ließen seine Ältern holen, und fragten sie: ist dieser da euer Sohn? ward er wirklich blind geboren? und wie siehet er denn jetzt? Drei Fragen, auf welche diese nur zwei Antworten gaben: »Dieß wissen wir, daß er unser Sohn ist, und daß er blind zur Welt gekommen; wie er aber jetzt sehend geworden, und wer ihm die Augen auf-

gethan, das wissen wir nicht; fraget ihn selbst, er hat schon die Jahre!« Sie riefen also den Geheilten aufs neue vor, und fuhren auf gut terroristisch ihn an: Gib Gott die Ehre! wir wissen, daß jener Mensch ein Sünder ist! Der Blindgewesene erwiederte, im Geiste seiner Ältern: »Ob er ein Sünder sey, daß weiß ich nicht; Eines weiß ich, daß ich blind gewesen, und daß ich jetzt sehe!« Kann Jemand wohl bündiger, unbefangener, harmloser reden, als dieser Jüngling? Allein solch eine Präcision gefiel den Pharisäern nicht, sie huben in ihrer Verlegenheit die alte Frage wieder vom Boden auf: »was hat er dir gethan? auf welche Weise hat er dir die Augen eröffnet?« Aber alle die Winkelzüge mußten, dem schlichten Menschenverstande gegenüber, zu Schanden werden. »Ich habe es euch schon gesagt, rief der Blindgeborne, und ihr habt es gehört; wozu wollt ihr's noch Ein Mal hören? seyd auch Ihr etwan Willens, seine Schüler zu werden?« Die Ironie verfehlte ihre Wirkung nicht. »Fluch über dich, riefen die Eiferer: sey du sein Schüler, wir sind Schüler des Moses. Daß Gott zu Moses geredet habe, das wissen wir, woher aber dieser sey, wissen wir nicht.« Da sah der Jüngling sie befremdet an, mit seinen neuen Augen die alten Heuchler durchspähend. »Das ist wahrhaft verwunderlich, sagte er, daß ihr nicht wisset, von wannen er sey, und doch hat er meine Augen aufgethan! Wir wissen

aber, daß Gott die Frevler nicht erhöre: wenn dieser Mensch nicht von Gott wäre, so könnte er nichts solches thun!« Die Pharisäer waren nicht gewohnt, von Anderen eine Unterweisung anzunehmen; »du Elender, riefen sie: du bist ganz in Sünden geboren, und du lehrest Uns?« Und sie beendeten ihr übelgerathenes Protocoll damit, daß sie den Inquisiten auf die Straße hinaus warfen, wohl zu seinem Glücke, denn draußen fand er Jesum wieder, und auch sein geistiges Auge ward aufgethan, um in ihm den Sohn Gottes zu schauen.

Wie klar und einfach und verständig benahm sich dieser ungelehrte Mensch vor dem Rathe der Pharisäer, und wie abgeschmackt und thöricht, ihm gegenüber, diese Weisen und Lehrer des Volkes? Was offenbar geschehen, sollte ungeschehen seyn, was sie nicht läugnen konnten, läugneten sie dennoch, und das Gift der gehässigsten Scheelsucht, welche die Werke Jesu in ihnen aufgereizt, sprudelten sie gegen den Unbefangenen aus, der diesen Werken Zeugniß gab. Die Priester und die Schriftgelehrten, (wie Augustinus sagt), je öfter sie Jesum beobachteten, es sey im Glanze seines schuldlosen und heiligen Wandels, es sey in der Herrlichkeit seiner Reden und Werke, desto qualvoller wurden sie vom Neide gepeiniget; seine Holdseligkeit ward ihnen verderblich, und mitten im Sonnenlichte der ewigen Liebe tödtete das Gift des Hasses

ihre Seelen, »ihr Rachen ward ein offenes Grab, Schlangengift sammelte sich unter ihren Lippen, ihr Mund war voll des Fluches und der Bitterkeit.« (Ps. 13.) Welch ein Gift ohne täuschende Beimischung, welch eine Bitterkeit ohne alle Honigspur! Hat nicht jedes Laster seine Zugabe von Würze oder Süßigkeit, wodurch es, trotz seiner verderblichen Folgen, dem Bethörten sich einschmeichelt? Der Neid allein kann mit keiner solchen Zugabe täuschen, seine trostlose Bitterkeit, wie sein zerstörender und tödtender Gifthauch zeigen seinen rein dämonischen Ursprung. »Das Leben des Fleisches, sagt der Weise: ist die Gesundheit des Herzens, die Fäulniß der Gebeine ist der Neid.« (Sprichw. 14.) Denn, (wie Beda diese Worte erklärt,) durch die Unschuld und Reinigkeit des Herzens wird der ganze Mensch gesund erhalten, auch der Geringste und Unscheinbarste blühet dann vor Gott in geistiger Fülle und Schönheit; wo aber der Neid im Marke des Lebens nistet, da faulen selbst die Knochen: was noch so tüchtig und wohlbewährt den Menschen erscheinen mag, ist dann vor Gottes Auge nur Verwesung, und gehaltlos wird jede Tugend. »Es möge nun Jemand, sagt Chrysostomus: die strengste Enthaltsamkeit bewahren, der härtesten Abtödtung sich unterziehen, und selbst mit Wunderzeichen glänzen, also daß er zu den Engeln erschwungen schiene, dennoch, wenn er von der Leidenschaft des Neides sich

beherrschen läßt, ist er der Abscheulichste aller Menschen.« Der Neid, sagt Bernardus, versenget mit seinem Pesthauche alle Keime der Tugend, und alles Gute, das die Seele besitzt.

So waren denn die Pharisäer, ungeachtet ihrer Enthaltsamkeit, ihrer strengen Sitte, ihres religiösen Eifers, die Abscheulichsten aller Menschen, weil sie, nach dem Übermaße ihrer Hoffart, auch an Scheelsucht alle anderen übertrafen. Und als nun der einzig Heilige und Gerechte, in seiner Wahrheit und Treue, in seiner himmlischen Sanftmuth und unerschöpflichen Güte auf Erden erschien, welchen giftigeren Feinden konnte er begegnen, als dieser Brut der alten Schlange, der Selbstsucht, dem Neide, dem Hasse, der Lüge? Wie zischende Nattern bäumten sich die Pharisäer, die Schriftgelehrten, die Priester gegen ihn, in welchem sie nur den Verdunkler und Vernichter ihrer Herrlichkeit und ihres Gewerbes sahen. Allein was ist ein ganzes Heer von Scythen ohne einen Attila? was ist eine Legion gemeiner Dämonen ohne Lucifer? und was ist eine ganze Rotte giftiger Heuchler ohne Caiphas! Den Fürsten der Hölle nennt Augustinus den Vorsteher des Hochmuths und des Neides. Sein Stellvertreter auf Erden, der Vorsteher aller Hochmüthigen und Neidischen, der Vorsteher des hohen Raths, der Fürst der Hohenpriester, war Joseph Caiphas, und billig verdiente er diese Würde, denn

Fl. Jos. antiqu. 18 2 2.

wie an Stolz und Scheelsucht, so auch an Heucheley, überragte er alle Übrigen, und sie mußten ihn als ihren Meister erkennen.

»Wer nur seine eigene Herrlichkeit liebt, sagt Augustinus: der beneidet Seinesgleichen, zürnend darüber, daß sie ihm gleich stehen; er beneidet die unter ihm Stehenden, aus Furcht, sie möchten ihm einst gleich werden; er beneidet die über ihm Stehenden, sich grämend, daß er nicht ihnen gleiche. Und in diesem Worte sind die Lebenswege des Caiphas schon geschildert. Er beneidete zuerst Alle, die gleichen Ranges mit ihm waren, darum brachte er es durch Ränke und Bestechungen dahin, daß er von dem römischen Statthalter Valerius Gratus, dem Vorgänger des Pilatus, die Würde des ersten Hohenpriesters erkaufte, eine Würde, die damals schon der Willkür der Römer unterlag; und durch ähnliche Ränke hatte er auch den Pilatus eingesponnen, daß er diese Würde ihm ließ. Er beneidete auch jetzt noch die Pharisäer und Priester alle, die nun ihm untergeordnet waren, jedes mögliche Übergewicht eines Einzelnen fürchtend; und um ihnen zu zeigen, daß er allein der Weise und Tüchtige sey, der alle tief unter sich lasse, redete er sie in der Versammlung rauh und verächtlich an, indem er ausrief: »Ihr versteht durchaus nichts, und wisset nichts Vernünftiges zu bedenken!« (Joh. 11.) Er beneidete endlich, mit noch

tieferm Grimme, dem Satan ähnlich, auch Denjenigen, der weit über ihm erhaben war. Allein wer unter den Irdischen war über ihm? Während die ganze Erde unter den Finsternissen des Aberglaubens lag, war er, auf dem Stuhle Mosis, das Organ des geoffenbarten Gesetzes, das Oberhaupt der Kirche des alten Bundes, und gleichsam der Stellvertreter des unsichtbaren Gottes, also daß selbst die Gabe der Weissagung ihm noch eigen blieb. So war er, im Reiche Gottes auf Erden, bis jetzt, seiner Stellung nach der Höchste. Wer also war über ihm? Niemand, als Gott allein. Gegen ihn, den Unsichtbaren, konnte kein Neid in Caiphas sich regen, der nur Irdisches und Sichtbares hochschätzte, und seine eigene, sichtbare oder scheinbare Herrlichkeit ohne Vergleich mehr liebte, als die Ehre seines unsichtbaren Gebieters. Aber der Unsichtbare war sichtbar auf Erden erschienen, um Wahrheit und Heil zu bringen; »wer mich siehet, sprach Jesus, der siehet auch den Vater;« von ihm sah Caiphas sich verdunkelt und von seiner Höhe verdrängt, und, jede bessere Gesinnung tödtend, flammte der aberwitzigste, dämonische Neid in seinem Herzen auf. —

Von einem Feldzuge gegen die Perser kam Mustapha, der älteste Sohn des tyrannischen Sultans Soliman, siegreich zurück, und das Volk von Constantinopel zog ihm mit Jubel entgegen, um ihn im Triumphe in die Hauptstadt zu begleiten. So

liman ergrimmte darüber so sehr, daß die Wuth des Neides alle Gefühle väterlicher Liebe erstickte, er ließ den Mustapha erwürgen, und den Leichnam vor die Füße der Janitscharen hinauswerfen, zu welcher Demonstration ein Herold die prunkenden Worte ausrufen mußte: Ein Gott im Himmel, Ein Soliman auf Erden! Wenn nun der geistliche Stolz und der geistliche Neid noch giftiger und, seinem Elemente nach, teuflischer ist, als der Neid eines Tyrannen und Eroberers, wie mußte ein Caiphas nicht ergrimmen, als er von dem herrlichen Ruhme Jesu hörte, als er endlich erfahren und sehen mußte, wie dieser von einer ungeheuren Volksmenge, im feierlichsten Triumphe, mit Jubel und Lobgesang durch die Thore von Jerusalem begleitet wurde? Da mochte auch Er ausrufen: Ein Gott im Himmel, Ein Caiphas auf Erden!

Von nun an verdoppelte er seine Machination, unterhandelte aufs neue mit Judas, verschärfte seine Wachsamkeit, und sah sie in kurzer Zeit mit dem lang ersehnten Erfolge gekrönt. Der Zeitpunct, den eine unendlich höhere Wachsamkeit in ihrer Weisheit festgesetzt, war gekommen, williglich ging Jesus der Rotte entgegen, die ihn auf dem Ölberge zu überfallen gedachte, »und sie ergriffen ihn, und führten ihn zu Caiphas, dem Hohenpriester«; sie ergriffen den ewigen Hohenpriester nach der Ordnung Melchisedec's, und führten ihn vor den irdischen Hohen-

priester nach der Ordnung des Aron. Und warum steigest du nicht herab, o Caiphas, von deinem richterlichen Throne? siehe der ewige Versöhner kommt! Verschwinde, o trüber Mond, vor der leuchtenden Sonne! Knie nieder, und bete deinen Erlöser an, den Moses und alle Propheten dir beschrieben! Siehe auch du bist der Verschuldeten Einer, die, dem ewigen Tode verfallen, der göttlichen Erbarmung bedürfen, auch dir ist ein ewiger Hohepriester noth, der im Innersten des Heiligthumes, im Tempel der Gottheit, dein Fürsprecher bei dem Vater werde! Ist auch das Loos auf dich gekommen, in der Priesterweihe des alten Bundes der Letzte zu seyn, und mußt du nunmehr den Sitz verlassen, der nichts mehr bedeutet; so traure nicht über den fliehenden Schatten, erfreue dich vielmehr und frohlocke, daß dieses selige Glück dir zu Theil geworden, nach welchem alle Hohen und Weisen der Vorzeit sich gesehnt; selig dein Auge, das den Sohn des Menschen siehet, in welchem die Fülle der Gottheit wohnet, selig deine Zunge, die ihm zu huldigen vermag! — Aber in einem Caiphasherzen haben solche Gedanken nicht Raum; in ein Caiphasauge leuchtet die Sonne vergeblich, auf einer Caiphaszunge wird kein wahrhaftes und demüthiges Wort sich gestalten. Caiphas zerreißt sein Gewand, er erklärt den unendlich Heiligen für einen Läste-

rer. Sah er ihn denn nicht? Allerdings sah er ihn, aber mit einem Caiphasauge.

Was für Bewandtniß hat es mit diesem Caiphasauge? Es kann ein sehr gutes, und auch ein sehr böses Auge genannt werden. Als einstmals in den Vorsälen Kaiser Friedrichs, im Verfolge des Gesprächs, die Frage aufgeworfen wurde, welches Mittel dem Auge und der Sehkraft am ersprießlichsten wäre? entschied der Eine für den blauen Amethyst, der Andere für grüne Gläser, ein Dritter pries verschiedene Kräuter, allein Jacobus Sanazzar, ein berühmter spanischer Arzt, von dem man hier die verläßlichste Auskunft erwartete, nahm das Wort und sprach: kein wirksameres Mittel für die Sehkraft, als der Neid, denn dieser bewirkt, daß man alle Dinge größer sieht, als sie wirklich sind! Und welcher Landmann sieht nicht, daß die Saat auf dem Felde seines Nachbarn besser stehe, als auf seinem eigenen? welches eitle Mädchen bemerkt nicht, daß ihre Rivalinn zierlicher gekleidet sey? welcher Scheelsüchtige beobachtet nicht, daß seine Nächsten das Glück zu sehr begünstige? So war denn auch Caiphas mit einem viel zu empfindlichen Auge begabt, als daß er die Schönheit und Würde des Herrn nicht hätte sehen sollen. Er hätte blind seyn müssen, um nichts davon zu sehen, und dieß war er keineswegs. Es war unmittelbar nach der feierlich-albernen Untersuchung über die Heilung des Blindge-

bornen, als Jesus sprach: »zum Gerichte bin ich in diese Welt gekommen, damit diejenigen, die blind sind, sehen, und die sehen, blind werden.« Da riefen die Pharisäer, die dieß hörten, trotzig: Sind etwan auch wir blind? Jesus erwiederte: »wenn ihr blind wäret, so hättet ihr keine Sünde, nun aber rühmt ihr euch, daß ihr sehet; eure Sünde bleibt!« Caiphas, ihr Haupt, sah also allerdings die Heiligkeit Jesu, aber mit einem Auge, das eben so empfindlich als bösartig und krank war, mit einem Auge, wie etwan ein verworfener Geist die Glorie der Engel, die Klarheit des Himmels sieht; je heller das Licht, desto schmerzlicher verletzt es das kranke Auge.

»Was ist bösartiger unter den erschaffenen Dingen, fragt der Weise: als das Auge?« (Eccl. 31.) Wie ein gewöhnliches Auge zwar die Sonne sieht, aber nicht in die Sonne sehen kann, es sey denn durch ein berauchtes und rußiges Glas, so vermag kein Caiphasauge anzuschauen, was in geistiger Wahrheit und Schönheit leuchtet, es sey denn durch das berußte Glas, durch das angeschwärzte Medium eines hämischen Urtheils, und zu dieser verdüsternden Färbung muß die Caiphaszunge dienen, »um, wie der heilige Zeno bemerkt: alle Gestalten der Tugenden mit Gegensätzen zu entstellen, und ihnen Benennungen zu geben, die von der Bosheit hergenommen sind.« So sucht die böse Zunge dem bösen Auge beizustehen, um seinen Entzün-

dungsschmerz zu lindern: jedem Lichtstrahl wird durch irgend ein Aber eine Brechung gegeben, jeder Farbestrahl durch trüben Nebel geleitet. Da geschieht es dann, daß, wer standesmäßig lebt, hochmüthig, wer Almosen gibt, eitel, wer seinem Feinde verzeiht, feige genannt wird, der Nüchterne und Mäßige geizig, der Fromme heuchlerisch, der Fröhliche leichtsinnig, der Ordnungsliebende pedantisch; — die Caiphaszunge, die nicht allein das Gift der Schlange trägt, sondern auch in ihren künstlichen Windungen geübt ist, weiß alles dieß zu drehen und zu wenden, und zwar um so geschäftiger, je bösartiger das Auge ist, dessen Qualen sie zu Hülfe eilt.

Wie steht es demnach mit den sogenannten Ansichten der Menschen, wie mit ihren Aussprüchen und Urtheilen? Wenn die Ansicht von einem Caiphasauge ausgeht, so werden auch die Aussprüche von einer Zunge kommen, welche der Apostel Jacobus »ein unruhiges Übel voll des tödtlichen Giftes« nennt. Ein tödtliches Gift aber ist der Neid, denn er tilget und zerstört in der menschlichen Seele alles, was ihr höheres und himmlisches Leben bedingt. »Der Neid, sagt Ephrem: macht es offenbar, daß wir die Liebe Gottes ganz und gar nicht besitzen!« Welch ein furchtbarer Ausspruch? Wer ist dann jener Unselige, in welchem die Liebe Gottes unwiederbringlich erloschen? ist es nicht der Satan? Aber der Neid eben ists, der (nach dem Ausspruche des

heil. Chrysostomus) den Menschen in einen Dämon verkehrt. »Wenn die Eifersucht, sagt Cyprianus: unser Auge verblendet, und alle Kräfte der Seele, Verstand und Willen und Fantasie, unter ihre Herrschaft gebracht hat; dann wird die Gottesfurcht außer Acht gesetzt, die Lehre und Nachfolge Christi gänzlich vernachlässigt, und der Tag des Gerichtes nimmer vorgesehen, die Hoffart blähet sich auf, der Grimm entzündet sich, der Zorn wüthet, die Treulosigkeit tritt über alle Schranken.«

Wie scharf und grell, in diesen wenigen Zügen, ist Caiphas geschildert, und sein empörender Frevel! aber wie scharf und schauerlich auch jene ganze Reihe von Verwüstungen und Gräueln, welche der Caiphasneid in der christlichen Welt, im Schooße der Kirche, alle Jahrhunderte hindurch, gestiftet hat! Woher so viele Schlachtopfer unter den Christen, die als Märtyrer fielen, und die gräßlichsten Verfolgungen duldeten, und dieß zwar in Zeiten, da kein Heidenthum mehr die Kirche anfeindete? Aus dem schändlichen Neide, den nicht wenige Hirten, oder vielmehr Wölfe, auf patriarchalischen Sitzen, gegen ihre Amtsbrüder entflammte, und welcher die Namen eines Theophilus, Dioscorus, Elurus u. A. brandmarkt. Woher die betrübte Trennung der orientalischen Kirche von der abendländischen, ihre Entfremdung vom Mittelpuncte der Einheit, und wohl auch die Zerrüttung und Zerstörung des morgenlän-

dischen Reiches? Aus der kleinlichen, unversöhnlichen Eifersucht der byzantinischen Patriarchen Photius und Cerularius, die es nicht über sich gewinnen konnten, dem Bischofsitze des heiligen Petrus das von Christo selbst gegründete Vorrecht zuzugestehen. Woher in viel späteren Zeiten die ungeheure Spaltung und Verwirrung, welche die Kirche verwüstete, mit allen ihren unübersehlichen Folgen? In ihren unmittelbarsten Anlässen aus dem Neide zwischen einigen Klostergeistlichen.

»Die Macht des Neides, sprach schon Chrysostomus: stürzt die ganze Kirche in Verwirrung, und richtet Schaden an auf dem ganzen Erdenkreise; was immer für ein Übel sich hervorthut, es sprosset aus dieser Wurzel auf, und verletzt auch Männer von hohen kirchlichen Würden und anerkannter Tugend!« Er hatte es ja, zu seiner Prüfung, selber erlebt, und mußte, bei aller der hohen Ehrerbietung, die seinem herrlichen Geiste und seinen Tugenden zu Theil ward, alle Streiche des Neides dulden, in dem Grade, daß (um nur ein Beispiel anzuführen) Theophylactus, Patriarch von Alexandria, seinen Namen, gleich dem eines Irrlehrers und Verführers, aus den Kirchenbüchern ausstrich. O zweifache Schmach des Caiphasneides, wenn er, nicht in der Synagoge, sondern in den Gliedern der lehrenden Kirche wüthet, welche das Reich der Wahrheit und der Gnade ist! »Eine lebendige Quelle, sagt der große Basilius,

wird Niemand verstopfen, den milden Strahlen der Frühlingssonne wird Niemand den Zugang verbauen wollen, der Quelle und der Sonne wird Niemand ihre klare Fluth, ihr Licht und ihre Wärme beneiden, sondern ein Jeglicher wird sich Glück wünschen, daß er Antheil nehmen kann an ihren Gaben. Warum also eine gottliebende und reichbegabte Seele beneiden und anfeinden, aus welcher, als einer lebendigen Quelle, durch die Gaben Gottes, geistreiche und lichte Reden strömen?«

Als der vielbegnadigte Diener der göttlichen Liebe, Franciscus von Paula, noch in dem Städtchen Paula in Calabrien wohnte, befand sich in der Nachbarschaft ein Ordensgeistlicher, Antonius genannt, der in der damaligen Gelehrsamkeit aufs beste bewandert, als Prediger berühmt und hochgeehrt war, dem es an Eifer und Thätigkeit nicht fehlte, und der überhaupt alle die Eigenschaften besaß, die in den Augen des Volkes, ja selbst in seinen eigenen, ihm Ehre bringen konnten. Seine einzige schwache Seite schien nur darin zu bestehen, daß er, wahrscheinlich weil er selbst dabei verlor, das große Ansehen, welches Franciscus beim Volke behauptete, nicht recht vertragen mochte. Je mehr dieser Wurm in seiner Seele nagte, desto mehr gewannen seine Predigten eine polemische und zänkische Richtung; er brach jede Gelegenheit vom Zaune, um, von seinem Thema auf's grellste ablenkend,

gegen Franz von Paula zu Felde zu ziehen, und seinen Ruf und sein Ansehen zu zerstören, was er bald durch bittern Tadel, bald durch unfeine Sarcasmen zu bewirken suchte; alles dieß zwar, wie er sich selber beredete, aus reinstem Eifer für das Evangelium und die Ehre Gottes. Wer ist dieser Franz von Paula, so pflegte er zu declamiren, wer ist dieß Männlein, das einen neuen Nachfolger Christi vorstellen will, und einen Rufenden in der Wüste? So einfältig und tölpisch er ist, so unwissend und bäuerisch, entblödet er sich nicht, von göttlichen Dingen zu reden, ein Mensch ohne alle Studien! Wenn ihm auch an einem ehrlichen Namen nichts liegt, sollte er nicht wenigstens so viel Einsicht haben, daß er vor der Strafe sich fürchtet? Betrachtet einmal Mich; ihr wisset, daß ich ein Mann bin, der etwas Gründliches gelernt, und in der Gottesgelehrtheit nicht oberflächlich sich umgesehen hat; nichtsdestoweniger, wenn es sich von den göttlichen Geheimnissen handelt, werde ich von Furcht und Scheu ergriffen, und vermag nicht ohne Bangigkeit davon zu reden, denn was ist der Mensch vor dem Angesichte Gottes? Dieser Franciscus hingegen, obwohl er seine ganze Dialectik und Redekunst unter Hirten und Bauern erlernt hat, wagt mit seinem Geschwätze sich kühn heraus, und nicht zufrieden, daß er Irrthum lehrt, thut er obendrein noch Wunder; er verspricht euch Allen die Gesundheit, und hält nicht Wort, und ihr erzählet euch

Dinge von ihm, die Christus selber, als er auf Erden wandelte, nicht vollführt hat! —

Oftmals ward dem Verfolgten die Kunde von diesen Ausfällen zugetragen, doch achtete er nicht darauf, bis endlich sein Widersacher, vom bittern Eifer getrieben, selber nach Paula wanderte, um den Gegenstand seines, wie er sich weiß machte, gerechten Widerwillens in Person anzugreifen. Er überfiel den Einsamen, der eben vor seiner Hütte saß, mit einem ganzen Hagel von Schmähworten, warf ihm Unwissenheit, Frechheit, Trägheit vor, und bewies ihm aufs menschenfreundlichste, daß er ein auserwähltes Rüstzeug des Satans wäre. Franciscus aber, nachdem er ein Weilchen ruhig zugehört, nahm den Eiferer höflich und freundlich beim Arme, und führte ihn in seine Kammer; dort nahm er aus dem Kamine glühende Kohlen in die Hand, reichte sie seinem zornigen Gaste dar, und sprach: Nimm dieß Feuer hier und erwärme dich, denn ich sehe, daß du eisig kalt bist! Fürchtest du dich, es anzurühren? Du gehst ja stets mit dem Worte Gottes um, und obgleich ganz im Eifer dafür, frierest du dennoch mitten im Feuer; lege also die Furcht bei Seite, und nimm getrost auch diese glühenden Kohlen in die Hände, sie können dir nicht schaden!

Wie in einen Traum versunken stand der Prediger da, sah mit starren Augen bald dem Diener Gottes ins Angesicht, bald auf die glühenden Kohlen in seiner Rechten, endlich fiel er weinend ihm zu Fü-

ßen, bat ihn aufs demüthigste um Verzeihung, und bekam von nun an ganz andere Ansichten, sowohl von Franz von Paula, als von dem Geiste des Christenthums. Denn wenn vielleicht diese Begebenheit, als eine wunderbare, nicht Jedermann behagen möchte, so bleibt es doch jedenfalls ein größeres Wunder, keine Spur von Hoffart, Verdruß oder Neid im Herzen zu hegen, als Feuer in den bloßen Händen zu tragen; und allerdings trug Franz von Paula, wie das irdische Feuer in der Hand, so auch ein viel mächtigeres himmlisches Feuer im Herzen. Diese milde, lebendige, Alles erleuchtende Flamme aber, die allein die Macht hat, das Gift des Neides gänzlich zu verzehren, ist Charitas oder die heilige Liebe. Alles geistige Leben ertödtet der Neid, nichts kann ihn bezwingen, als das Leben des Lebens, die Liebe.

Wo hat der Neid seine Heimat, wo die Charitas? Eine große Strafe, wie der heil. Antonius von Padua bemerkt, müßte es dem Neidischen seyn, wenn er mitten in die Glorie des Paradieses versetzt werden könnte; die Glorie anderer Wesen und das Licht ihrer Seligkeit würde ihn gänzlich blind machen! Nur in der Hölle, sagt Thomas von Villanova, wäre dem Neidischen ein Ort anzuweisen, wo er einige Beruhigung hätte, weil er dort Niemanden fände, den er beneiden könnte! Himmlisch hingegen ist die Charitas, und im Himmel ihre Heimat. Darum, wer von der Pest des Neides frei bleiben will, der liebe, wie S. Gregorius lehrt, jene ewige Erbschaft,

die von der Menge der Erben nicht geschmälert wird, die Allen gemeinsam und Jedem ganz gegeben wird, die um so herrlicher sich gestaltet, je mehr die Zahl derjenigen zunimmt, die sie empfangen. Dort erfreuet sich Einer im Andern, dort vereint Alle die Liebe in friedlich süßer Geselligkeit, dort frohlockt ein Jeglicher über die Gaben, die er an Anderen gewahrt. Dort hinauf wird kein Neidhardt gelangen!

Caiphas in wohl mimirtem Schmerz,
Als packt' ihn namenloses Leid,
Erhebet sich, faßt sich ein Herz,
Zerreißt sein priesterliches Kleid,
Blickt mit Emphase himmelwärts,
Und triumphirend ruft der Neid:
Der Name Gottes ist entweiht!

Wohl um die Lippen, grau und fahl,
Malt sich die grimme Satanslust,
Errungen ist der Sieg einmal!
Stolz hebet sich des Heuchlers Brust,
Noch kämpfend mit Gewissensqual;
Die Lüge, ihrer Noth bewußt,
Hat sich auf kühnen Trotz gefußt.

Weh, wenn in tiefsten Herzensgrund
Sich schleicht die gift'ge Natterbrut,
Empor aus finstrem Höllenschlund,
Die nimmer schläft, und nimmer ruht;
Sie quält das Herz, sie nagt es wund,
Entzündet es in wilde Gluth,
Und sengt und tilget jeglich Gut.

V.

Malchus.

»Da gab einer aus den Dienern ihm einen Backenstreich, und rief: antwortest du so dem Hohenpriester?« (Joh. 18. 22.)

Ein Mann von apostolischem Geiste, der heilige Alexander, der im fünften Jahrhunderte der Stifter der Acemeten, oder jener klösterlichen Gemeinden ward, welche, Tag und Nacht abwechselnd, eine ununterbrochene Anbetung Gottes übten, den aber noch mehr die ungemein zahlreichen Bekehrungen verherrlichten, die er unter Barbaren, Räubern und umherziehenden Horden wirkte, ward dennoch von vielen Seiten schief beurtheilt; denn seine wandernde Lebensweise, und die große Zahl von Jüngern, die er bildete, um den Heiden das Evangelium zu predigen, hatte ihn bei manchen Bischöfen in ein verdächtiges Licht gesetzt. Darum geschah es auch, daß ihm, da er einstmals nach Antiochia kam, der Patriarch Theodosius einen Priester entgegen schickte, der ihn aus der Stadt verweisen sollte. Der Priester, welcher Malchus hieß, war in der Erfüllung seines Auftrages nur allzu eifrig, er ging im An-

gesichte einer zahlreichen Volksmenge ungestüm auf Alexander los, schmähete ihn einen Fanatiker und Landstreicher, und gab ihm einen derben Schlag ins Angesicht. Alexander ließ weder Groll noch Unmuth merken, doch wollte er den rohen Beleidiger nicht ohne Warnung lassen, er sprach die Worte aus dem Evangelium Johannis: »Und der Name des Knechtes war Malchus.« Malchus nämlich hieß jener Knecht des Hohenpriesters Caiphas, der auf dem Ölberge als der dreisteste und feindseligste von Allen sich hervorgethan, der deßhalb von Petrus verwundet, von Jesus aber wieder geheilt worden war. Und daß es derselbe Malchus gewesen sey, der auch in der Halle des Caiphas hart bei Jesu stehen blieb, ihm den Faustschlag ins Angesicht versetzte, und zu allen ferneren Mißhandlungen das Signal gab, läßt sich aus der Antwort entnehmen, mit welcher Alexander die Beleidigung seines rohen Widersachers rügte. So wenigstens war es damals die allgemeine Meinung, die auch Chrysostomus annimmt.

Was für ein Recht jedoch, oder wenigstens welch einen Anlaß hatte dieser undankbare und unverschämte Miethling zu einem so ruchlosen Beginnen? Er bildete sich allerdings ein, ein Recht dazu zu haben, denn er sprach es in den Worten aus: »antwortest du so dem Hohenpriester?« Allein was hatte Caiphas Jesum gefragt? Über seine Lehre,

und über seine Jünger. Was sollte der Herr dem heimtückischen Bösewicht antworten, welchen Beweis seiner Unschuld ihm geben? Der größte Beweis der Wahrheit, sagte Chrysostomus, besteht darin: wenn Jemand zum Zeugnisse seiner Reden und Handlungen auf seine Feinde sich beruft. Und dieß eben that der Herr. »Ich habe, so erwiederte er, öffentlich vor aller Welt geredet, ich habe im Tempel gelehrt, wo Alle sich versammeln, und im Verborgenen habe ich nichts geredet. Was fragst du also mich? — du, der du als Hohepriester stets erforschen und wissen sollst, was unter deinen Augen geschieht? — frage diejenigen, die mich gehört haben; siehe sie wissen, was ich gelehret«; frage die Umstehenden hier, sie sind meine Feinde, ob sie gegen mich zeugen können? Da ergrimmten alle die, die rings umher standen, denn es waren, wie Cyrillus bemerkt, eben diejenigen, die Caiphas einst ausgesendet hatte, um Jesum zu hören, und wo möglich gefangen zu nehmen, die aber unverrichteter Dinge zurückgekehrt waren, mit Staunen ausrufend: »niemals hat ein Mensch so geredet, wie dieser!« Von Wuth entflammt, hatte ihr Gebieter ihnen damals den schneidenden Verweis gegeben: »so seyd auch ihr betrogen? Seht ihr denn, daß von den Vornehmen und Pharisäern einer an ihn glaube? aber diese Menschen aus dem Pöbel verstehen das Gesetz nicht, und sind verflucht!« (Joh. 7.) Dieser Schreckensworte gedachten sie wie-

der, und fanden sich getroffen und beschämt, am meisten aber jener, den Jesus eben jetzt erst, auf dem Ölberge, so wunderbar geheilt hatte. Und dieser Unverschämte, unter den Caiphasknechten der vornehmste und geschäftigste, also auch ein heuchlerischer Eiferer für die Ehre seines Gebieters, warf sich zum competenten Richter auf, der sichs anmaß, die persönliche Weisheit des Irrthums und der ungeziemenden Kühnheit zu zeihen, auch sogleich die Strafe dafür zu vollziehen; ja er wagte dieß unter den Augen der Richter, in Mitte der Verhandlung, ehe noch ein Urtheil gesprochen war!

Welch ein empörender Frevel? Der niederträchtige Caiphas schwieg, mit dem Benehmen seines Knechtes einverstanden, aber der Richter der Menschen, der hier vor dem menschlichen Gerichte stand, schwieg dieß Mal nicht, sondern rügte die Bosheit des Knechtes und des Gebieters zugleich. »Wenn ich Unrecht geredet habe, so gib Zeugniß, daß es Unrecht war, wenn aber gut, warum schlägst du mich?« Nichts kann wahrhafter, nichts sanftmüthiger, nichts gerechter seyn, sagt Augustinus, als diese Rede. Aber welch eine Antwort gab Malchus darauf? Vor der Hand keine. Malchus ist der Mann nicht, der mit Überlegung und Beherzigung sich abmüht; Malchus ist der Mann nicht, der so kindisch wäre, seinen Fehler zu erkennen und zu bessern. Er hat nun einmal seine Heldenthat ausgeführt, er hat vor den Augen eines

hohen Rathes die alte Scharte ausgewetzt, er hat gezeigt, erhärtet und bewiesen, daß er Jesum gründlich verachte, und alle seine Kraft und Weisheit mit der Faust darnieder schmettere; nun steht er triumphirend, in jener gröblichen Hoffart, wie sie Knechten eigen ist, auf seinem Platze, bis die falschen Zeugen abgehört sind, bis Jesus im Tumulte verurtheilt, und wieder an ihn die Reihe ist, mit neuer Wuth über den Schuldlosen herzufallen.

Soviel von dem rüstigen, allezeit schlagfertigen, ruhmlosen Helden Malchus. Allein wer ermißt die Größe seines Frevels, wenn man den elenden Knecht im Verhältnisse zu Demjenigen betrachtet, gegen welchen er die Faust erhob? Schändliche, vermessene Faust, wer hat dich gewaffnet und gestählt, das Antlitz Jesu zu schlagen? welche dämonische Bosheit hat dich in Schwung gesetzt, gegen dieß himmlische Angesicht zu wüthen? Soll sie nicht in demselben Augenblicke erstarren, diese Faust, sollen nicht Vipern und Skorpionen heran wimmeln, sie zu zerfressen? Soll nicht Feuer vom Himmel fallen, den elenden Knecht zu verzehren, oder der Abgrund sich aufthun, ihn zu verschlingen? Aber selbst dieß sind Malchusgedanken und Malchuswünsche. Auch in den Jüngern Christi stieg einst ein solcher Wunsch auf, daß es ihnen gegönnt wäre, Feuer vom Himmel herabzurufen über eine samaritische Stadt; der Herr jedoch sprach zu ihnen: »Ihr wisset nicht, wes-

sen Geistes Kinder ihr seyd!« Denn der Geist, der sie damals entflammte, war kein andrer als der Malchusgeist, der rohe, gedankenlose, zügellose Grimm, der, wo ihm Raum gegeben wird, den Menschen über jeden Abhang hinunterstürzt. Denn »wer kann den Ungestüm eines aufgereizten Geistes ertragen?« (Sprichw. 18.) Dieß ist der Geist, der (nach den Worten der Schrift) den Saul überfiel, daß er gegen den schuldlosen David die Lanze schleuderte; der Geist, welchen Chrysostomus einem wüthenden Raubthier, Bonaventura einem gereizten Löwen vergleicht.

Bekannt ist jener heldenmüthige und unglückliche Gobrias, den ein König von Assyrien auf die Jagd mitnahm. Eine grimmige Bärinn kam beiden in den Weg; der König schoß seinen Pfeil ab und fehlte, Gobrias schoß, und erlegte das Thier sogleich. Der König entfärbte sich, verkniff die Lippen und schwieg. Wiederum stellte sich ihnen ein Löwe entgegen. Der König schleuderte seinen Wurfspieß, doch dieser fiel daneben, Gobrias zielte, und streckte den Löwen zu Boden. Da murmelte der Despot einige unverständliche, grimmige Worte, riß einem seiner Begleiter den Wurfspieß aus der Hand, und durchbohrte den Gobrias. Welch ein verunglückter Jäger, dieser Gobrias? Der Bär und der Löwe fielen seinem festen Blick und seiner geübten Hand, ehe sie ihm nahen konnten, aber nicht scharf genug war

sein Blick, das grimmige Raubthier zu sehen, das ihn jählings überfiel, und dieses Raubthier war der Malchusgeist: der wilde Grimm, welcher dem Stolze und dem Neide auf dem Fuße folgt. Doch erzählt die Geschichte neuerer Zeiten von einer noch weit grauenvollern Jagd, auf welche drei Söhne des Herzogs Cosmas von Florenz: Juan, Hernandez und Garsias mitsammen zogen. Bereits hatten ihre Hunde ein Wild aufgescheucht, und hielten es schon zwischen den Zähnen fest, als unter den Brüdern sich ein hitziger Streit erhob, indem ein Jeder von ihnen den kleinlichen Ruhm behaupten wollte, daß seine eigenen Jagdhunde es gewesen seyen, die das Wild zuerst gepackt hätten, nicht die der beiden andern Brüder. Der Streit ward heftiger, gar bald kam es zu beleidigenden Worten, und Juan, ein Jüngling von stolzem Geiste, gab seinem Bruder Garsias einen Backenstreich; dieser durch die Beleidigung zum heftigsten Zorn entflammt, zog augenblicklich seinen Hirschfänger, und brachte dem Juan eine Wunde bei, an welcher er nach wenigen Stunden starb; er selbst, vom Reitknechte des letztern verwundet, überlebte den Gemordeten nicht lange. So wurde dann dem trostlosen Vater von dieser Jagd eine blutige Beute heimgebracht, die kein Jäger, auch kein Raubthier erlegt hatte, sondern der unsinnige Malchusgeist, der Begleiter und Hellebardenträger des Hochmuths und des Neides.

Bayerische Staatsbibliothek München

Wer erschaudert nicht vor so gräßlichen Begebenheiten, die, auch abgesehen von der sicilianischen Vesper, in den Jahrbüchern der Menschengeschichte nur allzu zahlreich sind? Und wer tröstet sich nicht nebenbei mit dem süßen Gedanken: fern, ja fern von mir ist jede so wüthende Aufwallung, frei bin ich vom Geiste des Malchus? Aber vielleicht gibt Hieronymus nähere Auskunft darüber. »Wenn eine Speise, sagte er, minder schmackhaft bereitet ist, so erzürnen wir uns darüber, doch wähnen wir Gott eine Wohlthat zu erweisen, wenn wir unsern Wein mit einer größern Menge Wassers mischen!« Was meint der heilige Lehrer damit? Er deutet auf die häufige Selbsttäuschung hin, da ein Christ manch einer Übung der Frömmigkeit und Entsagung, Gott zu Ehren, sich unterzieht, doch ohne Kampf gegen die Aufwallungen seines Eigendünkels und Zornes; er mahnt also an die Worte des Apostels: »Wenn wir im Geiste leben, lasset uns auch im Geiste wandeln«! d. h. wenn wir bekennen, daß der Geist Jesu das Element unsres wahren Lebens sey, das unsren Verstand und Willen erleuchten und lenken soll, so lasset uns auch in diesem Geiste der Sanftmuth und Wahrheit leben; »nicht geizend nach eitler Ehre, einander zum Zorn herausfordernd, einander beneidend!« (Galat. 5.) Denn diese drei bösen Geister: Ehrsucht, Neid und Zorn wandern allzeit mit einander; wo Hochmuth und Neid sich einfinden, da

wird auch der blinde Grimm nicht fehlen, wo Caiphas obenan sitzt, dort steht auch Malchus, sein Schildknapp, bereit, und wo Malchus sich laut macht, dort ist sicher auch Caiphas zugegen.

Wie will also ein Christ sich rühmen, daß der Geist Jesu, der Geist der Weisheit und echten Bildung ihn regiere, wenn die geringste Probe schon den Malchus aus seinem Hinterhalte hervorruft? Nicht etwa ein Faustschlag ins Angesicht, nicht ein Streich auf die Wangen, dieß wäre schon allzu viel; nein, nur ein kleines geringschätzendes Wort, ein Bischen Hohn auf der Lippe, und schon glühet das Antlitz, die Augen sprühen Blitze, die Zunge stammelt, die Hand ballt sich krampfig, Verdruß und Rache brüten im Herzen. O Christ, o Malchus, wie glücklich die Welt, daß du keiner von den Rittern der Tafelrunde bist, kein Lanzelot, kein rasender Roland, kein geharnischter Gaugraf zur Zeit des Faustrechts, kein wilder Despot, dem tausend Arme zu Gebote stehen, kein Domitianus, kein Ludwig der XI., kein Ezzelino, Taycosama oder Robespierre, kein Antonio Monteferrato, Fürst von Urbino, der seinen Pagen, in Tücher voll Pech und Schwefel gehüllt, gleich einer Fackel lebendig verbrennen ließ, bloß deßwegen, weil er ihm nicht zur rechten Stunde die Kerze angezündet hatte! Denn wenn du etwas von einer solchen Macht besäßest, was wäre alsdann von dir nicht zu fürchten?

Bayerische
Staatsbibliothek
München

»Wenn wir aus dem Geiste Jesu leben, lasset uns in diesem Geiste auch wandeln«! Lernet von mir, so ermahnet er, weil ich sanftmüthig bin, und demüthig von Herzen! Wodurch so sanftmüthig, o Herr? »Weil ich demüthig bin von Herzen.« Lernet von mir, gebeut im Gegentheil der Fürst dieser Welt, weil ich grimmig und neidisch bin. Warum so grimmig, o Satanas? »Weil ich hoffärtig bin von Herzen.« Welchem von beiden hat der Christ abgeschworen? welchem von beiden soll und will er ewiglich angehören? Hier ist die entscheidende Frage, hier der Wendepunct des ewigen Friedens und des ewigen Grimmes! —

Zu Anfang des 15. Jahrhunderts machte sich, wie Geschichten der Vorzeit erzählen, unter den Edelleuten Thüringens ein ritterlicher Jüngling bemerklich, Nicolaus von Erfurt genannt, der an Schönheit und Tapferkeit vielleicht alle seine Landsleute übertraf, dennoch aber in seinen Ansprüchen auf ein adeliches Fräulein von ausgezeichneter Schönheit einen Nebenbuhler fand, der mit gleichem Eifer sich um ihre Hand bewarb. Bald auch, wie leicht zu erachten, entbrannte zwischen Beiden die Flamme der Eifersucht in solchem Grade, daß sie, nach der Sitte oder Unsitte jener Zeit, die Sache in einem öffentlichen Zweikampf auszufechten beschlossen. Der Tag dieses Turniers erschien; der Adel und das Volk versammelten sich zahlreich, um den halsbre-

Bayerische Staatsbibliothek München

chenden Spiele zuzusehen; die Hauptperson, im vollen Glanze eines Ritterfräuleins, saß auf einem Balkone, in der Mitte des Adels; in schimmernden Rüstungen, mit wehendem Helmbusch, sprengten Ritter Niclas und sein Gegner durch die Schranken. Kaum hatten sie den ersten Ritt begonnen, als Niclas seinen Gegner mit einem Lanzenstoß vom Pferde herab warf; er schwang sich wieder hinauf, und der zweite Kampf begann, in welchem keiner den andern zum Weichen zu bringen vermochte. Erschöpft ruhten sie ein Weilchen aus, um sich zum dritten und entscheidenden Kampfe anzuschicken, allein bei diesem dritten Gefechte griff Niclas seinen Widersacher mit solcher Macht an, daß dieser schwer getroffen, rücklings vom Pferde stürzte, und sogleich seinen Geist aufgab.

Ein Freudengeschrei erhob sich, das ganze Volk rief dem Sieger Beifall zu, und sämmtliche Ritter und Damen erhoben sich von ihren Sitzen, um der Braut zu dem Turnierhelden Glück zu wünschen; dieser aber hatte zu dem gefallenen Gegner sich hinabgebeugt, saß dann eine Zeitlang wie starr und leblos, und plötzlich, anstatt vor dem Balkon hinzureiten, und die theuer erworbene Braut zu grüßen, riß er sein Pferd herum, und sprengte mit verhängten Zügeln eiligst durch die geöffneten Schranken hinaus. Und wohin? O schauerliche Ballade! Geradezu in das nächste Dominicanerkloster zu Erfurt, wo er es durch

ungestüme Bitten dahin brachte, daß er noch an demselben Tage den Ordenshabit empfing. Bald nachher unternahm er eine Wanderung nach Rom, wo Papst Paulus II., der seinen Vater persönlich kannte, vergeblich eine höhere kirchliche Würde ihm antrug. Einige Jahre nachher kehrte er nach Erfurt zurück, von wo aus er mehrere Gegenden des nördlichen Europa's durchwanderte, und eine große Zahl von Seelen für Christum gewann. — Was war diesem siegreichen Ritter begegnet, daß er aus einem Löwen so urplötzlich ein Lamm, aus einem Malchus ein demüthiger Diener Christi wurde? In jenem Momente, da sein Gegner stürzte, und den Geist aufgab, hatte er das Antlitz des Sterbenden von Grimm und Verzweiflung verzerrt gesehen, Tod und Gericht schienen im grellen Lichte ihn anzustarren, und erschütterten sein Herz so mächtig, daß er augenblicklich beschloß, was er, um nicht verhindert zu werden, mit gleicher Schnelligkeit ins Werk setzte.

So weit die Geschichte aus der turnierenden Vorzeit, wo der Malchusgeist nur in Hieb und Stoß, aber noch nicht, auf Knall und Fall, in Schwefel, Kohle und Salpeter verpuffte. Sie würde, in wohlgereimte Stanzen gekleidet, selbst mit dem christlich-ascetischen Nachhall, viel genießbarer sich ausnehmen, auch besser zur Declamation sich eignen, als so trocken hin erzählt, wo sie vielmehr allen hoch-

herzigen Feinden des alten Mönchthums zum Anstoße gereichen kann. Inzwischen hat die Sache für jede ehrliche Christenseele ihre triftige Anwendung. Denn es ist ungleich besser, durch tapfere Selbstbeherrschung den innern Frieden zu erwerben, mitten auf den blühenden Wegen des Lebens, als sich der feindseligen Macht des Grimmes auszusetzen in der bangen Stunde des Todes. Dazumal, wie in der Offenbarung Johannis zu lesen ist, »steigt der Satan herab, und hat einen großen Zorn, weil er weiß, daß die Zeit geringe sey«, daß nähmlich der irdische Wanderer nur wenige Schritte noch habe zur Schwelle der Ewigkeit, und darum verdoppelt er seinen Ungestüm, um das Herz des Scheidenden, wo möglich, mit Bitterkeit und Mißmuth zu erfüllen.

Ist es nicht des Lieblosen stetes Bemühen, in jeder Seele das höhere geistige Leben zu tilgen, oder doch zu verstören? »Mir ist, so klagt selbst Paulus, ein Engel des Satans gegeben, der mich mit Fäusten schlage.« Es wird aber von diesem höllischen Malchus ausgesagt, daß er den Menschen ins Angesicht schlage, weil er sich höchlich bemüht, das göttliche Ebenbild, das in der menschlichen Seele durch die Gnade Christi erneuert worden, auf alle Weise zu verwüsten und unkenntlich zu machen. Wer soll also nicht tapfer sich üben, dem Feindseligen Widerstand zu leisten, und die rohen Aufwallungen des Grolles zu bändigen? »Ich zürne dem Zorne,

sagt Gregorius von Nazianz, dem Dämon in meinem Innern!« Aber wie schwer ists, dem Zorn zu zürnen, und dadurch die Sanftmuth zu gewinnen, wenn dieser Zorn schon im Herzen Raum gewonnen, wenn er schon gleich einem Dämon darin wüthet! Gebet dem Satan nicht Raum! ermahnt der Apostel. Eröffnet, sagt ein Andrer, niemals und unter keinem Vorwande dem Zorne die Pforte; denn ist er einmal in uns eingegangen, so stehet es kaum mehr in unsrer Macht, ihn wieder auszutreiben.«

Wessen Worte sind dieß? Des heiligen Franz von Sales. Dieser Name ist freilich schön und überaus ehrwürdig, wer kennt den herrlichen Mann nicht, wer findet ihn nicht liebenswerth? Dennoch dient sein Name zu einem Vorwande, diese seine Lehre nicht anzunehmen. Franz von Sales, heißt es, der treffliche Mann, hatte leicht reden und lehren, war in seinem Herzen je ein Funke des Zornes? war er nicht die persönliche Sanftmuth und Milde? Allein man frage ihn selbst, und er gestehet ganz aufrichtig, wie er zwey und zwanzig Jahre lang vollauf zu thun gehabt, um seine zornige Gemüthsart zu meistern und gänzlich zu beruhigen. So hat also jener Vorwand keinen Halt, aber um so minder annehmlich erscheint dann auch seine Lehre. Bedurfte er nicht selber so vieler Jahre, um sie in seinem eigenen Leben ins Werk zu setzen? welch eine unabsehliche Zeit! welch eine unaufhörliche Mühe! Wiederum

tröstet und ermuntert uns Franziscus von Sales; denn, sagt er: »was ist die ganze Welt mit aller ihrer Herrlichkeit gegen den Frieden des Herzens?« Ist dieß beste aller Güter, das im Leben, im Tode, in der Ewigkeit beseligt, nicht einer jahrelangen Bemühung werth? Nur wer diese Mühe nicht spart, kann hoffen, weise zu werden, wer diese Mühe fürchtet, kann auf Weisheit keinen Anspruch machen, denn »der Zorn ruhet in der Brust des Thoren.« (Eccles. 7) In des Thoren Brust hat der Zorn iustes seine Wohnung, gleichsam seine Heimath und bleibende Stätte, aus welcher er nicht vertrieben wird; im Herzen des Weisen hingegen findet er keine solche Ruhe, daß es ihm gegönnet wäre, lange darin zu verweilen. Nicht sobald wird der Verständige den Malchusgroll in seinem Herzen entdecken, irgend eine Aufwallung des Grimmes, der pöbelhaften Rachsucht in sich fühlen, als er auch schon im Geiste die Stimme seines Herrn vernehmen wird: Saulus, Saulus, warum verfolgst du mich? Malchus, Malchus, warum schlägst du mich? Denn: »was ihr der Mindesten einem unter meinen Brüdern gethan habt, habt ihr mir gethan!« Um so sorgfältiger wird daher auch jeder echte Mensch und Christ gegen jenen tölpischen, beleidigenden Übermuth sich verwahren, in welchem Malchus, der Oberknecht, über alle seine knechtischen Gefährten, die Virtuosität behauptet.

Es gibt Begebenheiten aus alter Zeit, die, wenn noch so vielbekannt, doch (leider) den Reiz der Neuheit nicht verlieren. Eine solche Begebenheit ist jene, die von Aristhenes, einem griechischen Weltweisen, erzählt wird. Friedlich ging dieser einst durch eine Straße der böotischen Stadt Theben, als er sich plötzlich im Rücken von einem Steinwurfe getroffen fühlte. Unverzüglich wendete er sich um, und ging geradezu auf den Menschen los, der den Stein geworfen hatte, und dummlich lachend noch auf seinem Platze stand, allein da er sah, daß es ein junger Handwerker war, von einer Leibesstärke, die seine Keckheit noch zu übertreffen schien, hielt er es nicht für räthlich, sich mit dem jungen Athleten in einen Streit zu verwickeln, sondern er nahm eine kleine Silbermünze aus der Tasche, reichte sie ihm, und sprach: Sey nicht ungehalten, mein Freund, daß ich für den großen Dienst, den du mir eben geleistet, keine größere Belohnung geben kann, als dieß geringe Stück Geldes. Wäre ich reicher, so würde ich nicht ermangeln, meine Dankbarkeit viel nahmhafter auszusprechen. Betrachte dir aber den Mann dort, der vor uns hergeht, er ist überaus reich, und sofern du die nämliche Gefälligkeit auch ihm erzeigen wolltest, so zweifle ich keinen Augenblick, daß er dich so reichlich belohnen werde, als es ihm gebührt, und zwar für seine und meine Person zugleich! Der rüstige Böotier, dem Geiste sei-

nes Volkes treu, das durch Plumpheit und Unverstand zum Sprichwort geworden war, ließ sich, von der Aussicht auf so glänzenden Lohn geblendet, zu dem gefährlichen Streiche überreden; er ging sogleich mit großen Schritten dem Manne nach, den Aristhenes ihm empfohlen hatte, hob einen gewichtigen Stein auf, warf ihn so mächtig, als seine derbe Muskulatur vermochte, ihm an den Rücken, und blieb dann wohlverrichteter Dinge stehen, seine Belohnung erwartend. Der Getroffene, der niemand Geringerer war, als der berühmte Feldherr Epaminondas, Beherrscher von Theben, ließ ihn nicht lange harren; zwei Lanzenträger seines kleinen Gefolges gingen sogleich hin, versetzten ihm einige derbe Streiche, und führten ihn in den Kerker. Auf dem Wege dahin kam er vor Aristhenes vorbei, der nicht zufälligerweise an der Straßenecke stand, und dem er heulend entgegen rief: Du hast mich betrogen, Verräther, siehe den schönen Lohn, den man mir gibt! Sey zufrieden, erwiederte Aristhenes, mit dem Lohne, den du verdient hast, Niemand hat dich betrogen, als du selber, als du das Recht dir angemaßt, ehrliche Leute anzufallen, die niemals dich beleidigt haben. Habe ich dir nicht verheißen, dieser große Herr werde dir Alles bezahlen, für sich und für mich? siehe, ich habe dich nicht belogen! — Was für eine Figur bezeichnet dieser tölpische Böotier? Er ist ein Malchus, der ohne sonderliche

Geistesgaben auf seine thierische Kraft oder sonst eine geringe Eigenschaft seine Glorie setzt. Aristhenes ward die Zielscheibe seines Hohns und Ungestüms, weil dieser im ärmlichen Philosophenmantel und langen Barte ihm lächerlich oder verächtlich erschien. Denn Malchus siehet in seinem Scharfsinne rein auf das Äußerliche. Solche Böotier steigen, zumal in Städten, auf allen Straßen umher. Sind diese schöngestiefelten Pflastertreter zwar so unsinnig nicht, daß sie an großen Herren ihr Müthchen kühlen, auch nicht so bübisch, daß sie mit Steinen werfen, so darf ihnen doch, zumal wenn sie, bei heiterem Wetter, in munterer Laune sind, kein an seinen Gewanden kennbarer katholischer Priester, und noch viel weniger ein Ordensgeistlicher, in den Weg kommen, dem sie nicht irgend einen Schimpf ins Angesicht werfen, oder ihn mit der Kraft ihres Ellbogens als einen Stein des Anstoßes bezeichnen; auch kein züchtiges Mägdlein aus geringeren Ständen, das sie nicht wenigstens mit Worten beleidigen. O Malchus, rühme dich deiner Bildung nicht; du bist viel unsinniger noch, als jener Böotier von Theben! Der von dir angefallen wird, bedarf keiner List, um sich zu rächen, gleich dem Aristhenes, er muß vielmehr beten für dich, um die Vergeltung von dir abzuwenden, denn die Sache ist längst geordnet: jegliche Unbild, die du ihm zufügst, rechnet der Herr und Erlöser der Menschen dir so an, als

ihm selber zugefügt, und da er ein König von unendlicher Hoheit ist, so verwirkt eine solche Beleidigung eine Strafe, die wohl furchtbar genug ist, um jeden Muthwillen einzuschüchtern. Aber der verwahrloste Christ glaubt von diesem allem nichts? er glaubt nicht, daß Jesus im Himmel herrschet, daß er auf Erden in seinen Gliedern lebt und leidet, und daß er einst kommen wird, alle Grausamen, Rohen und Stolzen zu richten und zu züchtigen? Nein, er glaubt es nicht; er glaubt es so wenig, als jener Weltweise Porphyrius, der (merkwürdig genug) mit seinem wahren Namen ebenfalls Malchus hieß, und der mit so großer Gehässigkeit gegen das Christenthum eiferte; — und eben darum schlägt er seinen Erlöser ins Angesicht, zeigt er dem Herrn der Glorie seine Verachtung; eben darum ist er ein Malchus. —

Wer zieht dort seinen Weg daher
So rüstig, frank und frei,
Und füllt die ganze Straße quer
Als ob allein er's sey?

Freund Malchus ist's, der rauhe Held,
In Worten herb und scharf,
Er thut, was eben ihm gefällt,
Und was er eben darf.

Den Nacken er gar kühn erhebt,
Und ringsum sieht er dreist,
In seinem Blute lebt und webt
Der Quadrupeden Geist.

Dem Denken ist er spinnenfeind,
Fremd bleibt ihm die Idee,
Hat keine Thräne noch geweint
Um Menschenwohl und Weh.

Das Himmlische geht ihn nichts an,
Dort mag er nicht hinauf,
Auf Erden hat er seine Bahn,
Und tritt recht wacker auf.

Auf Knochen- und auf Muskelkraft
Ist seine Sach' gestellt,
Die hat ihm allzeit Recht geschafft,
So lang's zusammen hält.

Doch wird gereizt sein rascher Groll,
Fehlt's ihm nicht an Moral;
Denn was sein Nächster muß und soll,
Das weiß er allemal.

VI.

Simon Petrus.

»Petrus aber stand draußen vor der Pforte.« (Joh, 18, 16.)

Zur Zeit, da man in Spielen des Witzes und der Laune noch ziemlich genügsam war, und wohlfeilen Kaufes damit zurecht kam, war es ein beliebter Scherz, an Garten- und Lustgebäuden neben der wirklichen Pforte eine so täuschend als möglich gemalte anzubringen, auch zwischen den, von Glassand glänzenden, geometrischen Tulpenbeeten und Buxushecken einen stattlichen Pfad zur Scheinpforte hin zu ebnen, und, nach so wohl getroffenen Anstalten, die Unbefangenen zu beobachten, die etwan zum ersten Mal ins Haus gingen. Wenn sie dann gemessenen Schrittes geradezu der stattlichen Farbenpforte sich näherten, und ihres Irrthums oft auf unsanfte Weise inne wurden, so hatten die geistreichen Laurer hinter den Sommerfenstern ihren spaßhaften Zweck erreicht, und die Kunst der Perspective feierte ihren Triumph.

So unschuldig nun dieser Scherz seyn mag, so ernstlich erinnert er doch an einen ganz ähnlichen, sehr

bösartigen Kunstgriff des Lügengeistes, der, als ein Meister in täuschender Perspective, oder in der Kunst, die Gegenstände zu zeigen, nicht wie sie sind, sondern wie sie scheinen, neben jedem Portale einer hohen, echten, christlichen Tugend ein täuschend-ähnliches Portale eines Lasters anbringt, ein gemaltes Vestibul mit herrlichen Säulen, als Decoration einer Pforte, die ins Finstere, Wüste und Leere führt. »Die Tugenden und die Laster, lehrte schon Basilius der Große, sind einander nahe, gleich benachbarten Thüren, und jede Pforte einer Tugend hat eine ganz ähnliche neben sich, die zu einem Laster führt; auf solche Weise ist Mancher im Wahne, an der Pforte der Tugend anzuklopfen, während eine Pforte des Lasters sich aufthut, daher er denn auch getrost hineingeht, nicht zweifelnd, er wandle in das Haus der Tugend.«

So lobt der Eine seine Sparsamkeit, während der Geiz ihn gefangen hält; ein Anderer wähnt freigebig zu seyn, und ist verschwenderisch; ein Dritter rühmt sich der Sanftmuth, obgleich nur träge Verzagtheit ihn einschüchtert; der Vierte gefällt sich in seiner Geistesfreiheit, und will nicht erkennen, daß sie nur Zügellosigkeit sey; der Fünfte hält große Dinge auf seine Starkmüthigkeit, und wandelt doch nur in vermessentlichem Selbstvertrauen. Genau so ging es auch jenem muthigsten und eifrigsten aller Jünger des Herrn, da er in dunkler Nacht draußen stand vor

der Pforte, die in den Pallast des Caiphas führte. So dunkel es war, so erschien ihm diese Pforte doch als ein riesiges Säulenportal, als eine Pforte des Triumphes, des starkmüthigen Glaubens, der heiligen und siegreichen Treue; denn da drinnen hoffte er, mitten unter den Feinden, den göttlichen Meister zu bekennen. Denn so hatte er kurz vorher ihm betheuert: »auch wenn ich sterben müßte mit dir, werde ich dich nicht verläugnen! Allein sie ward für ihn eine Pforte, die ihn hinein führte in die Finsternisse der feigen Menschenfurcht, der Verläugnung und des Abfalls! »Petrus aber stand draußen vor der Pforte.«

Zitternd vom nächtlichen Frost, noch mehr aber von tief-innerer Furcht, die er sich nicht eingestand, weilte er vor dieser verhängnißreichen Pforte, unschlüssig, ob er anklopfen, ob er fliehen sollte? Hinein zog ihn die flammende Liebe zu Jesum, und das Verlangen, den Ausgang der Verhandlung zu sehen; von dem Eingang hinweg zog ihn die immer mächtiger steigende Furcht, und so wäre er noch lange, zögernd und kämpfend, draußen gestanden, hätten nicht, wie Johannes erzählt, Jemand ihn bemerkt, der gleich dem Nicodemus ein verborgener Jünger Jesu war, und der, als ein Bekannter des Hohenpriesters, zugleich mit Jesu das Haus betreten hatte. Dieser ging in den Vorhof zurück, und gebot der Thürhüterinn, den Har-

renden herein zu lassen. Die Thürhüterinn öffnete, und sah einen Fremdling vor sich stehen, dessen gedrücktes, betrübtes, verlegenes Aussehen sogleich ihren Verdacht erregte, daher sie ihn flugs mit der Frage anfuhr: bist du etwan auch Einer von den Jüngern dieses Menschen? Und mit gleicher Hast gab er die, vom Schrecken erpreßte Antwort: das bin ich nicht. Ja um recht nachdrücklich zu bezeugen, daß er kein solcher Jünger sey, und folglich keine Furcht habe, ging er mit schwer erkünsteltem Muthe sogleich in den äußeren Vorhof, und mengte sich unter die Knechte, die dort beim Kamin sich wärmten.

Und wie es ihm, nach der Weissagung des Meisters, in dieser pöbelhaften Sippschaft noch ferner ergangen, wem ist dieß unbekannt? — Bist du Christus? fragte man den Täufer, »und er läugnete nicht, und er bekannte: ich bin es nicht.« Bist du ein Jünger Christi? ward Simon Petrus gefragt; »und er bekannte nicht, und er läugnete, und er bekannte nicht«, denn er läugnete in wenigen Stunden dreimal, bis das Auge des Meisters einen Lichtstrahl in seine Finsterniß sandte, da ging er endlich hinaus, und stand wiederum draußen vor der Pforte, und weinte bitterlich. O wie anders war ihm zu Muthe, als er das erste Mal draußen stand, wie ganz anders nun, da er wieder hinausgegangen, nicht mehr gepeinigt von Menschenfurcht, aber gebeugt von schmerzlicher, unaussprechlicher Reue, nicht mehr sich

selbst täuschend in kühnem Selbstvertrauen, sondern belehrt und geläutert durch bittere Erfahrung! —

In jener grausamen Christenverfolgung, die um das Jahr 340 unter dem tyrannischen Sapor in Persien zu wüthen begann, ward Simeon, Erzbischof von Seleucia, fälschlich des Einverständnisses mit dem (oströmischen) Kaiser angeklagt, und in schweren Ketten vor Sapor's Thron geschleppt, der ihm die Sonne, als die Gottheit der Perser, anzubeten befahl. Simeon achtete der Drohungen nicht, und ward fürs Erste in den Kerker geführt. Im Vorsaal saß ein stattlicher Greis, einer der vornehmsten Männer des Reichs und des Hofes, Usthazan, vordem Sapor's Erzieher. Als Simeon vor ihm vorüber kam, erhob er sich sogleich von seinem Sitze, und grüßte ihn ehrerbietig, allein der Oberhirte der persischen Christengemeinden wendete das Angesicht von ihm ab. Vater, rief Usthazan, warum siehest du mich nicht an? Christ, erwiederte Simeon, warum hast du die Sonne angebetet, warum deinen Gott und Erlöser verläugnet? Da ward Usthazan aufs Tiefste bestürzt, er zerfloß in Thräneu, er riß die schimmernden Gewande von sich, die ihn schmückten, hüllte sich in ein dürftiges schwarzes Kleid, und setzte sich hinaus vor die Pforte des Pallastes, wo er seinen unseligen Abfall mit lauter Klage bejammerte. Kaum war Sapor davon verständigt, als er ihn schon zu sich berief. Was für ein Unglück, fragte

er, hat in meinem Hause dich getroffen, daß du draußen sitzest und jammerst? Usthazan bekannte die Ursache seines Grams, er schwur beim Werkmeister des Himmels und der Erde, von nun an Ihm allein, dem Dreieinigen Gott, seine Anbetung zu weihen. Sapor, von Mitleid bewogen, mäßigte den aufflammenden Zorn, er suchte seinen greisen Lehrmeister durch jede Überredungskunst auf andere Gesinnungen zu lenken, und erst da alles vergeblich blieb, befahl er, ihn zu enthaupten. Freudig nahm Usthazan das Urtheil an, und erbat sich nur Eine Gunst. Du weißt, ließ er dem Zürnenden sagen, mit welcher Treue ich deinem Vater und dir gedient; mein einziger Lohn dafür sey dieser, daß diejenigen, die mich hinrichten sehen, nicht etwan meinen, es sey die Strafe einer Untreue gegen das Reich oder sonst eines Verbrechens; gebiete also, daß ein Herold öffentlich ausrufe: Usthazan werde enthauptet, nicht weil er eines Verraths überführt worden, sondern weil er als ein Christ sich bekennet! Gern zwar bewilligte Sapor diese Bitte, denn er hoffte, durch ein so ausgezeichnet strenges Urtheil die übrigen Christen einzuschüchtern, allein er bewirkte damit nur das Gegentheil, weil Usthazans großmüthiges Beispiel sie zu gleicher Beharrlichkeit ermunterte.

So saß auch der persische Fürst Usthazan, wie einstens Petrus, draußen vor der Pforte, und weinte bitterlich. Drinnen im Pallaste des Götzen-

dieners hatte er Christum verläugnet, und Simeon, sein Hirte, wendete sein Antlitz von ihm ab, Jesus hingegen wendete sein Auge zu ihm, innerlich ihn erleuchtend und erhebend. Und was suchte Usthazan von dieser Zeit an? Er hatte keine andre Sorge mehr, als den Namen Jesu zu bekennen, und der Welt zu zeigen, daß er nur als Christ, und für Christum leide. Was suchte, was that und litt Petrus, seit jener harten Prüfung? Was er in seinem Sendschreiben lehret: »Niemand von euch leide als ein Mörder, als ein Dieb, als ein Ungerechter; leidet er aber als ein Christ, so erröthe er nicht, sondern verherrliche Gott in diesem Namen. Wenn ihr geschmähet werdet in Christi Namen, so werdet ihr selig seyn, denn alles, was Kraft und Herrlichkeit Gottes ist, ruhet dann über euch!« (1. Petr. 4.)

Welch eine neue Sprache redet er hier, wie himmelweit verschieden von jener, die er im Vorhofe des Caiphas geführt? Aber derselbe, der zum Thürhüter und Pförtner des himmlischen Reiches ihn auserwählt hatte, hat an der Pforte des Caiphas ihn in ewiger Treue befestigt. Was hätten alle die unaussprechlichen Wohlthaten ihm genützt, die er bereits empfangen, die Wiedergeburt der Taufe, das Licht des Glaubens, die Erhebung zum Apostelamte, die Gabe der Wunder, die Wanderung über die Wellen des Meers, hätte der Herr ihn dieses Mal untergehen lassen in den Fluthen der Treu-

losigkeit, hätte er ihn nicht zur Buße bewegt, in seine Gnade wieder aufgenommen? Aber auch in die verheißene Würde ward er wieder eingesetzt. Und warum sollte eben nur Petrus zum Oberhaupt und Wächter der ganzen Kirche erhoben werden, und nicht vielmehr Andreas, oder Johannes, oder sonst Einer aus den Jüngern, die unschuldiger waren, als er? »Wir haben, sagt Paulus, keinen Hohenpriester, der nicht geeignet wäre, Mitleid zu tragen mit unsern Gebrechen, sondern einen solchen, der, mit Ausschluß der Sünde, in allen Dingen versucht ward.« Diese Worte gelten von dem ewigen Hohenpriester und Mittler; anders aber verhält es sich mit seinem Stellvertreter auf Erden, zu dem er gesprochen: weide meine Schafe; denn dieser ist in allen Dingen versucht, doch nicht ohne Sünde, damit, wie Ambrosius lehrt, seine Verirrung den Gerechten zur Warnung und Lehre, sein Wanken und sein Fall unser Fels und unsere Stärke würde. Wenn der Fürst der Apostel, sagt Euthymius, durch seine Buße in kurzer Zeit nicht allein die Makel seiner Untreue ausgelöscht hat, sondern auch der Fürst und Hirte der übrigen Jünger geworden ist, und durch die wunderbarsten Werke verherrlicht, so muß dieses Beispiel einen Jeglichen, der gefallen ist, um so mehr zur Buße ermuntern, je mehr er daran die Reichthümer der göttlichen Erbarmung gewahrt.

So wurde dann der gefallene, reumüthige und wieder aufgerichtete Jünger das höchste Vorbild und zugleich der höchste Ausspender der Buße: das Vorbild der Buße durch sein rührendes Beispiel, der Ausspender der Buße durch die priesterliche Vollmacht. Welch eine bewundernswerthe Vollmacht, welch eine preiswürdige Wohlthat, die durch sie begründet wird! Denn ob auch ein Gottmensch für uns gestorben und auferstanden ist, ob auch durch sein Mittleramt die ewige Schuld gesühnt worden, fällt nicht durch eine einzige Todsünde, die der Christ begehet, die ganze Last des alten Elends, der ganze Fluch der Trennung wieder auf sein Haupt zurück? Was würden ihm von nun an alle göttlichen Wohlthaten fruchten, ohne jene größte aller Wohlthaten, die für die übrigen ihn wieder empfänglich macht: ohne jene, den Menschen anvertraute Gewalt, die Pforte des Verderbens wieder zu schließen, jene der Gnade und der Freiheit wieder aufzuthun? Diese Vollmacht ist es, die der Erlöser und Richter der Menschen mit dem Namen der Schlüsselgewalt bezeichnet, und seinem Jünger Petrus vorzugsweise anvertrauet hat. Dir, sprach er, übergebe ich die Schlüssel des Reiches der Himmel; was du lösen wirst auf Erden, wird auch im Himmel gelöset seyn. Und welch eine überirdische Macht verheißen nicht diese Worte! »Hast du etwan einen Arm wie Gott? donnerst du mit seiner Stimme? so bekleide dich mit deiner Zierde, sey herrlich,

und erhebe dich zur Höhe!« Mit dieser Rüge wird Hiob zurecht gewiesen und gedemüthigt, um nicht mit Gott zu rechten (Job. 40); doch anders verhalten sich dieselben Fragen, werden sie auf Petrus angewandt. »Wie erhaben (sagt Vega) ist, o Petrus, deine Macht! Hast du nicht einen Arm wie Gott? Wie der Arm Gottes überall waltet, im Himmel, auf Erden, in der Hölle, so ist dein Arm auf Erden, die Herde Christi zu weiden, er reicht in den Himmel, seine Pforten zu eröffnen, er herrscht über den Abgrund, seinen drohenden Schlund zu verschließen. Du hast auch eine Stimme wie Gott; die Stimme: dir werden deine Sünden vergeben!« — Wer ist mächtiger, ruft Bernardus, als Petrus, der die Schlüsselgewalt so eigenthümlich empfangen, daß sein Urtheilsspruch jenem des Himmels vorangeht? »Auf ihn, so lehrte in ältester Zeit schon Cyprianus, ist die ganze Kirche gegründet, von ihm fließet alle priesterliche Kraft aus, die durch die Gewalt der Schlüssel bezeichnet wird.« Denn wer ist wohl Petrus, und wo ist er zu finden? Ist er im Himmel nur, nicht auch auf Erden? Besitzt nicht jeder seiner Nachfolger die unverbrüchliche katholische Wahrheit und die ganze Vollmacht, die, für alle Zeitalter der Kirche, ihm verliehen ward? —

Neben ihrer katholischen Nachbarinn in Zeeland saß einst eine Bürgersfrau anderer Confession und strickte. Wie nun die Frauen eben so gern als die

Männer von Dingen reden, die sie nicht aufs vollkommenste verstehen, so gab auch diese dem Gespräche eine gewaltsame Wendung, fing etwas neues an, und sprach: ich glaube keineswegs, daß euer jetziger Papst ein Nachfolger des Petrus sey. Die Nachbarinn erwiederte die Rede mit einer andren Art von Unglauben. Und ich, sagte sie, glaube nicht, daß der letzte Faden in deinem Knäuel einer und derselbe mit demjenigen sey, den du eben um die Stricknadel gewunden hast. Die Gegnerinn, die in den Sinn dieses Einwurfs nicht einging, lachte der Rede. Wie wirst du mir's beweisen? fragte die Andre. Sehr leicht, rief sie: wickle den ganzen Knäuel auf, und du wirst finden, daß vom Ende bis zum Anfang alles nur ein Faden sey. Wohl, erwiederte die Nachbarinn, wickle du einmal die Reihe der Päpste auf, und du wirst, bis hinauf zu Petrus, eine ununterbrochene Aufeinanderfolge finden. — Gelehrtere Leute würden der guten Frau vielleicht eingewendet haben, daß sie im Bereiche ihrer Leinwandbleiche und ihres Hühnerhofs ungleich besser bewandert sey, als in jenem der Kirchenhistorie, welche wie die kritischen Zeitendurchforscher behaupten, in jenem Faden der Reihenfolge mehr als einen Riß und vielfältige Knäule oder gordische Knoten nachweisen soll; allein es ist, um die Wahrheit zu gestehen, nur jenen Kirchengeschichtschreibern zu trauen, die ihrerseits an eine Kirche und folglich an eine

Kirchengeschichte glauben. Denn wie es keine andre Kirche gibt, als die der Herr auf Petrus gegründet hat, so gibt es auch keine echte Kirchengeschichte, als jene, in welcher die Verheißungen und Warnungen Jesu erfüllet werden. Und in diesem Geiste dachte und handelte König Oswin von England. Die Bischöfe seines Reiches hatten sich versammelt, um eine Streitigkeit wegen der Zeit der Osterfeier auszugleichen. Diejenigen, welche hierin nach dem Gebrauche der römischen Kirche sich richteten, beriefen sich auf die Autorität des heiligen Stuhles, und auf den Ausspruch des Herrn, kraft dessen die Schlüssel des Himmelreiches dem Petrus übergeben worden seyen. Da nun Oswin bemerkte, daß Niemand diesen Worten widersprach, und auch die Gegenpartei damit einerstanden war, erhob er sich von seinem Sitze, und rief: Und ich sage euch, daß ich, wenn Petrus jener Thürhüter ist, mit ihm nicht im Widerspruche seyn, sondern, soviel ich verstehe und vermag, seinen Satzungen nachkommen will, damit nicht etwa, wenn ich von hinnen scheide, Niemand sich finde, der die Pforte mir aufthut, sobald jener Einzige mir abhold geworden, der die Schlüssel besitzt! —

Sehr einfach allerdings ist diese Rede, auch sehr anschaulich einem jeglichen Verstande, der die evangelischen Worte auffaßt, wie sie sind; darum wird sie von Jenen nur vornehm belächelt, die nicht

zweifeln, dereinst, wenn sie willig oder unwillig von hier scheiden müssen, in jenes Reich des Lichtes zu gelangen, das sie auf sehr unbestimmte Weise bald »Jenseits« bald »ein besseres Leben« nennen, obwohl die Pforte, die ihnen den Eingang gewähren soll, keine wirkliche, sondern bloß eine gemalte ist, ein Werk ihres fantastischen Meinens, eben so hirngespinstig, als das »Jenseits« und »das bessere Leben«, wie sie es sich ausmalen. Sie bedürfen, ihrer Versicherung nach, der Schlüssel des heiligen Petrus so wenig, um durch die Pforte einzugehen, als seiner Schlüsselgewalt, um aus dem Kerker erlöset zu werden, in welchem die Sünde sie gefangen hält. Aber sind sie in diesen Kerker durch eine jener täuschenden Pforten hereingegangen, die ihnen (wie es anfänglich bemerkt worden) den Eingang in den weiten und lichten Pallast der Freiheit, der Kraft, der rechten Menschenwürde verhieß; so weiß der Kerkermeister, der sie herein gelockt, sie fortwährend so schmählich zu täuschen, daß sie ihre elende Gefangenschaft für ruhmwürdige Freiheit halten, daß sie, wie Petrus sagt, die Freiheit zu einer Decke ihrer Bosheit brauchen (I. 2, 16), und, in ihrer Geistesstärke und falschen Ruhe sich glücklich preisend, gar keinen Ausweg suchen.

Es tappen aber noch viele Andre in dem Geisteszwinger umher, in denen noch einiger Glaube dämmert, und die folglich der Lügenmeister nicht so gänz-

lich betrügen kann, daß sie nicht etwas von ihrem Elende fühlen, und nach jenen Schlüsseln verlangen, die ihnen die Kerkerthüre öffnen möchten. Diesen gewähret er immerhin einige Mittel und Wege, nach solcher Hülfe sich umzusehen, wie er denn auch klüglich dafür gesorgt hat, daß sie ihm dennoch nicht entkommen, denn was können die Schlüssel auswirken, wo ihnen ein tüchtiger Riegel vorgeschoben ist? »Du hast ein verschlossenes Herz, sagt Augustinus, was beschuldigst du die Schlüssel?« Es schleicht etwa ein Christ, wohl merkend, daß zwischen ihm und Gott manch ein finstres Gemäuer sich aufgethürmt, zu ziemlich ungelegener Zeit und Stunde, bis an die äußerste Kerkerpforte, und flüstert, gleichsam durch das Schlüsselloch hinaus, einem katholischen Priester ins Ohr, wobei er über mancherlei Dinge Klage gegen sie führt, nur nicht über eine einzige, etwas unzarte, etwas unedle, etwas allzu schmähliche An- und Ungelegenheit; und warum nicht auch über diese? aus Zartgefühl, d. h. aus Stolz; aus scheuer Zurückhaltung, d. h. aus Furcht sich zu demüthigen. Siehe dieser Stolz ist der Riegel, den der alte Kerkermeister vorgeschoben. Umsonst spricht der draußen sein Absolvo, seine Schlüssel haben dießmal keine Gewalt, sie schließen den Kerker nicht auf. Wieder ein Andrer begibt sich gleichfalls zu dem beschwerlichen Werke, seine moralischen Übel zu bekennen, allein daß er irgend einen un-

erlaubten Umgang führe, daß er in einer Ehe lebe, von welcher weder Kirche noch Staat etwas wissen, oder daß er Güter besitze, die ihm nicht gehören, und sein nennt, was ihm nicht gebührt, davon vermeldet er nichts, weil er jenen Umgang nicht aufgeben, das ungerecht Erworbene nicht erstatten, den ungerechten Erwerb nicht unterlassen will. Bleibe in deinem Kerker, o Gefangener, die Schlüsse! Petri thun von außen nicht auf, so lange jene drei Lügenknechte bei dir Wache halten, von denen einer der alten Anachoreten Kunde gegeben hat. Er erzählt nämlich, wie daß er am Lager eines Kranken einen ziemlich dreisten Dämon gesehen, an welchen er sogleich die Frage richtete: wer bist du? Der Dämon erwiederte: frage nicht so, denn unserer sind Drei; der erste verschließt dem Menschen das Herz, daß es nicht zur Reue sich öffne; der zweite verschließt ihm den Mund, daß er sich zur Beichte nicht aufthue, der dritte, (und dieser bin ich) verschließt ihm Kisten und Kasten, damit sie sich nicht aufthun zum Schadenersatze. Gelingt es dem Ersten nicht, so kömmt ihm der Zweite zu Hülfe, und bemühet sich auch dieser umsonst, so siegt doch der Dritte. — In der That, wem soll Rath geschafft werden, dem einer dieser Leib- und Seelenwächter vor Gesinnung, Wort oder Werk den Riegel vorschiebt? Sind auch die Dämonen in den gegenwärtigen Zeitläufen so aufrichtig nicht mehr, wie sie

in jener Parabel geschildert werden, die Praxis ist doch die alt-herkömmliche, und die alten Schlösser und Riegel sind noch nicht rostig worden.

Was unternimmt der Gefangene nicht, der in unterirdischen Gewölben, in engem Gewahrsam, hinter eisernen Pforten und Gittern schmachtet? Welch eine Mühe und List, welch einen beharrlichen Fleiß wendet er nicht an, um im Verlaufe eines Jahres etwa eine einzige Eisenstange zu durchfeilen, oder einen Stein aus dem Gefüge zu lockern, um sich den Ausweg zu bahnen? Und siehe, der geistig Gefangene, den die Schuld in einen unendlich schaudervollern Kerker gebannt hat, in welchem er einem ewigen Strafurtheil entgegen sehen muß, ist dennoch im Stande, ohne langwierige Arbeit und Mühe, ohne beschwerliche Voranstalten und Gefahren, seine Freiheit wieder zu gewinnen; er bedarf nur eines Funkens echter Liebesreue, eines redlichen Vorsatzes, eines aufrichtigen Bekenntnisses, und des Wörtleins Absolvo, und die eherne Pforte geht auf, und die Seele geht wieder in das Reich der Gnade und des Lichtes hervor. O unerschöpfliche Fülle der Erbarmung des Herrn, o Allmacht der Verdienste Jesu für das Menschengeschlecht! »Lobsinget nun, die ihr erlöset seid vom Herrn, daß ewiglich seine Barmherzigkeit walte!« (Ps. 106.) Aber freilich ist das Werk der Buße kein todter Mechanismus, die Aussprechung der Absolutionsformel

noch nicht der einzige Hebel oder Schlüssel, der, durch sich selber schon, Alles zu Stande bringt. Es ist noch ein andrer nothwendig, der von innen den Riegel aufschiebt, und die Hindernisse der Gnade beseitigt, und dieser Schlüssel, kraft dessen Petrus selbst aus dem Hause des Caiphas ins Freie, und aus der Knechtschaft in die Freiheit hervorgegangen, ist die Liebesreue, die, weil göttlichen Ursprungs, auch göttliche Macht besitzt. »O Buße, ruft Chrysostomus: die du, mittelst der Erbarmungen Gottes, die Sünde nachlassest, und das Paradies eröffnest, du heilest die Zerknirschten, du erheiterst die Traurigen, du rufest vom Untergange das Leben zurück, du erneuerst die Ehre, du stellst die Kräfte wieder her, du verleihest Zuversicht und überfließende Gnade, du bist die Quelle der Barmherzigkeit, die Lehrmeisterinn der Tugenden!«

Und auch diese Tugenden, welche die wahre Buße lehrt, und die von ihr unzertrennlich sind, müssen als Schlüssel zur ewigen Pforte betrachtet werden, die gleichfalls derjenige uns darreicht, dem die Schlüsselgewalt verliehen worden. »Seid vernünftig, ermahnet er: und wachet im Gebete«; das Gebet aber ist nach Chrysostomus, ein Schlüssel zu allen himmlischen Schätzen. «Strebest du, sagt er: nach Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Sanftmuth und Milde? liebest du die Reinigkeit? verlangst du den Zorn zu bändigen, vom Neide befreit zu seyn? unmöglich ist

es, daß seiner Wünsche nicht theilhaft werde, wer um solche Güter zu Gott fleht!« Wie aber dieß Gebet geartet seyn müsse, damit es ein Schlüssel werde, der über die ewige Pforte Macht hat, darüber kann eine innere (psychische) Begebenheit Auskunft geben, welche Johannes Moschus und Sophronius aus dem Munde des Abtes Athanasius berichten.

Als ich einst, so erzählte er ihnen, emsig darüber nachsann, wie es mit den Seelen stehe, die da streiten und für ihr Heil arbeiten, und hinwiederum mit jenen, die diese Mühe unterlassen, ward ich im Geiste erhoben, und sah einen Menschen zu mir kommen, der mir gebot, ihm zu folgen. Ich folgte, und wir standen alsbald in einem Raume, der von herrlichem Lichte strahlte; vor uns zeigte sich eine Pforte, deren Glanz und Schönheit sich nicht beschreiben läßt, und innen hörten wir zahllose melodische Stimmen, die das Lob Gottes sangen. Wir klopften an die Pforte, und klopften abermals, ohne daß Jemand aufthat, bis endlich eine Stimme von innen sich vernehmen ließ, die da rief: was wollt ihr? Mein Führer sprach: wir möchten hinein. Da erwiederte die Stimme: hier wird Niemand eingehen, der in Nachlässigkeit dahin lebt; wenn ihr herein wollt, so gehet hin, arbeitet und streitet, und achtet nicht auf die Eitelkeit der Welt! — Siehe hier den Schlüssel, den der Pförtner des Himmels den Wandrern darreicht: »seid vernünftig und wa-

chet im Gebet!« — betet, aber mit Wachsamkeit über euer Herz, und im steten Streite gegen eure Fehler, und seid vernünftig, um nicht, durch falsche Tugenden getäuscht, in die Pforte des Lasters einzugehen; »bestrebet euch durch gute Werke euren Beruf und eure Auserwählung sicher zu stellen; denn auf solche Weise wird euch reichliche Hülfe verliehen werden zum Eingange in das ewige Reich unsres Herrn und Erlösers Jesu Christi!« (II. Petr. 1.) »Lasset auf solche Weise uns arbeiten, lehrt gleichermaßen Augustinus, daß wir in den Stand gesetzt werden, durch die Schlüssel der guten Werke die Pforte des Himmelreichs zu eröffnen; denn gleichwie diese Pforte durch böse und sündhafte Werke, wie mit Schloß und Riegel, uns versperrt wird, eben so, ohne Zweifel, wird sie durch gute Werke uns aufgeschlossen.« Wie selig also der Christ, der dieser Schlüssel der Buße, des vernünftigen, wachsamen Gebetes und der guten Werke sich versichert, der sie treu bis zum Ende bewahrt! —

Weltberühmt durch seine Treue machte sich zu Anfange des 13. Jahrhunderts der Spanier Marco Guitiero. Ihm, als seinem Castellan, übergab sein Gebieter Didaco de Haro, Herr von Biscaja, das feste Schloß Gujar zur Bewahrung, während er selbst von Alphonsus IX., König von Leon, aus

dem Reiche verwiesen, sammt seiner ehrsüchtigen Schwester Uraca, einer Stiefmutter des Königs, nach Afrika sich flüchtete. Alphonsus, nachdem er vergeblich alle anderweitigen Mittel angewandt hatte, um die Burg in seinen Besitz zu bringen, weil Guitiero jeder Anforderung widerstand, und alle Geschenke und Anträge abwies, entschloß sich endlich, die Burg zu belagern. Sieben Jahre hatte diese Belagerung schon fortgedauert, ohne gegen die tapferen Vertheidiger etwas Namhaftes auszurichten, bis sie endlich von Wunden, Ermüdung, Hunger und Noth allgemach aufgerieben wurden, so daß Guitiero ganz allein noch übrig blieb. Allein, so sehr er alles Beistandes sich beraubt sah, und obschon auch ihn die Lebenskräfte zu verlassen drohten, eröffnete er dennoch die Thore der Burg nicht, sondern er band die Schlüssel zu denselben um den Hals, und legte sich neben der inneren Pforte des Thurmes nieder, um so seinen Tod zu erwarten. Als nun die Belagerer zu einem neuen Sturm sich anschickten, die Leitern hinan klimmten, und, zu ihrem Erstaunen keinen Widerstand mehr fanden, stiegen sie endlich in die Burggehöfte herab, wo sie den einzigen noch lebenden Vertheidiger und Wächter fanden, der, obgleich erschöpft und kraftlos, doch mehr die Burg als sich bewachte. Der König ward beim Anblicke einer so heldenmüthigen Treue bis zu Thränen gerührt, und auch Guitiero seufz-

te, doch nur darüber, daß es ihm nicht gegönnt gewesen war, mit den Schlüsseln am Halse zu sterben.

Welch ein seltenes Beispiel von unerschütterlicher Treue? Doch herrlicher noch ist der Heldenmuth und die Treue des großen Apostels, welchem der König der Glorie, da er diese Welt verließ, seine feste Burg, die heilige Kirche, zu bewahren übergeben, dem er die Schlüssel derselben eingehändigt. Vom Grimm eines Nero, von einem abergläubischen Senate, von römischen Legionen, von den üppigen Bewohnern des alten Roms und von der Hoffart des Simon Magus hart bedrängt und belagert, wich und wankte er nie, er bewahrte die ihm anvertrauten Schlüssel bis zum Kreuzestode, und übergab sie seinen Nachfolgern Linus, Cletus, Clemens und den Übrigen. Wer ihm aber nachfolgen und angehören, und unter seinem Schirme stehen will, wird treu sein Haus bewachen, seine Seele ihrem göttlichen Herrn und Gebieter bewahren, und die Schlüssel zur Pforte des Lebens sorglich in Obhut halten, um bis zur letzten Stunde in ihrem Besitze zu bleiben. Jener tapfere Guitiero zwar hatte für alle seine unsägliche Mühe nichts denn Undank zum Lohne; denn da er, sobald seine Kräfte es erlaubten, nach Afrika zog, um seinem Gebieter Didaco von allem, was er gethan, Kunde und Rechenschaft zu geben, wurde er von diesem so

schnöde aufgenommen, daß er tief gekränkt ihn verließ, und am Hofe des Königs von Leon lange Zeit unbekannt und verachtet unter der mindesten Dienerschaft lebte. Allein, wer Christo dient, und für sein Heil kein Opfer scheuet, derselbe hat keinen Undank zu fürchten; so geringfügig alle irdische Mühe ist, wenn sie mit der Herrlichkeit des Lohnes verglichen wird, dennoch wird er die freudigen Worte hören: »wohlan du guter Knecht, der du in geringen Dingen getreu gewesen, geh' ein in die Freude deines Herrn!« —

Festgesänge, Harfenklänge
Tönen durch die Himmelszinnen,
Weder Enge noch Gedränge,
Fried' und Freude walten drinnen.

Steht der Erdenpilger draußen,
Möchte sich ein Glück ersinnen,
Rauhe Stürme ihn umsausen,
Lassen ihn nicht Stand gewinnen.

Draußen trüb die Stunden schleichen,
Oder wie im Flug verrinnen,
Ew'ge Freude wohnet drinnen,
Keine Zeit ist da zu scheuchen.

Draußen sich viel Nebel spinnen,
Schein und Trug nur sind zu finden,
Licht und Klarheit herrschen drinnen,
Wo die Räthsel alle schwinden.

Draußen ist viel Seufzen, Sehnen,
Und viel thörichtes Beginnen;
Wer da kennt das Land der Thränen,
Zieht wohl endlich gern von hinnen.

Willst, o Christ, dein Heil bedenken,
Mußt du sichern Weg beginnen,
Und von außen stets nach innen
Weislich deine Schritte lenken.

Keinem Aug' ist offenbaret,
Unerfaßlich ist den Sinnen,
Was der Herr hat aufbewahret
Jenen, die ihm treulich dienen.

Eine Pforte ist die echte,
Und Ein Schlüssel nur der rechte;
Und der Schlüssel und die Pforte
Sind dir kund aus Gottes Worte.

VII.

Herodes Antipas.

»Herodes aber, da er Jesum sah, war überaus erfreut.«
(Luc. 23, 8.)

Wenn man alle die Hauptparteien, die jemals gegen den Herrn und sein Evangelium Streit geführt, in ihrer Schlachtordnung überblickt, so zeigen sich in der vordersten Reihe jene berüchtigten Pharisäer und Schriftgelehrten, die zwar zum Glauben und zur Frömmigkeit sich bekannten, aber auf dem Boden des Heiles selbst als Giftpflanzen empor wucherten; in der zweiten Reihe stehen am linken Flügel die Sadducäer, welche die erschaffenen Geister läugneten sammt der Unsterblichkeit der Seele; am rechten Flügel, repräsentirt von Pilatus und seiner Cohorte, die Heiden, die zwar Beides glaubten, doch nur nach der finstern und verkehrten Weise des Polytheismus. Hinter ihnen, in der dritten Reihe, gleichsam als Reserve für die neueren Jahrhunderte, findet sich noch ein Heer von sehr abenteuerlichen Menschenkindern, die zwar auf dem Erdreich des positiven Gesetzes und der Offenbarung aufgewachsen

sind, aber zwischen dieser und dem Heidenthume schwankend, das Gesetz verließen, an mythologischem Fabelwerk Geschmack fanden, der falschen Politik, dem Schimmer und der Üppigkeit sich ergaben, und das Heilige verhöhnten. Diese Leute traten im 17. Jahrhunderte als starke Geister auf (esprits forts), im 18. als freie und luminöse Geister, im neunzehnten als aller Servilität entfesselte; zur Zeit des irdischen Lebens Christi waren sie der Zahl nach geringer, und hießen damals Herodianer oder herodische Geister, beseelt vom schwachen Geiste ihres Anführers, Herodes Antipas, des Viertelfürsten von Galiläa, den seine Schmeichler einen König nannten.

Prunkend mit diesem Titel, der ihm nicht ganz eigentlich gebührte, in Mitte einer Stadt, in welcher er nichts zu befehlen hatte, auch von keiner Kriegs- und Leibwache umgeben, die er, unter den Augen des Pilatus, nach Jerusalem nicht mitnehmen durfte, saß der Schattenkönig Herodes Antipas, bloß von Höflingen umringt, unter seinem Thronhimmel, als ihm gemeldet wurde, daß der römische Statthalter ihm Jesum zusende, damit er, als Fürst von Galiläa, über diesen seinen Untergebenen richterlich entscheide. »Herodes aber, da er Jesum sah, war überaus erfreut.« In der That, wer, der Jesum sehen kann, wird sich nicht erfreuen? wen soll der Anblick Desjenigen nicht entzücken, welcher die Freude des Himmels und der Erde ist? Noch war er nicht geboren,

und schon frohlockte ob seiner Gegenwart Johannes im Mutterleibe. Noch barg ihn, allen Menschen ungekannt, die dürftige Krippe, und schon stieg der Himmelsbote zu den Hirten hernieder, und sprach zu ihnen: »ich verkünde euch eine große Freude.« Seinen Stern nur erst, nicht ihn selbst, sahen die Weisen des Morgenlandes, und schon »erfreuten sie sich in übergroßer Freude.« Ja welch einen seligen, überfließend reichen Lohn erwarten die Gerechten für alle Arbeiten, Verfolgungen und Mühen? Die einzig beseligende Freude, das Angesicht Jesu zu schauen. Auch Herodes also, obschon ein Feind Gottes, ein Mann, der in empörendem Ehebündnisse lebte, ein Mörder des großen Johannes, ein politischer Anbeter der Römer, erfreute sich dennoch, Jesum zu sehen, nach dessen Anblick er seit lange sich gesehnt hatte; aber aus welchem Beweggrunde? Etwan, um an seiner himmlischen Würde sich zu sonnen, seine Weisheit zu hören, seine Wahrheit zu beherzigen? O nein, alles das war einem Manne, wie Herodes, viel zu unlustig und zu langweilig, sondern, wie S. Lucas berichtet: weil er hoffte, von ihm irgend ein Wunderzeichen zu sehen. Denn Herodes Antipas war ein Mann von ganz eigenthümlicher, obwohl nicht seltener Religion, und diese seine Religion bestand im Genusse des Lebens. Zeigte er sich zwar in einigen wenigen, herkömmlichen Dingen, in verschiedenen Redensarten

und im äußern Anstriche der Synagoge zugethan, wie dieß einem jüdischen Fürsten geziemte, und war er deßhalb eben jetzt nach Jerusalem gekommen, um an der Osterfeier Theil zu nehmen, so ergetzte ihn bei dieser Wallfahrt doch hauptsächlich nur der Aufenthalt in dem volkreichen und glänzenden Jerusalem, wo er mehr Unterhaltung oder Abwechslung fand, als in seiner eigenen Residenz.

Welch einen Werth konnte Jesus in den Augen dieses Mannes haben? Keinen bessern als den, ihm eine neue Art von Unterhaltung zu bereiten, und seinem Fürwitz einen erheblichen Stoff zu gewähren. War dieß nicht der Wunderbare, von dessen Werken ganz Galiläa, Judäa, Tyrus und Syrien erscholl? der auf dem Meere wandelte, die Brote tausendfach vervielfältigte, die Todten erweckte, die Dämonen austrieb, den Blinden die Augen aufschloß? Welch ein groteskes Spectakel möchte das nicht seyn, so recht leibhaftig vor seinen Augen die bösen Geister aus den Leuten herausfahren zu sehen! Aber vielleicht, o Antipas, hoffest du, daß er auch Deine Blindheit heilen, auch aus Deinem Herzen die Dämonen der Hoffart und Üppigkeit scheuchen werde? Leider nein, wer wird so triste Gedanken hegen? vielmehr ein recht ausgezeichnetes, imposantes, überraschendes Wunderwerk soll der Vielbesprochene vor seinen Augen in die Scene stellen,

dieß ist's, was der treffliche Mann erwartet. Und zwar hatte Jesus schon zu seinen Mitbürgern in Nazareth ein Wort gesprochen, das hier wieder seine Anwendung fand: »Allerdings könnet ihr mir sagen: Arzt, hilf dir selber: hast du so viele Zeichen gewirkt in Capharnaum, thue sie nun auch hier in deiner Heimath!« Wo konnte man diese Anforderung dringender an ihn stellen, als hier, wo es menschlicher Weise galt, vor dem Fürsten seines Landes sein Ansehen zu retten, und alle Ankläger zu beschämen? Warum ließ er diesen vergeblich harren, warum wirkte er kein Wunderzeichen vor seinen Augen? —

Als Petrus der Martyrer, aus dem Orden des heil. Dominicus (im 13. Jahrhunderte) einstmals in der Nähe von Mailand unter freiem Himmel predigte, gesellten sich auch die neuen, gleich den Mücken wieder aufgelebten Manichäer sammt ihrem Oberhaupte oder sogenannten Bischofe, zu den zahlreichen Zuhörern, um den weitberühmten Prediger zu höhnen. Die Sonne stand schon hoch, und sendete ihre sengenden Strahlen fast senkrecht auf die Häupter der Versammelten hernieder, und dieß gab dem manichäischen Häuptling Veranlassung, seine Witzespfeile gegen Petrus zu schleudern. O Petrus, rief er, du verkehrter Lehrer, wenn du wirklich mit so hoher Frömmigkeit und Gnade begabt bist, wie dieß unwissende Völklein von dir rühmet, was sie-

hest du dann so gleichgiltig zu, wie es hier so erbärmlich von der Sonne gequält wird? warum verschaffest du nicht durch dein Gebet eine Wolke vom Herrn, welche vor der Sonne sich ausbreite, damit dieß thörichte Volk, während es deinem Geschwätze horcht, nicht vor Hitze verschmachte? Wohlan denn, erwiederte Petrus sehr ruhig: es geschehe, wie du begehrt hast, sofern du mir versprichst, die echte und reine Glaubenslehre anzunehmen! Die Rechtgläubigen erschraken bei diesen Worten, indem sie selbe für gewagt hielten, und für die Sache des Glaubens eine Unehre befürchteten, die Manichäer aber jubelten, und schrien ihrem witzigen Hirten zu, in die Bedingung nur ohne Anstand einzugehen, denn sie waren um so unbedenklicher ihres Sieges versichert, als am ganzen Himmelsgewölbe auch nicht die kleinste Spur eines Wölkchens sich erspähen ließ. Da erhob Petrus seine Stimme und rief: Damit es euch offenbar werde, daß der dreieinige Gott der einzige Schöpfer und Herr aller Dinge sey, so flehe ich ihn an, er möge zur Erquickung derjenigen, die an ihn glauben, ein Wölkchen senden, das zwischen der Sonne und seinem Volke sich ausbreite! Und siehe, kaum hatte er, mit dem Zeichen des Kreuzes, diese Worte ausgesprochen, als schon ein großes Gewölke, gleich einem Zelte ausgespannt, über die ganze Versammlung Schatten verbreitete, zum Frohlocken und

Jubel der Rechtgläubigen, zum höchsten Verdrusse der Manichäer, welche sich, trotz dieses Zeichens, doch von ihrer Verkehrtheit nicht wandten.

So erhörte hier Jesus das Gebet seines Dieners, nicht um dem Fürwitze der hartnäckig Irrenden ein Schauspiel zu geben, sondern um diesen Fürwitz zu demüthigen; hingegen wollte er dem Fürwitze des Herodes keine Nahrung gewähren, in dessen Herzen er kein Verlangen nach Wahrheit sah. Über dem Haupte jener Manichäer brannte die erschaffene Sonne, aber vor Herodes Auge stand die unerschaffene geistige Sonne der Wahrheit; die irdische Sonne ward, wie Petrus es erbeten, durch eine Wolke verhüllt, aber die ewige Sonne, das Wort und Licht, schon mit der Wolke der Menschheit Jesu umschleiert, ward dem Auge des Herodes noch tiefer durch jenes finstre Gewölke verborgen, das seine Seele umnachtete, und dem Lichte der Gnade den Eingang versagte.

Warum riß dieses Gewölk nicht? Warum geschah hier nicht ein andres Wunder, dem eben erzählten entgegengesetzt, daß sich die Sonne dem Auge des Herodes entschleierte? Weil er, statt mit demüthig-forschendem Blicke zu dem göttlichen Dulder sich zu wenden, der in unaussprechlicher, ernster Milde vor ihm stand, vielmehr in weitläufigen Reden eine Unzahl von Fragen aufwarf, die seinem Scharfsinn oder Witze Ehre machen sollten.

Welchen Inhaltes diese Fragen gewesen seyen, davon erzählen freilich die Evangelisten nichts, wahrscheinlich weil, wie wohlbekannt, Kinder und Thoren in einer Minute mehr Fragen stellen, als ein Weiser binnen eines Jahrhunderts zu beantworten vermag. Man wird dabei unwillkührlich an eine Scene aus dem Leben des heiligen Abtes Nilus erinnert, der ein Zeitgenosse des großen Romualdus, und in den erhabensten Tugenden ihm vergleichbar, in einer öden Gegend von Calabrien sich zu bergen pflegte. Da er einst aus seiner Einöde hervorkam, und eben in Rossano sich aufhielt, war er von allen Seiten von einem großen Menschenschwarme heimgesucht, und gleichsam umzingelt, worunter auch sehr angesehene Leute aus dem Clerus und dem Adel sich einfanden, nicht so sehr, um Rath und Belehrung zu holen, als um den seltsamen Mann, dessen Ruf alle benachbarten Lande erfüllte, und dessen harte Lebensart allen Weichlingen Schrecken einflößte, in der Nähe zu besehen, und gelegentlich auf allerlei Proben zu setzen. Darum legten sie dem Manne aus der Wüste mannigfache verfängliche Fragen vor. Was meinst du, riefen einige, von der Anzahl der Auserwählten? ist sie groß, Abt Nilus, oder lehrest du, daß sie gering sey? Kaltblütig nahm Nilus diesen Zankapfel auf, mit welchem leichtfertige Christen von jeher Fangball spielen. Ihr wisset, sagte er, was der Herr gelehrt hat: viele sind

berufen, wenige sind auserwählt. Da schrie das Volk und tobte: Du lügst, Abt Nilus, du weißt nicht das Rechte, so sind die Worte nicht zu verstehen! Wofür wären wir dann getauft? wofür hießen wir dann Christen? Seid ruhig, erwiederte Nilus, und wollet nicht weiser seyn als Matthäus, als Paulus, als Basilius und Chrysostomus, die Alle dasselbe lehren! Lebt ihr denn so, daß ihr euch schmeicheln könnt, der Himmel werde euer Antheil seyn? Hütet ihr euch vor Fluch und Lästerung, vor Ehebruch und Ausgelassenheit, vor Wucher und Betrug, vor Neid und gehässigen Ränken? Und er erhob seine Stimme, und redete ihnen so nachdrucksvoll zu Herzen, daß die Meisten laut zu weinen anfingen. Kaum aber war es etwas stille geworden, als wiederum ein Naseweis das Wort nahm. Vater Nilus, rief er, mich verlangt es sehr zu wissen, ob der weise Salomo selig geworden, oder ob er verworfen sey? Ich aber, erwiederte Nilus, der den Lebenswandel des Fragers kannte, ich möchte wissen, nicht wie es um den Salomo stehe, sondern um dich! Was kümmert es dich und mich, wo jener Weise nun sey, der trotz seiner Weisheit ein Spiel seiner thörichten Leidenschaften geworden? für uns stehet geschrieben: wer in seinen Blicken Begierlichkeit trägt, hat schon in seinem Herzen gesündigt! — Der vorlaute Frager verstummte, aber ohne Verzug war ein Andrer auf dem Kampf-

platze, den der Fall seines Vordermanns nicht abschreckte. O weiser Nilus, rief er, was für eine Sorte von Baum mag das gewesen seyn, von welchem Adam im Paradiese gegessen hat? Nilus besann sich keinen Augenblick: ein wilder Apfelbaum, erwiederte er. Das ganze Volk, uneingedenk der herben Thränen, die es eben erst geweint, brach in Gelächter aus. Was lacht ihr? sprach Nilus; wie die Frage so die Antwort. Anstatt der Schuld zu gedenken, die uns aus dem Paradiese verbannte, fragt ihr um den Namen eines Baumes. Könnte ich ihn wirklich nennen, so würdet ihr gleich wieder wissen wollen, wie groß er gewesen, wie seine Blätter ausgesehen, von welcher Farbe und Geschmack seine Früchte? Wahrlich hochwichtige Fragen, welche die ewige Weisheit euch hätte beantworten sollen!

Auf solche Weise fertigte Nilus nicht bloß die vorlauten Frager ab, er rechtfertigte auch die Weisheit Christi, die zu solchen Fragen schweigt. Aber selbst unter den heidnischen Weltweisen findet sich einer, seines Namens Dämonax, der eine ähnliche Auskunft gab. Denn als man ihn auf gut pantheistisch fragte, ob die Welt mit einer denkenden Seele begabt sey? erwiederte er: ihr guten Leute seyd mehr als billig um die Welt bekümmert, wenig aber denkt ihr daran, wie es um euch selber stehe! Und in der That, wie viele Fragen werden nicht an Christum und sein Evangelium gerichtet,

die zwar keineswegs so läppisch sind, als jene, die Nilus zu beantworten bekam, doch aber nichts enthalten, was dem menschlichen Heile wesentlich nothwendig wäre!

Ob die Erde eine vollkommene Kugel, oder an den Polen plattgedrückt sey, ob ihr Inneres aus einem metallischen Kern, aus vasten Höhlen oder verdichteter Luft bestehe; ob die Mondgebirge höher seyen, als jene der Erde; von welchen Geschöpfen die Planeten bevölkert werden; was die Flecken in der Sonnen-Atmosphäre bedeuten; ob die Bewohner Australiens zu Wasser oder zu Lande dorthin gekommen; ob die Meteorsteine Fragmente des Mondes seyen, oder in den Luftschichten der Erde gebildet werden, und zahllose Dinge der Art: warum keine wissenschaftliche Andeutung davon in jenen Schriften, die man göttlich nennt, die alle Weisheit und Wahrheit enthalten sollen? — Wohlan denn, o heiliger Nilus, was meinst du davon? Er sagt, wie einst in Rossano: »Sonder Zweifel hochwichtige Fragen, welche die ewige Weisheit uns hätte beantworten sollen!« Denn diese ewige Weisheit lehret zwar: »im Anfange erschuf Gott die Himmel und die Erde«, und: »im Anfang war das Wort, und das Wort bei Gott, und durch dasselbe sind alle Dinge gemacht«, aber auf die Unzahl jener Fragen, die in der höheren und speculativen Physik ihre zänkische Heimath haben, gibt die Schrift keine eigentliche Antwort, und darum

auch ward ihr Ansehen von den neuen Herodianern angefochten, darum haben sie die alte Genesis und das alte Evangelium verworfen, und ein neues angefertigt, in welchem die frohe Bothschaft verkündet wird: die alte Tellus existire bereits, nicht etwa elende fünf bis sechs, sondern mehrere hunderttausend Jahre, und sie sey übrigens, ohne ihre Ehre und Reputation anzutasten, ein so winzig kleiner Punct im ungeheuern Weltall, daß sie fast in ein algebraisches Nichts verschwinde, daher es auch einer gottlosen Albernheit gleiche, wenn man meint, die unendliche Gottheit sey auf dieses Erdhäufchen herabgestiegen, um seine armseligen Bewohner zu erlösen, die, im Vergleiche mit dem berüchtigten Mikromegas des fränkischen Witzlings, nur als mikroskopische Milbennaturen zum Vorschein kommen.

Denn in diesem Evangelium wird keine Rücksicht darauf genommen, daß ein einziges freies Vernunftwesen, ein einziges sich selbst und die Außenwelt erfassendes Ich, unendlich höhern Ranges und Werthes sey, als alle die immensen, des Bewußtseyns ermangelnden Weltkörper zusammen. Inzwischen geleitet das neue kosmische Evangelium die, etwan doch als unsterblich betrachtete Menschenseele nach diesem leidigen Tode, und nachdem sie von der Erde, als dem Tummelplatze ihrer Kindheit und Tölpelei, Abschied genommen, in einen schönern und vornehmern Planeten hinauf,

von wo sie, um ein gutes Stück gescheider und edler geworden, und gleichsam chemisch rectificirt, nach einer gewissen unbestimmlichen Reihe von Planetenjahren zur fernern Reise in irgend einen stattlichen Fixstern determinirt wird, um durch diese, ins Weite und Hohe berechnete Erziehungsanstalt ohne Maß und Ziel immer vortrefflicher zu werden. Solche und viele andre verwunderliche Dinge lehrt das Evangelium der neu erfundenen Natur- und Kunst-Religion, und was noch desiderirt wird, ist dieses, daß es an allen Sonntagen statt der bisherigen evangelischen Pericopen auf den Kanzeln vorgelesen und homiletisch erklärt werde.

Aber warum konnte nicht auch in dem ältern Evangelium Fürsorge getroffen werden für die immer steigende Wißbegierde des Menschengeschlechtes? Dieß ist eine neue Frage, die alle früheren umfaßt; und die sich leichtlich aus dem Grunde beantworten läßt: weil der Herr zwar die Welt erschaffen, aber rücksichtlich der Ontologie und höheren Physik, sie, wie Salomo sagt: »den Disputationen der Menschen überlassen hat« (Eccles. 3.); weil der göttliche Erlöser, insofern er zugleich unser Lehrmeister geworden, nicht gekommen ist, die Heilungs- und Belehrungsanstalt seiner Kirche als eine hohe Schule zu gestalten, und die Menschen in der Mathematik, Astronomie und Wissenschaftslehre zu unterrichten, in welchen sie sich lieber allein fortbehelfen, sondern in jenen Wahrheiten, Pflichten

und Tugenden, welche auf Gott, auf die Ewigkeit und das eigentliche Ziel alles Lebens und Strebens sich beziehen. Wer über diese hochwichtigen Fragen von ihm nicht belehrt seyn will, dem schweiget Jesus, und duldet inzwischen, bis zum Tage der Offenbarung seiner Glorie, schweigend die Verachtung, wie einst am Hofe des Herodes Antipas.

Da stehen rings um den Schimmernden umher die Großen und Vornehmen des Landes Galiläa; neben ihm (wie sich wohl annehmen läßt) glänzet die üppige Herodias, seine sogenannte Gemahlinn, und Herodias Salome, sein athieniensisch-geschmücktes, tanzkundiges Töchterlein; es sind auch die angesehensten Männer Jerusalems zugegen, um Klage auf Klage gegen Jesum zu häufen; mit gespannter Neugierde harren jene auf den Augenblick, da er seine Lippen eröffnen und reden wird; ein einziges Wort dürfte er sagen, ein einziges Zeichen wirken, und die Huld des Fürsten wäre ihm gewonnen, die Zungen der Ankläger gebunden. Hat er nicht in der Mitte dürftiger und einfältiger Fischer seinen Mund aufgethan, und sie seine Weisheit gelehrt? hat er nicht die Samaritinn am Brunnen, die Blinden auf den Straßen, die Aussätzigen in den Einöden seiner freundlichen Unterredung gewürdigt? Hier aber, vor den Augen der Eitlen, der Aufgeblasenen und Überwitzigen, stehet er und schweigt, und redet mit seinem ewigen Vater nur, und wiederholt

in seinem Herzen die Worte: »ich danke dir, Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß du es den Hochweisen verborgen, und den Kleinen geoffenbart hast; ja, o Vater, so war es dir wohlgefällig!« — Wie aber nahm Herodes dieß Benehmen auf? Ohne Zweifel gehörte er zu jener Sorte von Thoren, die, weil sie stets von Schmeichlern umgeben sind, etwas Erhabenes und gleichsam Göttliches in sich zu besitzen wähnen, wie denn auch dem jüngern Herodes, genannt Agrippa, da er zum Volke von Cäsarea redete, die grobe Schmeichelei (an der er auch erstickte) ins Angesicht geschleudert wurde: »das sind Reden eines Gottes und nicht eines Menschen!« (Apostelg. 12.) Und da er in solch einem Selbstgefühle sich einbildete, Jedermann könne und müsse zu seiner Huld und Obhut die Zuflucht nehmen, was sollte er von Jesu dem Schweigenden denken? Sein Urtheil war schnell reif, einem Tintenschwamme gleich, der auf dem feuchten Moder aufschießt; er nahm ihn für einen Einfältigen und Blöden, der nicht so viel Gegenwart des Geistes hätte, um eine so glückliche Gelegenheit für seine Befreiung zu benützen, und dessen Ruhm einzig der Unwissenheit des Volkes zuzurechnen wäre, daher er auch Christum öffentlich, mit aller Solemnität, für einen Thoren erklärte, und, mit dem weißen Gewande bekleidet, durch die spottende Menge zu Pilatus zurück sendete.

Herodes Antipas, du feiner und schlauer Fürst, du schlauer und gewandter Weltmann, wer vermag nach Würden dich zu rühmen? Dein Vater war ein Wehrwolf, und du wirst von Christo selbst ein Fuchs genannt. Wie witzig bist du, wie hochklug und glänzend, und wie arm und verächtlich, dir gegenüber, und vor deinem Richterstuhle, der König der Ewigkeit! Wohl bist du würdig, das Vorbild und Oberhaupt jener, nicht so viel großen, als zahlreichen Sippschaft zu seyn, die unter mannigfach prunkenden Namen auf Erden sich verbreitet! Ihre Mitglieder, ihres eigenen Dafürhaltens die Blüten und Zierden des Menschengeschlechtes, machen Anspruch auf den großen Ruhm, auf's Wahre gekommen zu seyn. Was haben sie viel sich zu quälen mit gründlichem Denken, mit philosophischen, theosophischen Forschungen? Sie überlassen dieß jenen Armseligen, die nichts Besseres verstehen oder vermögen. Was sie zu wissen brauchen, erfahren sie geschwind, und auf die angenehmste Weise, aus den Spänen und Witzfunken der Conversation, aus fliegenden Blättern, und gründlichen Romanen und Novellen. Ihre Lebensweisheit ist ihnen ganz eigentlich, durch die alte Erbsünde, angeboren, und wächst mit ihnen auf, ohne eines Studiums zu bedürfen, und was sie in den Verhältnissen des Lebens und des Umgangs, um sich durchzuhelfen, sonst noch brauchen, ist der Fuchsverstand des He-

rodes, auf den sie sich nichts Geringes zu Gute thun. Die Offenbarung, die Religion Jesu, gilt ihnen eine Art von Fabel für das Volk, ein Kappzaum für die ungeschlachte Menge; die Ehe ist ihnen lediglich ein bürgerlicher Contract; die Taufe eine Ceremonie, die noch fortbesteht; die standesmäßige Keuschheit eine vestalische Göttinn, die nicht real auf Erden denkbar ist; das Gebet eine Albernheit; das innerliche Leben ein Unsinn; die heilige Kunst, sie sey poetisch oder plastisch, eine Magd der Üppigkeit. Mit solcher Weisheit reichlich ausgestattet, sieht jeder geschwätzige, oberflächliche, schlaue Herodes, jede ehebrecherische Herodias, und jede kannibalische Salome und graziöse Unholdinn verächtlich auf alle diejenigen herunter, welche die Eingezogenheit und Frömmigkeit lieben, und mit Wort und Werk als Nachfolger Jesu sich bekennen.

So sah man verächtlich auf die heilige Paula herab, eine fürstliche Frau aus einer der ältesten römischen Familien, die man, während sie in Bethlehem sich aufhielt, in Rom verhöhnte. Einer jener frömmelnden Ohrenrauner, die (wie Hieronymus sich ausdrückt) ihre böslichen Zuträgereien für Freundschaftsdienste ausgeben, brachte ihr Kunde davon, wie man in Rom allgemein erzähle, sie sey wahnsinnig geworden, so daß man ihr kalte Umschläge über den Kopf machen müßte. Die großmüthige Paula fand keine Kränkung in diesem Gerede,

sie erwiederte mit den Paulinischen Worten: »wir sind ein Schauspiel der Welt geworden, der Engel und der Menschen; wir sind Thoren um Christi willen!« — Woran erkennt man aber den echten Thoren, woran die Thoren um Christi willen? »Der Weise, lehrt die Schrift, steht in der Furcht, und weichet ab vom Bösen; der Thor springt hinüber, und ist seiner Sache gewiß.« (Sprichw. 14.) Dießseits, Jenseits, Zeit, Ewigkeit, Verdienst und Lohn, Frevel und Strafe, Gewissen und Offenbarung, Tod und Gericht, was liegt dem Thoren daran? Er springt über jede Barriere, und über jeden Abgrund hinüber, wie über jegliche Bedenklichkeit: er ist seiner Sache gewiß.

In einer Zeit, da die herodischen Geister kaum erst zu spuken angefangen, (um die Mitte des 17. Jahrhunderts), tritt ein prächtiger Stutzer, ein glänzender Zierbengel, mit Allongeperrücke, gefiedertem Tressenhute und gesticktem Camisol, nach neuesten Modegesetzen gar herrlich aufgedonnert, durch eine volkreiche Straße von Paris, als er in einiger Entfernung eines Religiosen gewahrte, der friedlich seines Weges ging. Da zuckte ihm ein genialer Blitz durch den Kopf, an dem nur die Allongeperrücke nicht brannte, er gab seinem Pferde die Spornen, sprengte im vollen Galopp, mit dem Selbstbewußtseyn eines siegreichen Feldherrn, der den Feind verfolgt, dem Religiosen nach, hielt an und rief: Mönch, kennst

du mich? Der Geistliche erwiederte: ich habe nicht die Ehre. Wohlan denn, intonirte jener zu Pferde: ich bin der berühmte Mr. N. *), berühmt durch jene Stärke des Geistes, welche ihr Anderen Gottlosigkeit nennet. Ihr Elenden, die ihr das künftige Leben erwartet, und das gegenwärtige verdammet, ihr hoffet den Lohn eurer Plackereien von einem Gotte, der nicht existirt! Nach diesem Kraftspruche erhob er noch eine kräftige Lache, und ritt im Triumph davon; sein Reitknecht, der auf gut ritterlich ihm folgte, lachte ebenfalls, doch weniger aus Sympathie, als weil er, mit der Weisheit und Bravour seines Ritters schon bekannt, nichts klügeres von ihm erwartet hatte; dem Religiosen aber ward auf solche Weise jede Mühe einer Widerlegung erspart. Wie wahr ist es hier geworden: der Thor springt hinüber, oder sprengt vorüber, und ist seiner Sache gewiß! Ob mit, ob ohne Perrücke, ob mit altverschollenem oder neuem Witze, der kecke Verächter wirft seine stumpfen Pfeile hin und reitet vorüber; einem gründlichen Gefechte hält er nicht Stand, und was er von religiösen Gegenständen auffaßt oder beachtet, geschieht nur im Fluge. Allein, wie die Apostel sagten: »da sie behaupten,

*) Der wackere Petrus Firmianus, der als Zeitgenosse diese Anekdote erzählt, nennt, nach damaligem Brauch, einen fingirten Namen; in der That ist an dem wahren hier wenig gelegen.

daß sie weise seyen, sind sie thöricht geworden«, und »was sie nicht verstehen, das lästern sie, was sie aber auf natürliche Weise verstehen, wenden sie zu ihrem Verderben an.« Was verstehen sie denn eigentlich? und was verstehen sie nicht? —

Ein französischer Gelehrter wurde von seiner Regierung einst in die nördlichsten Gegenden Europa's gesendet, um daselbst einige astronomische Beobachtungen zu machen. Zur Zeit, da er nach Lappland kam, fand er die kleinen Menschen, die in diesem unwirthlichen Lande wohnen, noch in ihrem finsteren Winterquartieren, ihren unterirdischen rußigen Hütten, wo sie, in dichten Qualm gehüllt, bei ihren Feuern saßen. Neugierig versammelten sich alsbald die Bewohner der ganzen Gegend, Lappen und Samojeden, um den Fremdling, betrachteten bald seine Zeichnungen, bald seine Instrumente, sie besahen kopfschüttelnd die Globen, das Astrolab, die Fernröhre, ließen sich diese Dinge erklären, verstanden von der Erklärung nichts, und brachen endlich in ein lautes Gelächter aus. Wahrhaftig, rief der Vornehmste unter ihnen: du, dein König und dein Volk müssen den Verstand verloren haben, daß sie mit solchen Albernheiten sich beschäftigen! Den Astronomen entrüstete dieser Spott; es nimmt mich nicht Wunder, sprach er, euch so reden zu hören! Ihr, die ihr in steten Finsternissen wohnet, in unterirdischen Kammern dahin schlummert, und

nichts als Nebel, Schnee und Nordlichter um euch her sehet, wie sollt ihr von höheren Dingen einen Begriff haben, wie sollet ihr nicht darüber spotten? Als die Polarländer diese Worte hörten, die ihrer Ehre so nahe traten, erhoben sie ein wildes Geschrei, und drangen auf den Sternkundigen ein, der Mühe genug hatte, ihren Händen zu entkommen. —

Wer sind diese eingebildeten Samojeden? Im Grunde die Erdenbewohner alle, ob in den Polarkreisen, ob in glücklicheren Zonen; denn wir wohnen hier auf Erden in den Finsternissen, und die irdische Welt ward (wie Clemens der Römer berichtet) vom heiligen Petrus einem Hause verglichen, wo man vor Rauch und Nebel nichts deutlich sieht. Wir sehen nicht, was in uns, nicht was über uns ist, nicht den Werth der Zeit, nicht das Wesen der Ewigkeit. »Wenn ich von irdischen Dingen zu euch rede, sprach Christus, und ihr verstehet es nicht, wie erst, wenn ich von himmlischen redete?« Wenn nun verkehrte Menschen die Heiligkeit der Religion anfeinden, wenn Herodesgeister Alles, was himmlisch genannt wird, verachten und höhnen, was ist daran fremd und neu? Wir wohnen auf Erden, sammt und sonders, mehr oder minder nahe den Polen, um welche die Erde sich dreht, und die Menschen urtheilen über göttliche und himmlische Dinge, wie die Samojeden über die Astronomie.« Der Herr aber, der wunderbar erleuchtet von den ewigen Bergen, der in

den Finsternissen strahlen läßt sein überirdisches Licht, bewahre unser Herz und unsern Verstand in der Liebe Christi!« (Ps. 75. Phil. 4.)

Herodes und Herodias,
Die junge und die alte,
Welch eine Sippschaft, würdig daß
Man sie in Ehren halte!
Unheiligen Familien
Zu einem Musterbilde,
Führt sie statt weißer Lilien
Gifthahnenfuß im Schilde.

Herodes und Herodias,
Die alte und die junge,
Sie schweben sonder Unterlaß
Im höchsten Modenschwunge;
Ihr Heil, ob nahe oder fern,
Macht ihnen wenig Arbeit,
Doch was geschmackvoll und modern,
Verstehn und thun sie haarbreit.

Herodes und Herodias
Voll Witzelei und Launen,
Sie haben ihren zarten Spaß
Den Satyrn gleich und Faunen;
Was amüsirt und was ergetzt,
Das ist ihr Thun und Treiben,
Das Andre wird für nichts geschätzt,
Und mag dem Pöbel bleiben.

Herodes und Herodias,
Gekläret und gelichtet,
Sie haben aus geschliffnem Glas
Grundsätze sich errichtet;
Drauf ruhn sie stolz vor aller Welt,
Und loben sich's und Andern,
Bis letztlich Alles bricht und fällt,
Und sie ins Elend wandern.

VIII.

Pontius Pilatus.

»Ich befehle dir vor Gott, der Alles lebendig macht, und vor Christo Jesu, der Zeugniß gegeben hat unter Pontius Pilatus, daß du makellos das Geboth bewahrest.« (I. Timoth. 6, 13.)

In den Gerichtshöfen und Sälen, wo über Recht und Unrecht, Schuld und Strafe öffentlich verhandelt wurde, pflegte man ehedem allegorische Bilder aufzustellen, bestimmt, die Richtenden an ihre hohe Pflicht zu mahnen. Da sah man die Nemesis auf einem Throne sitzen, das Schwert in der Hand; ihr zur Rechten stand eine Matrone in blauem, mit Sternen besäeten Gewande, andeutend das Gesetz, dessen Ursprung himmlisch ist; zur Linken eine andre im Purpurkleide, mit unbedecktem, leuchtendem Haupte, andeutend die Ehre; sie lehrten den Richter, daß sein Gewissen vom Gesetze, seine Würde von der Ehre gelenkt und beherrscht werden soll. Auf der geflügelten Kugel mit einem Fuße stehend, glänzende Gaben in der Rechten, wollte Fortuna sich hereindrängen, aber Nemesis, von den beiden Matronen unterstützt, wehrte der Zudringlichen mit

dem blitzenden Schwerte. Wenn dennoch diese allegorische Bildnerei nicht in die Wirklichkeit sich umsetzt, wenn eines Richters Gewissen weder vom Gesetze noch von der Ehre sich bestimmen läßt, und Fortuna sich vordrängt, so entsteht ein Urtheil und ein Richterspruch, wie ihn Jener gefällt hat, dem die Verwaltung der Provinz Judäa anvertraut war, und ohne dessen Mitwirkung alle Anschläge der Feinde Christi fruchtlos blieben. Diesen also entweder mit List zu hintergehen, oder durch ihr Ansehen zu zwingen, war nun ihre Aufgabe. Das erstere mißlang ihnen gänzlich, denn Pilatus trauete ihren Anklagen nicht, er fragte Jesum selbst, er erklärte wiederholt seine Unschuld, ja indem er in ihm eine höhere Würde erkannte oder ahnete, war er, wie Tertullian und Augustinus bemerken, was sein Gewissen anbelangte, schon ein Christ. So blieb dann den Priestern kein Ausweg, als ihn zu schrecken und durch die Furcht zu einem ungerechten Machtspruche zu zwingen.

Allein wie wollten sie ihn einschüchtern, den stolzen und unbeugsamen Römer, der Niemanden zu gehorchen hatte, als dem Cäsar und dem Senate, dem eine ganze Cohorte zu Gebote stand? Sie verstanden sich dennoch darauf, denn sie wußten um seine schwache Seite, sie kannten seinen Ehrgeiz, sie waren Zeugen seiner Raubsucht, seiner Bedrückungen, und des Mißbrauchs, den er von der anvertrauten Gewalt machte, und er hatte Ur-

sache genug, ihre Klagen beim Cäsar zu fürchten, darum riefen sie ihm trotzig zu: »wenn du diesen frei gibst, so bist du des Cäsars Freund nicht!« Und dieser Schreckensruf entschied, Fortuna gewann die Oberhand, Gesetz und Ehre mußten sich zurück ziehen, das Gewissen empfing den Todesstreich, und Nemesis ließ ihr Schwert sinken, aber nur, um es bald nachher gegen den Richter selbst zu schwingen. Denn wenige Jahre darauf fielen jene gefürchteten Anklagen doch auf sein Haupt, er ward von Vitellius nach Rom gesendet, vom Cäsar Cajus aller Würden beraubt, und nach Vienne verwiesen, wo er aus Verzweiflung sich selber den Tod bereitete.

Was für eine Grabschrift wäre wohl dem Unglückseligen zu setzen? Etwa diese: hier liegt der Richter des Weltrichters? Oder eine andere, lautend: »suche nicht ein Richter zu werden, wenn du nicht vermagst, durch Kraft und Tugend alle Ränke der Bosheit zu brechen?« (Eccli. 7.) Allein Pilatus bedarf des Grabmals und der Denkschrift nicht, sein Name wird seit achtzehn Jahrhunderten täglich und stündlich von zahlreichen Christen ausgesprochen, denn dieser Name steht ja im apostolischen Glaubensbekenntnisse, im Credo! — Zwar, wo immer von etwas ganz Zufälligem, Fremdartigem, Ungebührlichem die Rede ist, pflegt man des Sprichworts sich zu bedienen: »dieß ist da herein gekommen, wie Pontius

ins Credo!« Allein dieß höchst abgedroschene Sprichwort, hat es wohl einen echten Sinn? Oder sollte dieser Name so unbedeutend und gleichsam zufällig in dem Bekenntnisse genannt werden, das der göttliche Geist den Aposteln vorgezeichnet, das sie in alle Lande als Schild des Glaubens getragen, das an Inhalt so groß, an Worten jedoch so bündig ist? — »Ich befehle dir«, schrieb Paulus an seinen Jünger, »vor Gott, der Alles belebet, und vor Christo Jesu, der Zeugniß abgelegt hat, und ein gutes Bekenntniß, unter Pontius Pilatus, daß du makellos und untadelhaft das Geboth bewahrest, bis zu seiner Ankunft.«

Was für ein besonderes Gewicht legt hier der Apostel auf den Namen Pontius Pilatus? Allerdings ein zweifaches. Denn fürs Erste verkettet dieser Name die heilige Geschichte mit der profanen, die des himmlischen Reiches mit jener der weltlichen Reiche. Das große Weltreich der Römer hatte unter Augustus und seinem Nachfolger Tiberius seine Höhe erreicht; das Reich, das nicht von dieser Welt ist, hatte in derselben Zeit seinen Anfang genommen, denn unter Augustus war Jesus geboren worden, unter Tiberius hatte er öffentlich zu lehren begonnen. Die Juden, die weder die Weltherrschaft des Tiberius, noch die geistige Herrschaft Jesu dulden mochten, lieferten ihn, den sie nicht selber tödten durften, jener Weltmacht aus, deren eisernes Joch sie trugen. Und so war es Pon-

tius Pilatus, der Stellvertreter dieser weitgebietenden Macht, durch welchen das Weltreich und das Reich der Himmel in Conflict kamen, und dieß zwar in einer ganz einzigen Situation, der gefährlichsten und staunenswürdigsten, die je auf Erden sich gefunden; denn er ward zum Richter Desjenigen gesetzt, der gekommen war, sein Erlöser zu seyn, er verwendete sich, obgleich ohne Nachdruck, als Sachwalter Desjenigen, welcher der Sachwalter und Rechtfertiger des gesammten Menschengeschlechtes war; und hätte er mit Muth dem Gesetze, der Wahrheit und der Gnade gehorcht, so wäre er der Erlöser und Befreier seines Erlösers, und dieser nicht sein Richter geworden.

Und so ergibt sich denn leichtlich das zweifache Gewicht, das der Name Pontius im Credo behauptet. Seine erste Bedeutung ist geschichtlich, indem dieser Name, (dessen auch Tacitus gedenkt) aufs genaueste den Zeitpunct bezeichnet, da das größte aller Werke der göttlichen Vorsehung vollbracht ward. Die zweite Bedeutung ist practisch, denn dieser Name erinnert den Christen, wie er seinen Glauben treu und fest bewahren soll, indem er Christo nachfolgt, welcher »ein gutes Bekenntniß abgelegt und bezeuget hat unter Pontius Pilatus«, nicht aber dem Letztern es nachthut, der zwar die Unschuld Christi bezeuget, und ein gutes Bekenntniß davon abgelegt, aber dennoch ihn verurtheilt hat. Welch ein Widerspruch von Rede und

Ann 15 44.

That, welch eine abenteuerliche Mischung widersprechender Züge! Erhabenheit und Niederträchtigkeit, Feigheit und Stolz, Trotz und Schwäche, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit scheinen, so unverträglich sie auch mitsammen sind, hier in einer Brust gewohnt zu haben. Er fand keine Schuld an Christo und ließ ihn aufs grausamste geißeln; er bebte vor ihm, und hielt ihn für einen der unsterblichen Götter oder Halbgötter, doch gab er der wüthenden Menge ihn hin. Er fällte das Todesurtheil über ihn, aber er sprach dazu: ich bin unschuldig am Blute dieses Gerechten. Seine Krieger verließen ihre Wachtposten am Grabe und flohen, er aber bestrafte sie nicht. Er berichtete an den Cäsar Tiberius die große Begebenheit, schrieb Christo eine göttliche Natur zu, und bekannte sich doch nicht zum Christenthume. Er wußte von der Auferstehung, und starb durch Selbstmord. Woher diese grellen, bis zur Charakterlosigkeit vermengten Widersprüche? Aus der Halbheit und Entzweiung des Willens. Seine Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit war allzu knechtisch befangen, er wollte eben so wohl ein Freund Christi als des Cäsars seyn, allein da dieß in sich unmöglich war, so mußte Christus fallen, und der Cäsar behauptete seine Rechte.

Freilich wird es hier um das Verständniß sich handeln, wer eigentlich unter diesem Cäsar gemeint sey? War Pontius wirklich ein so treuer und eifrigen An-

hänger des Cäsars Tiberius, seines Gebieters? Dieß könnte ihm wahrlich nur zum Ruhme gereichen, und wer würde einer Diensttreue ihn zeihen, welche unter den Tugenden eines Staatsbeamten die wesentlichste ist? Allein wäre er wirklich so eifrig im Dienste gewesen, so hätte er seine Provinz in Gerechtigkeit verwaltet, wäre durch Raub und Bedrückung nicht seiner Pflicht und seinem Gebieter treulos worden, und hätte folglich auch die Juden nicht zu fürchten gehabt. Nun aber hatten sie ihn in ihrer Gewalt, und zwangen ihn zur Ungerechtigkeit, eben weil er kein Freund des Cäsars war. Der Cäsar oder vielmehr der Tyrann, dem er diente, war Ehrsucht, Habsucht, Üppigkeit, und, in ihrer nothwendigen Begleitung, die Menschenfurcht.

Je leichter demnach das Räthsel dieses verworrenen Charakters sich löset, je deutlicher es erkennbar wird, warum er die große und außerordentliche Prüfung, für welche ihm doch so viele Erleuchtung verliehen wurde, nicht bestanden habe, desto anschaulicher wird es auch, wie Pontius Pilatus als ein großes Warnungszeichen im Credo stehe. Denn ein jeglicher Christ, der zwischen himmlischen und irdischen Rücksichten, zwischen dem Geiste des Evangeliums und dem Geiste dieser Welt schwankend und zweideutig mitten inne schwebt, steht in der Kirche, wie Pontius im Credo, eine nicht minder armselige und abenteuerliche Rolle spielend, wie etwa im

Kleinen folgende Figur erweiset. Es findet sich nämlich in irgend einer Tisch- oder Theegesellschaft, oder in sonst einem unrunden Zirkel ein gar rechtlicher Mann, der da zuhört, wie Einer aus der Runde über einen Abwesenden sich vernehmen läßt, und mit dem Glüheisen der Calumnie ihm einen Brandfleck aufdrückt. Wohlan, o trefflicher Mann, trete ins Mittel; bist du nicht ein Freund des Gebrandmarkten? Warum thust du deinen Mund nicht auf, ihn zu rechtfertigen, warum gibst du dem Gespräche keine bessere Wendung? Ach, seufzt der Treffliche halblaut: ich kenne meinen Freund, er ist frei von solchem Tadel, nur Rühmliches kann in Wahrheit von ihm gesagt werden; allein, was ist zu thun? soll man offen widersprechen, und einen Mann von Einfluß sich zum Feinde machen, dessen Gunst man brauchen kann, dessen Ungunst man fürchten muß? Wohl gesprochen, o Trefflicher, siehe aus dir redet der Geist des Pontius Pilatus. Doch ist dieß lange nicht deine ärgste Schalkheit. Denn wenn du Anstand nimmst, deinem Freunde das Wort zu reden, wie wirst du erst wagen, für den Freund deiner Seele, für Christum dich zu erklären? Siehe seine abtrünnigen Söhne lästern und schmähen ihn, und seine jungfräuliche Gebärerinn, und seine Kirche, sie haben da des Witzes viel, der, gleich den Ausgüssen der Seifensieder und Lohgärber, so schmutzig als beizend hervorsprudelt; doch ist ihnen nicht ge-

nug an ihrer eigenen Beredsamkeit, auch dich wollen sie hören, einstimmen sollst du, und durch Stillschweigen oder Widerspruch ihnen nicht bange machen; auch du sollst, in Wort und That, Jesum ihnen preis geben, sonst bist du kein Freund des Fürsten dieser Welt, kein Mann von Geist, kein Mann von Bildung, kein Mann von Geschmack, kein Mann von Welt; ja sie rufen sogar: wenn du diesen nicht auslieferst, bist du kein Freund des Cäsars, denn dieß ist der Rabulisten Erfindung, daß sie der katholischen Kirche feindselige Bestrebungen ansinnen gegen den Staat. Wirst du dann, o Fürtrefflicher, vom Jubelgeheul dich übertäuben lassen, und, um nicht gänzlich zu verzagen, mit den Wölfen zu heulen anfangen? Wird es dir auf solche Weise gelingen, Beides zugleich zu seyn: ein Freund Christi, und ein Freund der Welt, ein Jünger des Lichtes, und ein Lampenputzer der Aufklärung, ein echter Christ und ein allbeliebter guter Gesellschafter, der keinen Spaß verdirbt? Allein, so wenig als Tag und Nacht miteinander sich vermischen können, eben so wenig, sagt Hieronymus, können Wahrheit und Falschheit, Sünde und Tugend, Christ und Antichrist mitsammen sich einigen. »Was für eine Theilnahme, ruft Paulus, hat die Gerechtigkeit an der Verkehrtheit? was für eine Gesellschaft das Licht mit der Finsterniß? wie kann Christus zusammenkommen mit Belial?« (II. Cor. 6.)

Bekannt ist die griechische Sage von jenen thebanischen Brüdern, die in so beharrlichem gegenseitigen Hasse gelebt hatten, daß auch nach ihrem Tode noch die Feindschaft sich äußerte. Da man nämlich ihre Leichname auf einen gemeinschaftlichen Scheiterhaufen legte und anzündete, um, nach Volksgebrauch, ihre Asche in eine Urne zu sammeln, fuhren von Beiden die Flammen fern auseinander, so daß selbst die zerstörende Flamme sie nicht in Eine Asche verwandeln und vereinen konnte. Dieß Mährchen erzählten die Dichter, um den Haß jener Brüder aufs grellste zu bezeichnen. Es gibt aber noch ein andres Brüderpaar, bestehend aus dem innern oder geistigen, und dem äußern oder sinnlichen Menschen, zwischen welchen, im irdischen Leben, ein unversöhnlicher Streit geführt wird, also daß Einer das Gedeihen des Andern nicht dulden will; der fleischliche Mensch, in welchem die Flamme irdischer Leidenschaften lodert, hasset den geistigen; der geistige, in welchem die göttliche Flamme der Wahrheit und Liebe sich entzündet hat, fliehet den irdischen; diese beiden Flammen weichen so fern auseinander als Höhe und Tiefe. Wie will nun, ganz im Ernste, ein Christ mit dem Unsinne sich trösten, daß er Mittel gefunden habe, beide, den geistigen und den brutalen Menschen in seiner Person friedlich zu vereinigen, und in dieser einzigen Person ein eben so warmer und inniger Freund und Jün-

'Eteocles u. Polynices.

ger Christi zu seyn, als ein entschiedener Knecht aller Welteitelkeit und Sinnenlust? Wenn ein Wunder nur eine, über die gewöhnlichen Naturgesetze hinaus reichende Erscheinung ist, wäre eine solche Doppelvollendung nicht über alle metaphysische Möglichkeit?

Allein, es ist nicht vonnöthen, diese Ungereimtheit schärfer nachzuweisen, ein Jeglicher sieht das ein; die Möglichkeit liegt auch nicht in der gleichzeitigen Übung des einen und des andern, sondern in der zweckmäßigen Aufeinanderfolge, »wie es eben sich macht«, wie eben die Lebensläufe es mit sich bringen, wie eben die Verhältnisse es erheischen. Denn, so sagen die Zweisinnigen mit der Schrift, obwohl nicht im Sinne der Schrift: »Alles hat seine Zeit.« Wir können nicht der Gottesfurcht und der Ausgelassenheit, der Buße und dem Scherze zu einer und derselben Zeit uns widmen, wer wird solchen Unsinn je zu Markte tragen? Sondern wir verrichten Jedes zu seiner Zeit, und so ists in der Ordnung. So hat dann der große Gregorius von Nazianz wohl Fug und Recht, wenn er die doppelsinnigen Christen den Amphibien vergleicht. Den Schlangen, den Eidexen, den Krokodillen, der weit verbreiteten Sippschaft der Frösche und Salamander ist die Lebensart angewiesen, nicht zu einer und derselben Zeit (was irdischen Körpern nicht zukömmt), sondern zu verschiedenen Zeiten, bald in Gewässern und Sümpfen, bald auf trockenem Lande sich zu

erlustigen, je nachdem sie in diesem oder jenem Elemente ihre Rechnung finden. So hat sich mancher, noch etwas orthodoxe Christ, frühmorgens auf den Continent begeben, aufs trockene Land, auf das Land der Verheißung. Er hat seinem Gott verheißen, ihn von nun an aufrichtig, von ganzem Herzen zu suchen; er hat etwa seinem bedrängten Gewissen Hülfe gesucht, und die Verheißung gegeben, »hinfüro« sorgfältiger zu wandeln, er hat auch seiner Ehegattinn von neuem die Treue verheißen; seit aber der Abend zu dämmern begonnen, sitzt er wieder in irgend einem Sumpf, im Paradiese der Verlorenen, wo es flott genug und eben nicht reinlich hergeht. Vormittags, bei kirchlichen Festen, füllen ganze Schaaren von Andächtigen das Gotteshaus, Nachmittags hört man sie, im Lieblingselement, das süße Coax singen. Was für seltsame, in ihren Äußerungen chimärische Naturen, die »den Kelch des Herrn trinken, und den Kelch der Dämonen?« welche vor dem Evangelium eben so große Ehrfurcht haben, als vor dem Gesetze irgend einer, eben im Schwange gehenden Thorheit? welche aus Gewohnheit den gekreuzigten Erlöser anbeten, und vom Hörensagen die Hölle läugnen? welche die glorreiche Jungfrau emsig verehren, und in unzüchtigen Winkelverhältnissen verharren? welche mit ängstlicher Sorgfalt die sonntägige Messe hören, und den Priestern mit Hohn begegnen? welche bei einem rüh-

renden Kanzelvortrage Thränen vergießen, und ihre Nächsten mit hartherzigem Wucher foltern? welche jetzt aus dem esprit des heil. Franz von Sales Gedanken des Heiles und der Erbauung schöpfen, und bald nachher die Stümperwerke romantischer Faselei verschlingen, aus welchen sie Christenthum, Kirche, Heil und Wahrheit als Fanatismus verachten lernen? Woher dieser so höchst bizarre Widerspruch, der auf tausendfältige, schier unglaubliche Weise, oft bei sonst wackern Leuten, überall so trostlos sich hervorthut?

Man hat, vor alter Zeit, einen einfältigen Menschen beobachtet, welcher, nach seiner Weise, den heiligen Antonius in Ehren hielt, und, unbekümmert um alle Iconoclasten der Vor- und Nachwelt, wöchentlich vor einem Bilde dieses Heiligen, zwei Kerzen anzündete; die eine höher oben, die andre tiefer, bei den Füßen desselben, wo in Gestalt eines häßlichen Thieres der Dämon abgebildet war, schwarz genug, um männiglich erkannt zu werden. Die dem frommen Clienten lange genug zugesehen hatten, fragten ihn endlich, was er mit dieser Maxime beabsichtige? Seine Antwort lautete, für ein plebejisches Fassungsvermögen anschaulich, ja einleuchtend genug: Dem heiligen Antonius, sagte er, zünde ich Woche für Woche eine Kerze an, damit er meiner eingedenk sey, für mich bitte, und mir beistehe; dem Bösen zu seinen Füßen bringe ich auch

eine Kerze, damit er mir nicht gehässig sey, und mir keinen Schaden zufüge! Wahrlich war dieser Mann in seiner Einfalt nicht ohne politische Umsicht, und wie viele Nachahmer zählt er nicht in ähnlichem, manichäischem Gottesdienste, in der Ehrerbietung gegen ein gutes und ein arges Princip? Ein jeder, auch weniger als mittelmäßige Christ, erklärt sich bereit, seinem Herrn und Schöpfer die höchste Ehre zu erweisen, es hat aber jeder Pontius seinen Cäsar Tiberius gegenüber, der ihm nicht geheuer dünkt, den er, aus irgend einer trüben Absicht, fürchtet, und welchem er deßhalb seinen vollkommenen Respect bezeigt, also, daß er, ihm zu gefallen, auch wohl solche Opfer bringt, die der Dämon als Huldigung annimmt. Und so Jemand, in noch entschiedenerem Doppelsinne, Gott und dem Mammon, dem Evangelium und der Welt, der Offenbarung und der Vernünftlei zugleich dienen will, zündet derselbe nicht zwei Kerzen an, eine zur Ehre Gottes, die andre, wenn man so reden darf, zur Ehre des Satans? Wird jedoch von dem Widersinnigen einer solchen Lebensweisheit abgesehen, und vorzüglich um den Erfolg gefragt, der davon zu erwarten steht, so ist dieser leicht aus den Worten ersichtlich, mit welchen der heilige Bernardus einst eine gottgeweihte Jungfrau ermahnte, deren betrübtes Loos ihn jammerte. »Du hast, so schrieb er, unter dem Gewande und dem Namen des

religiösen Standes ganz auf weltliche Weise leben wollen, und bloß durch deinen verkehrten Willen den Geist des Herrn von dir gescheucht; allein du vermochtest nicht auszuführen, was dir gefiel, und so hast du nicht die Welt, wohl aber die Welt dich zurückgestoßen. Weil du demnach Gott vertrieben hast, und die Welt dich, so bist du, wie man zu sagen pflegt, zwischen zwei Sitzen auf die Erde gefallen.« Ähnlich geht es jedem doppelsinnigen Christen, welcher seinen zwingenden Pflichten für Gott ungetreu ist, wie jene ihren Gelübden; er findet nirgends auf Erden rechten Halt; gehorcht er dem Evangelium, so verhöhnt ihn die Welt, gehorcht er der Welt, so peinigt ihn sein Gewissen.

Doch ist dieß lange nicht Alles; eine weit unseligere Folge ist jene, die über die Erde hinausreicht. Und auch dieses läßt sich in einem Gleichnisse anschaulich machen, wenn schon freilich das Bild etwas von Gemeinheit an sich trägt, und in seiner Form veraltet seyn mag, gleichwie es auch nichts weniger als neu ist. Es gehen zwei Gefährten durch den Forst, sie setzen mit einander ihren Weg fort, ein einziger Jagdhund begleitet die Beiden. Wem gehört der Phylax? Sicherlich gehört er nur Einem von den Beiden, doch läßt sich's fürs Erste nicht verläßlich bestimmen, bei welchem er in Diensten stehe, sondern dazumal erst, da die Beiden von einander Abschied nehmen; denn da folget Phylax seinem

Gebieter. So nun Jemand, auf irdischem Lebenswege, täglich und stündlich zwei Herren folgt, und, wenigstens seiner Meinung nach, mit wohlberechneter Umsicht, dem Fürsten des Friedens und Jenem dieser Welt Gehorsam erzeiget, wer will ihm beweisen, was er zwar instinctmäßig weiß, aber vernunftmäßig nicht wissen mag: wem von Beiden er zugehöre? Allein, wenn es zum Abschied kommt, wenn irdischer Raum und Zeit zurücktreten, dann wird es sich zeigen, daß der Geist des Truges sein Gebieter gewesen, während der göttliche Führer und Erzieher ihm sagen wird: ich kenne dich nicht. O traurige, und, was das traurigste ist, o alltägliche Täuschung! Denn, um es aufrichtig zu gestehen, was ist dem Menschen, in seiner gesunkenen Natur, näher und gewöhnlicher, als diese Halbheit und Entzweiung des Herzens? Aus einer geistigen und sinnlichen Seite bestehend, oder in eine geistige und irdische Richtung entfaltet, schwebt er mit seinem Willen und Bestreben zwischen Himmel und Erde, zwischen geistiger Wahrheit und Sinnlichkeit, zwischen Klarheit und Düsterheit, zwischen Engeln und Dämonen; »dieß eben, klagt Augustinus, ist ein schmerzliches Kreuz, so zwischen Himmel und Erde zu schweben!«

Auch Pontius Pilatus schwebte an diesem Kreuze. Das Licht der Vernunft, mehr noch die Warnung seiner Gemahlinn, mächtiger noch die Gnade Christi, geboten ihm, nicht nur den Unschul-

digen frei zu geben, sondern sich selber auch ihm zu unterwerfen; so zog ihn Jesus zur Gerechtigkeit und Wahrheit empor, während ihn jenes Gewicht zur Ungerechtigkeit hinab zog, das die Juden, schlau genug, mit dem Namen des Cäsars bezeichneten. Und war seine Spannung in ihrer Weise einzig und ungeheuer, so fehlt es doch keinem Menschen an Situationen, die für sein ewiges Heil wichtig und gefahrvoll genug sind; ein Jeglicher geräth, wenigstens einige Mal in seinem Leben, in Verhältnisse, wo er, dem Pontius nicht unvergleichbar, zwischen den gebieterischen Forderungen der Eitelkeit, der Habsucht, der Wollust, und den Geboten Jesu zu richten und zu wählen hat; in solchen Momenten kömmt es auf die endliche Entscheidung an, in ihnen liegt die Aufgabe des Sieges und der ewigen Klarheit. »Wohlan denn!« ruft hier der Tapfere, und erhebt sein Auge zum Himmel, mit diesem Eja die Hülfe von oben anzurufen; »Eja unsere Fürsprecherinn«, heißt es im Salve Regina, »wende deine mitleidigen Augen uns zu!« Wem es ernst ist, wer nur den Einen und ewigen Gebieter sucht, wendet in so bänglichen Lagen sich zum Gebete, er flehet nicht bloß den Führer und Sieger an, auch dem Schutze Derjenigen empfiehlt er sich, die ihr wunderbarer Sohn zur Mutter aller Menschen gesetzet: er betet, er kämpft, er flieht oder besteht die Gefahr und siegt, um von nun an, mit neuen

Kräften gerüstet, noch ferner zu streiten und zu siegen. Wem es hingegen nicht ernst ist, der fällt in die Knechtschaft der Sünde, und sucht, was das Ärgste ist, dann immer noch mit allen Künsten der Sophisterei, der falschen Vorspiegelung, der gehaltlosen Gründe und Belege seine That zu rechtfertigen, als ob der schmale Weg eine nahmhafte Breite hätte, als ob die strenge Lehre des Evangeliums eine Deutung erlaubte, als ob das Schwarze weiß genannt werden könnte, und das Krumme gerade.

Wiederum tritt hier Pontius, der ungerechte Richter als grelles Beispiel hervor, wie er, eben im Begriffe, das empörende Urtheil zu sprechen, vor den Augen der Menge seine Hände wäscht, sich für rein und schuldlos erklärt. Denn was für seltsame Mittel suchet der Mensch nicht auf, zu dem kläglichen Zwecke, sich selbst zu täuschen, er sey nun ein heidnischer Römer, ein jüdischer Pharisäer, oder ein muhamedanischer Despot? Bekannt ist eine solche List, mit welcher Sultan Suleymann seinem Gewissen aus dem Gedränge half. Sein Großvezier Ibrahim, durch die Gunstbezeigungen, mit welchen der Sultan ihn überhäufte, geängstigt, hatte ihm ein feierliches Versprechen abgelockt, welches gegen den Neid der Höflinge ihn sicher stellen sollte. Suleymann schwur ihm nämlich, ihn, solang er leben und regieren würde, um keiner An-

klage willen zum Tode zu verurtheilen. Nicht lange nachher brachten Ibrahim's Neider es doch dahin, den Sultan gegen ihn aufs gehässigste zu erbittern. Allein, wie sollte er es anfangen, seinen Grimm zu kühlen, und den gewesenen Günstling aus dem Wege zu räumen, ohne sein eidliches Wort zu brechen, ohne sein zartes Gewissen zu verletzen? Er ging mit den moslemischen Pharisäern und Schriftgelehrten zu Rathe, und ihr frommer Scharfsinn hatte bald das rechte Mittel gefunden. Lasse ihn, sprachen sie, zu jener Zeit tödten, da du eben schläfst, denn also heißts im Koran: »ein Mensch, der da schläft, lebet nicht.« Suleymann legte sich schlafen, und Ibrahim erhielt die seidene Schnur. So war Suleymann sein Mörder, und doch nicht sein Mörder, ein Wortbrüchiger, und doch ein Wortgetreuer, Alles zu Einer Zeit, in Einer Person.

Wer begnügt sich mit seinen Gründen? wer findet durch seinen Koran ihn gerechtfertigt? Und wer glaubt den ähnlichen, wohl noch schlechteren Entschuldigungen des Pilatus? Siehe er belobt und wäscht sich vor den Pharisäern, er wendet einen jener Gebräuche an, die bei ihnen üblich und hoch geachtet sind; siehe wie der heidnische Römer so schnell in einen dieses Gelichters, in einen heuchlerischen Pharisäer sich verwandelt hat! Mit welcher Wehmuth mußte nicht der Herr der Wahrheit diese Worte anhören, womit sein feiger Sachwalter und Richter nun sich sel-

Kräften gerüstet, noch ferner zu streiten und zu siegen. Wem es hingegen nicht ernst ist, der fällt in die Knechtschaft der Sünde, und sucht, was das Ärgste ist, dann immer noch mit allen Künsten der Sophisterei, der falschen Vorspiegelung, der gehaltlosen Gründe und Belege seine That zu rechtfertigen, als ob der schmale Weg eine nahmhafte Breite hätte, als ob die strenge Lehre des Evangeliums eine Deutung erlaubte, als ob das Schwarze weiß genannt werden könnte, und das Krumme gerade.

Wiederum tritt hier Pontius, der ungerechte Richter als grelles Beispiel hervor, wie er, eben im Begriffe, das empörende Urtheil zu sprechen, vor den Augen der Menge seine Hände wäscht, sich für rein und schuldlos erklärt. Denn was für seltsame Mittel suchet der Mensch nicht auf, zu dem kläglichen Zwecke, sich selbst zu täuschen, er sey nun in heidnischer Römer, ein jüdischer Pharisäer, oder ein muhamedanischer Despot? Bekannt ist eine solche List, mit welcher Sultan Suleymann seinem Gewissen aus dem Gedränge half. Sein Großvezier Ibrahim, durch die Gunstbezeigungen, mit welchen der Sultan ihn überhäufte, geängstigt, hatte ihm ein feierliches Versprechen abgelockt, welches gegen den Neid der Höflinge ihn sicher stellen sollte. Suleymann schwur ihm nämlich, ihn, solang er leben und regieren würde, um keiner An-

klage willen zum Tode zu verurtheilen. Nicht lange nachher brachten Ibrahim's Neider es doch dahin, den Sultan gegen ihn aufs gehässigste zu erbittern. Allein, wie sollte er es anfangen, seinen Grimm zu kühlen, und den gewesenen Günstling aus dem Wege zu räumen, ohne sein eidliches Wort zu brechen, ohne sein zartes Gewissen zu verletzen? Er ging mit den moslemischen Pharisäern und Schriftgelehrten zu Rathe, und ihr frommer Scharfsinn hatte bald das rechte Mittel gefunden. Lasse ihn, sprachen sie, zu jener Zeit tödten, da du eben schläfst, denn also heißts im Koran: »ein Mensch, der da schläft, lebet nicht.« Suleymann legte sich schlafen, und Ibrahim erhielt die seidene Schnur. So war Suleymann sein Mörder, und doch nicht sein Mörder, ein Wortbrüchiger, und doch ein Wortgetreuer, Alles zu Einer Zeit, in Einer Person.

Wer begnügt sich mit seinen Gründen? wer findet durch seinen Koran ihn gerechtfertigt? Und wer glaubt den ähnlichen, wohl noch schlechteren Entschuldigungen des Pilatus? Siehe er belobt und wäscht sich vor den Pharisäern, er wendet einen jener Gebräuche an, die bei ihnen üblich und hoch geachtet sind; siehe wie der heidnische Römer so schnell in einen dieses Gelichters, in einen heuchlerischen Pharisäer sich verwandelt hat! Mit welcher Wehmuth mußte nicht der Herr der Wahrheit diese Worte anhören, womit sein feiger Sachwalter und Richter nun sich sel-

der absolvirte, sich selber frei und rein sprach? Aber mit welchem innersten Mitleid hört er erst den Christen, der mit so seichten Sophismen sich selbst belügt? »Gelinder, sagt Ambrosius, ist das Urtheil Gottes über einen gänzlich Ungläubigen, als über den Gläubigen, der getheilten Herzens ist,« — »Rechtfertige dich nicht vor Gott, denn er ist der Kenner des Herzens!« (Eccli. 7.)

Da macht sich, im Laufe der christlichen Zeiten, ein andrer Pontius noch bemerklich, der zu Pontius Pilatus in entschiedenem Gegensatze steht: Pontius, Ritter von Lavaze, ein mächtiger Herr in der französischen Provinz Aquitanien, zu Anfang des zwölften Jahrhunderts. Nach der wilden Sitte seiner Zeit hatte er, in ritterlichem Übermuthe, so kriegerisch und räuberisch sich umgethan, daß er zum Schrecken und zur Geißel der ganzen Landschaft geworden war. Plötzlich ward er von Bangigkeit und Reue heimgesucht, der Geist der Gottesfurcht führte siegreiche Fehde gegen den wilden Rittergeist, und trieb ihn aus der Veste; energisch wie er war, entschloß er sich, für seine öffentlichen Vergehungen öffentliche Buße zu thun, und seine ganze Lebensweise aufs vollkommenste zu ändern. Vergeblich fanden sich alle Gau- und Rauhgrafen, alle Staub- und Raubritter, die mit ihm in Genossenschaft gelebt, ermahnend, scherzend, höhnend bei ihm ein; vergeblich drangen sie in ihn, sich vor aller Welt nicht so ver-

ächtlich zu machen; als ein rüstiger Kämpfer erwiederte er ihnen vielmehr mit so nachdrücklichen Worten, daß sogleich sechs von ihnen sich entschlossen, für immer bei ihm zu bleiben, und seinem Beispiel zu folgen. Pontius von Lavaze ging ohne Verzug ans Werk. Um den Schaden, den er angerichtet, zu ersetzen, ließ er seine sämmtlichen Güter öffentlich feil bieten, und nahm, als die Käufer mit dem Gelde nicht ausreichten, Vieh, Getreide u. dgl. dafür an, worauf er, durch vielfältige Kundmachungen, alle diejenigen, die an ihn irgend eine Forderung hätten, einlud, während der Charwoche bei seiner Burg sich einzufinden. Am Palmsonntage begab er sich nach der Stadt Lodore, warf sich, vor den Augen einer großen Volksmenge, die eben von der Prozession zurückgekehrt war, dem Bischofe zu Füßen, überreichte ihm eine Schrift, in welcher er sein ganzes Sündenregister verzeichnet hatte, und bat ihn, es öffentlich verlesen zu lassen. So viele Einwendungen auch dieser machte, mußte er seinen dringenden Bitten doch nachgeben, und die seltsame Vorlesung bewilligen, welche so rührend als wirksam ausfiel; denn nicht allein wurden die Meisten der Anwesenden zu Thränen bewegt, sondern Viele auch, die bisher aus falscher Scham entweder gar nicht oder lügenhaft gebeichtet hatten, verbesserten diese Thorheit, welche bei doppelsinnigen und chimärischen Katholiken so häufig anzutreffen

ist. Nachdem nun Pontius Lavaze sich vor aller Welt, nicht für unschuldig, sondern für schuldig erklärt, und seine Hände wahrhaft gewaschen hatte, eilte er nach Pequerolle, seiner Heimath, bat die hier schon versammelten Beleidigten oder Beraubten kniend um Verzeihung, und gab ihnen Alles, was sie fordern konnten, reichlich zurück, so daß sein Name, bisher ein Gegenstand der Verwünschung, nunmehr nur mit Freude und Bewunderung ausgesprochen wurde. Nach so vollendeter Ausgleichung theilte er Alles, was übrig geblieben, unter die Armen aus, machte mit seinen sechs Gefährten, in dürftiger Kleidung, einige Wallfahrten, und begab sich zuletzt in eine öde Gegend der Diöcese von Lavaux, die der Bischof ihm überließ; hier bauten sie rastlos den wüsten Grund, machten bedeutende Strecken urbar, und ernährten dadurch, in Zeiten der Hungersnoth, eine große Zahl von Dürftigen. So entstand allmählich die Abtei von Salvanes, in welcher Pontius, die Würde eines Abtes beharrlich ablehnend, bis zu seinem Tode als Laienbruder diente. —

»Wie aber, ist dieß nicht eine Geschichte aus dem finstern Mittelalter?« Allerdings, und zwar von der Art, daß sie, genau so, wie sie sich zutrug, nur damals ausführbar seyn konnte. Aber gebrach es wohl jenem finstern Mittelalter an funkelndem Sternenlichte? Sieht man den Himmel und seine

Gestirne bei Tage besser, als bei Nacht? Ist unsere Zeit etwa reicher an siderischen Lichtern? Jener Pontius Ritter von Lavaze, der so ritterlich für seine Seele und ihren ewigen Frieden stritt, was ist an ihm, von ihm zu lernen? Er hatte es lebendig erkannt, daß man zwei Herren nicht dienen könne, darum ging er kräftig ans Werk, um mit dem Einen es abzuthun, und dem Andern und wahrhaften sich anzuschließen. »Man dienet Gott, sagt Bonaventura, indem man von Tugend zu Tugend empor steigt, bis in den Himmel. Man dienet dem Satan, indem man von Laster zu Laster hinabsteigt, bis in die Hölle.« Kann man emporsteigen und hinabsteigen zugleich? Dieß einsehend, ergriff er die Buße, um den Stolz unter die Füße zu treten, sammt der Ungerechtigkeit und dem flotten, wüsten Leben. Aber woher den Muth nehmen, um über sich selbst zu siegen, und über den Hohn der Menschen? Er sah auf Jesum, »der ein gutes Bekenntniß abgelegt und bezeuget hat unter Pontius Pilatus.« Was für ein Bekenntniß? Daß er allein die Wahrheit sey, die Seligkeit und das Leben. Und wie hat er es bezeuget? Durch seine Wunder, durch seine Lehre, durch sein Blut, durch seinen Tod, durch seine Auferstehung, durch seine Kirche. So nun Jemand ernstlich erwäget, wer Jesus sey, für wen, und wie viel, und mit welcher Geduld und Liebe er gelitten habe, wie wird er wissentlich vom

rechten Wege weichen, oder, sofern er gefehlt, wie wird er nicht sofort beherzt zurück kehren, ohne durch Menschenfurcht und andre schiefe Rücksicht sich schrecken zu lassen? Dieß eben ist es, was seinem Jünger der Apostel vorträgt. »Ich befehle dir vor Gott, der Alles belebt, und vor Christo Jesu, der Zeugniß abgelegt hat unter Pontius Pilatus, ein gutes Bekenntniß, daß du makellos und unverbrüchlich das Gesetz bewahrest, bis zur Ankunft unsres Herrn Jesu Christi, die er (in eines Jeglichen Tode) offenbaren wird zu seiner Zeit, der da selig und allein mächtig ist, ein König der Könige und ein Gebieter der Gebietenden, der allein die Unsterblichkeit besitzt, und im unzugänglichen Lichte wohnet, sein ist die Ehre und die immerwährende Herrschaft, Amen.« (I. Timoth. 6, 13—16.)

Die Scenen wechseln plötzlich, es weicht der alte Status,
Ein andrer Richter zeigt sich, ein andrer Schuldiger;
Vor Pontius Pilatus stand demuthvoll der Herr,
Bald vor dem Herrn erbebend steht Pontius Pilatus.

In seinem Schuldbuch drohet ein häßlicher Translatus,
Den er zwar weggewaschen mit heuchlerischem Fleiß;
Man wäscht den Äthiopen mit Worten nimmer weiß,
Wie männiglich ersiehet an Pontius Pilatus.

Viel Erdensöhne gibt es, die nennen sich Renatus,
Weil wiederum geboren im Wasser und im Geist;
Die mögen wohl bedenken, warum's im Credo heißt:
»Der da gelitten unter dem Pontius Pilatus.«

IX.

Das Volk und Barabbas.

»Es schrie aber die ganze Menge des Volkes zugleich, und rief: weg mit diesem, und lasse uns den Barabbas.« (Luc. 23, 18.)

Berüchtigt in alter und neuer Zeit sind jene Untiefen und Wirbel im mittelländischen Meere, welche, einer schroffen Klippe gegenüber, den Schiffen, die mitten inne ihre Bahne suchen, Gefahr drohen; und weil die wirbelnde Tiefe Charybdis, die Klippe Scilla genannt ward, so ist daraus bei den Alten das Sprichwort entstanden: daß, wer der Charybdis ausweichen will, auf die Scilla geworfen wird. Pilatus kannte, vom Hörensagen, dieß Sprichwort sehr gut; allein, indem er zwischen Gottes- und Menschenfurcht mitten durchschiffen wollte, mußte er es noch genauer verstehen lernen, durch eigene Erfahrung, zum eigenen Verderben. Vergeblich hatte er bisher sich bemüht, vor der Klippe vorüber zu steuern, an welche die Bosheit der Ankläger Christi ihn zu schleudern suchte; die Gerechtigkeit, die Wahrheit, ja im biblischen Sinne, Christus selbst ist dieser Felsen, an welchem Jeder, der

daran anstoßt, zertrümmert wird. Umsonst betheuerte er die Unschuld Jesu, umsonst berief er sich auf des Herodes Ausspruch, die Unversöhnlichen tobten nach wie vor, und forderten ein Todesurtheil. Da erfand er in seiner Verzagtheit einen neuen Weg, er appellirte von den Hohenpriestern und Ältesten an die Masse des Volkes; er wollte der Scilla ausweichen, und stürzte in die Charybdis. Der alte Gebrauch nämlich, am Osterfeste einen Gefangenen in Freiheit zu setzen, ein Andenken an die Befreiung aus der Knechtschaft, dieser Gebrauch stand nun als ein glücklicher Fund vor seinem geängstigten Geiste; denn das Vorrecht, einem solchen Gefangenen Gnade auszuwirken, kam nicht den Hohenpriestern und Ältesten, sondern ausschließlich dem Volke zu. Nun wußte Pilatus wohl, daß nur Jene allein es waren, die der Neid gegen Christum erbitterte, während hingegen das Volk ihn allezeit geliebt und verehrt hatte; zu diesem also wendete er sich, an dem glücklichen Erfolg nicht zweifelnd, und er that es auf eine Weise, welche geeignet schien, auch die ungestümen Hohenpriester zu beschwichtigen. »Ihr seid gewohnt, am Osterfeste die Losgebung eines Gefangenen zu fordern, den ihr selber wählet; wünschet ihr Jesum, der genannt wird Christus? Nenne er sich immerhin einen König, sein Reich ist nicht von dieser Welt, seine Königswürde kann der Macht des Cäsars keinen Eintrag thun.

Sehet, ich gebe ihn euch frei, also daß seiner Unschuld geschonet wird, wie der Ehre eurer Oberhäupter, denn diese zwar erklären ihn für einen Schuldigen, ihr aber nehmet ihn hin als einen von mir und euch Begnadigten. Damit ihr aber die freie Wahl behaltet, die das Vorrecht euch gibt, so stelle ich auch den Barabbas euch vor Augen, den Aufrührer und Mörder, der euch Allen verhaßt ist. Welchen von Beiden verlangt ihr, daß ich frei geben soll?

So ungefähr war der Sinn der bündigen Rede, die er an's Volk gerichtet; und wer wird nicht zugeben, daß er sehr umsichtsvoll und weislich gehandelt habe, da er dem Volke eine Wahl ließ, deren Ausschlag so wenig bezweifelt werden konnte? Dennoch stürzte er in eine neue, und weit größere Gefahr. Denn erstlich beging er schon dadurch eine empörende Unschicklichkeit, daß er den Heiligen und Erhabenen mit dem verächtlichsten Bösewichte in eine Gleichung setzte, Christum in die eine Wagschale, in die andre den Barabbas. Die zweite grobe Unschicklichkeit war diese, daß er durch diese Maxime schon, für jeden Fall, Christum verurtheilt hatte. Denn hätte das Volk auch wirklich seine Befreiung verlangt, so wäre der Freigewordene doch nur als ein Verbrecher erschienen, der nicht gerechtfertigt, sondern bloß begnadigt worden. Der dritte und größte Mißgriff aber bestand darin, daß er seinen ganzen Plan, Christum zu befreien, oder vielmehr sich

selbst aus dem Abgrunde der Ungerechtigkeit zu retten, auf Wasser oder auf Sand, nämlich auf die rohe Masse des Volkes baute. Denn wie die Wellen des Meeres, oder die Sandhügel der Wüste von jedem Lufthauch bewegt, von jedem Winde hin und her geworfen werden, so verhält sich's auch mit der Standhaftigkeit und Verläßlichkeit des Volkes, das von jeder Meinung, von jedem Antrieb des Eigennutzes, des Wahns, der Überredung sich umher treiben läßt. Und wie das Meer aus einzelnen Wassertropfen, der Sand aus einzelnen Sandkörnern zusammengehäuft ist, eben so wird auch die bewegliche Masse des Volkes aus nichts Anderm gestaltet, als aus einer nahmhaften Zahl einzelner, nicht nahmhafter Leute, die an Geist, Gesinnung, Bestrebung und Einsicht einander so ziemlich ähnlich sind; was Einer meint, das meinen Alle, was Einer schreit, das schreien Alle.

Denn gibt es zwar, wie jedes historische und geographische Handbüchlein nachweiset, der Völker oder Nationen sehr viele, antike und moderne, vom Schauplatze der Welt verschwundene und noch vorhandene, emporgekommene und herabgekommene, verwilderte, civilisirte und wiederum verwilderte, grobe, feine und überfeine, und sind diese Völker, auch nach ihrer Heimath, Sprache, Poesie, Tracht, Religion, Sitte und Kunst, höchst mannigfaltig,

so findet sich dennoch Ein Volk, daß vor der Sündfluth, wie nach derselben, in allen Zeiten und Landen, immer und überall das nämliche geblieben, und dies seltsame, überall lebende, überall im Wesentlichen gleiche Volk, von welchem schon der alte Dichter gesagt hat: »Wir sind sonst nichts als Zahl, und geboren, die Früchte zu verzehren«, wird gemeinhin der Pöbel genannt. Diesen lärmenden Haufen nun, der am Denken kein Behagen findet, wohl aber am Sprechen, und noch mehr am Schreien, diese unstete Masse ohne Selbstbestimmung und Einsicht hatte Pilatus erwählt, um zwischen Jesus und Barabbas die Wahl zu treffen; wen soll es noch wundern, daß er in seiner Erwartung sich betrogen sah? Aber um den Pöbel von Jerusalem, um sein sinnloses Beginnen, noch näher zu würdigen, mag der Pöbel der Hauptstadt von Asien einige Züge an die Hand geben.

Eine geraume Zeit schon hatte der Weltapostel in Ephesus sich aufgehalten, durch Wort und That den Namen Jesu verherrlicht, und eine zahlreiche und blühende Christengemeinde gestiftet, die täglich mit neuen Gliedern, auch aus den vornehmen Ständen, vermehrt ward. Es befand sich aber in dieser glänzenden, durch den Tempel der Diana, eins der sogenannten sieben Weltwunder, berühmten Stadt ein Silberarbeiter, Namens Demetrius, welcher kleine Tempel und Statuen der Göttinn

Diana verfertigte, und einer bedeutenden Zahl von Handwerkern einen reichlichen Gewinn verschaffte. Diese Gehülfen und Lehensleute berief er einst zusammen, und haranguirte sie mit einer tüchtigen Herbergsrede, in welcher der Fanatismus dem Geize, und der Geiz dem Fanatismus auf die Beine half. »Ihr wisset, sprach er, daß wir von unserer lobsamen Arbeit reichen Erwerb gewinnen, ihr sehet aber auch, und höret es allenthalben, wie nicht allein hier in Ephesus, sondern im ganzen Lande Asien jener Paulus eine große Zahl von Menschen überredet, daß die Bildnisse, so von Menschenhänden gemacht werden, keine Götter seyen. So drohet dann nicht allein unsrem Gewerbe die Gefahr, zu Grunde zu gehen, sondern auch der Tempel der großen Diana wird für nichts geachtet werden, und ihre Herrlichkeit, die in ganz Asien, ja in der ganzen Welt Verehrung findet, wird untergehen!« So unlogisch gestellt diese Rede auch war, (denn der wackere Schmelz- und Gußmeister hätte eigentlich umgekehrt argumentiren sollen: »so drohet nicht allein dem Dienste der Diana und ihrer Herrlichkeit Gefahr, sondern auch, was die Hauptsache ist, unserm Gewerbe), dennoch war sie auf den fanatischen Effect desto gründlicher berechnet, denn kaum hatten die Handlanger sie vernommen, als schon der beleidigte Eigennutz, mit dem Chlor des abergläubischen Religionseifers bestrichen, einen

heftigen Knall- und Verpuffungsproceß hervorbrachte; wüthend vor Zorn eilten sie hinaus, rannten durch alle Straßen, und schrieen: Groß ist die Diana der Ephesier! Stracks lief Alles, was nicht sowohl Kopf als Füße besaß, zusammen, die große und volkreiche Stadt ward des Aufruhrs und der Verwirrung voll, und der Lärm nahm zu, da eine Rotte des Pöbels die beiden Macedonier Gajus und Aristarchus, Gefährten des Apostels, ergriff, und ins Amphitheater schleppte. »Es war aber (wie die Apostelgeschichte erzählt) ein großer Wirrwarr, und die Meisten wußten gar nicht, warum sie herbeigekommen wären.« Zwar trat ein angesehener Mann hervor, der für Recht und Ordnung reden wollte, er gab mit der Hand ein Zeichen, und versuchte, dem Volke etwas vorzutragen, allein so wie sie ihn erkannten (es war ein Jude, aber sie hielten damals Juden und Christen für Eins), schrien sie insgesammt, wie aus Einem Munde, unausgesetzt: groß ist die Diana der Epheser! und wie lange dauerte dieser Chorus? Zwei ganze Stunden, bis es endlich einer Magistratsperson gelang, sie zu beschwichtigen, so daß sie, aus Furcht vor dem Proconsul, auseinander gingen.

Wie treu und lebendig ist pöbelhaftes Thun und Lassen hier geschildert? Einer Lavine ähnlich, die im Fortrollen immer neue Massen mit sich reißt, gesellten hier sich Hunderte und abermal Hunderte

zum Gedränge, Einige von Ungefähr, Andre aus Neugierde, wieder Andre aus Tobsucht; und fragten die neu herzu Gekommenen etwa den nächsten Besten in den letzten Reihen: was gibts dann? was wird da geschrieen? so antwortete dieser: was soll's geben? nichts gibts; groß ist die Diana der Ephesier, und wer nicht mitschreit, wird todt geschlagen. Da schrieen dann die neuen Ankömmlinge, im sympathetischen Zuge, nach dem Tacte mit, und Keiner von all den Schreihälsen wußte recht, warum, mit Ausnahme des Silberarbeiters Demetrius und seiner Gesellen, deren Commerz es galt.

Ganz ähnlich ging es an jenem großen Tage auf dem Forum und den Straßen von Jerusalem. Wie Demetrius und seine Handlanger, so Caiphas und Annas mit ihren Spießgefährten; auch sie lebten von Götzenbildern, indem sie sich einzig darin gefielen, die Gegenstände unbegränzter Verehrung zu seyn; auch ihnen ging es um die Rettung ihres Gewerbes und Ansehens, welche Jesus durch seine Lehren wie durch seine Werke zu tilgen drohte, darum galt es, das ganze Volk in Aufruhr zu setzen. Wie der Sturmwind in ein lockeres Sandlager, so fuhren sie unter die zahlreich Versammelten hinein, „um sie zu überreden und aufzureizen, daß sie den Barabbas begehren, Jesum aber verderben möchten.“ Und wie sie dieß angefangen, ist leichtlich abzusehen. Seid wohl auf eurer Hut, mochten sie gesagt

haben, daß ihr den Gotteslästerer nicht vorziehet! denn sey auch Barabbas hundert Mal ein Räuber und Mörder, begreift ihr denn nicht, daß die Gotteslästerung eine weit größere Sünde sey, als alle Todtschläge des Barabbas? und sehet ihr nicht, wie bereits Gott seine Kühnheit straft, und Niemand ihm zu Hülfe kömmt? So führet euch dann zu Herzen, daß die Hohenpriester und Schriftgelehrten, Männer, die unendlich mehr verstehen als ihr, ihn bereits verurtheilt haben; und wenn ihr nebenbei ein wenig bei Verstande seid, so werdet ihr wohl merken, welche Falle Pilatus euch lege. Denn wenn ihr für den Anführer Gnade begehrt, so wird er euch selber als solche beim Cäsar angeben, und ihr seid dann Alle verloren! — Genug für den Pöbel, und mehr als genug! Kaum hatte Pilatus seine Frage wiederholt, als schon ihr Zetergeschrei in die Lüfte drang: weg mit diesem, und lasse uns den Barabbas!

Und lag es zwar allerdings auch im Willen der Vorsehung, daß er an diesem Osterfeste dem Tode nicht entgehen, sondern durch sein Opfer erst diesem Feste seine Bedeutung geben solle; und mußte Jesus, auch in dem Urtheile der göttlichen Gerechtigkeit, dem Sünder Barabbas nachstehen, in so fern er die Sündenlast aller Menschen sich aufgebürdet, so blieb demungeachtet jene Forderung des Volkes ein ungeheures und beispielloses Verbrechen. »Den

Sohn Gottes, so warf Petrus ihnen vor, den Gerechten und Heiligen habt ihr verläugnet; ihr habt gefordert, daß der Mörder euch geschenkt würde, den Urheber des Lebens aber habt ihr getödtet!« (Apostg. 3.) Ähnlich redet auch, da er die Zerstörung Jerusalems schildert, der älteste christliche Geschichtschreiber, Hegesippus: »Als du, o bethörtes Volk, deinen Erlöser kreuzigtest, mit deinen eigenen Händen dein Leben tilgtest, und mit deiner eigenen Stimme deinen Fürsprecher verdammtest, hast du nicht gegen dich selber die gewaltsame Hand gekehrt? Den Fürsten des Friedens hast du verstoßen, den Aufrührer und Mörder aber vorgezogen; siehe nun hast du, was du begehrtest: Heil und Friede sind von dir gewichen, Aufruhr und Zerstörung sind dir gegeben worden. Erkenne nun, daß Barabbas dir lebt, Jesus aber dir todt ist, darum verwüstet der Aufruhr dich, und dein Frieden ist begraben; grausamer als jenes von außen her ist das Verderben in dir selber!« Furchtbar wahrlich ist diese Schilderung der Strafgerichte über das Volk von Jerusalem, aber doppelt furchtbar, denn sie trifft auch die, eben nicht rühmlicher als die Juden, von dämonischen Irrlichtern, von falschen Propheten irre geführten christlichen Völker.

Unter den zahlreichen Colonien der Juden, welche schon im apostolischen Zeitalter die Insel Creta (Candia) bewohnten, trat im Jahre Christi 432

plötzlich ein unbekannter Mann auf, der ungemeines Aufsehen erregte. Silberweiß war sein Haar, aber blühend schön sein Angesicht, blitzend sein Auge, erhaben und Ehrfurcht gebietend seine Gestalt, kraftvoll und hinreißend seine Rede. Die ganze Insel durchwandernd, kündete er seinen Glaubensgenossen unerhörte Dinge an. Die Zeit eurer Befreiung, so declamirte er, ist endlich gekommen, eure Knechtschaft hat ihr Ende erreicht, der Knecht Gottes Moses wird euch zum zweiten Male gesendet, um Israel in das Land seiner Väter zurückzuführen, und ihr sehet ihn vor euern Augen. Alle Wunder, wie sie vormals geschehen, werde ich wiederholen, und wie einst das arabische Meer, so wird auch hier das mittelländische sich theilen, und ihr werdet trockenen Fußes hindurchziehen gen Palästina. Diese und ähnliche Reden wurden mit Jubel aufgenommen; das bethörte Volk verließ alsbald Geschäfte, Gewerbe und Feldbau, und lebte, bis zum Tage des Auszugs, in steten Festen dahin. Endlich war der bestimmte Tag erschienen, ein zahlreicher Haufe von Männern, Frauen, Greisen, Jünglingen, Mädchen und Kindern hatte sich im Reisegewande zu dem Propheten versammelt, der ernst und schweigend voranging, und sie auf ein felsiges Vorgebirge der östlichen Küste führte. Hier blieb er stehen, entflammte den Trupp noch Ein Mal durch eine schwungreiche Rede, und ermahnte Groß und Klein, sich

nunmehr unerschrocken, mit festem Glauben, in das Meer zu stürzen, das unverzüglich sich theilen werde. Sogleich sprangen die Vordersten wie wahnsinnig in die Fluthen hinab, die schäumend an den Klippen sich brachen, und schon wollten die Übrigen ihnen nach, als sie, fast im selben Augenblicke, die Leichname der Verunglückten sahen, welche von den Wogen an die Klippen geschleudert und zerschmettert wurden, und das Geschrei der Anderen vernahmen, die verzweifelnd gegen die Fluthen kämpften. Das entrüstete Volk wollte nun den Verführer ergreifen und in Stücke zerreißen, allein er war im Tumulte verschwunden, und kam nie mehr zum Vorschein. Einen guten Ausgang nahm dieses tolle Unternehmen doch, denn es ging den Meisten ein besseres Licht auf, so daß sie zur christlichen Wahrheit sich wendeten.

Wäre es wohl glaublich, daß eine so abenteuerliche Begebenbeit jemals vorgegangen, wenn nicht gründliche und gleichzeitige Geschichtschreiber sie erzählten? Dennoch ist sie auch außerhalb der, vordem durch ihre Lügner berüchtigten Insel, auch auf christlichem Boden, wo Wahrheit gedeihen soll, so selten nicht. Wie viele solcher Verführer und falscher Propheten haben nicht, von einem Jahrhundert zum andern, sich aufgemacht und gerüstet, um die leichtfertige, leichtgläubige, übel unterrichtete, zu Abwegen geneigte Menge zu bethören? Allerdings muß-

ten sie, um etwas Nahmhaftes auszurichten, gleich jenem Meister und Cretenser, mit ganz eignen Gaben ausgestattet seyn, die ihnen Ansehen und Vertrauen sicherten, und sie waren entweder schön und ehrbar von Antlitz und Gestalt, oder erfinderisch, geistreich und beredsam, oder täuschten, gleich dem Arius, durch einen wohlbemessenen strengen Lebenswandel, bußfertige Mienen, bleiche und eingefallene Wangen, oder sie waren selber durch den Geist der Schwärmerei betrogen und zu krampfhafter Energie gesteigert. Mit solchen Mitteln und einem erklecklichen Antheil von Hochmuth ausgerüstet, traten sie als neue Apostel, ja als neue Gesetzgeber und Erlöser auf, verkündeten den Fürwitzigen sammt und sonders die echte Weisheit, das wahre Evangelium, verhießen ihnen, sie ohne Entsagung, ohne Bußwerke, ohne Gebet, ohne Cölibat, ohne standesmäßige Keuschheit, ohne Beicht, ohne Priester, ohne Sacramente, ohne gute Werke, lediglich in der Kraft des Glaubens, durch das rothe Meer dieser stürmischen Welt trockenen Fußes hindurch zu führen in das gelobte Land, in das Reich der Himmel. Die Bethörten aber, diesen Lockungen folgend, stürzten sich vom Vorgebirge der guten Hoffnung, von dem Felsen der katholischen Kirche haufenweise in die Fluthen des Irrglaubens, des Unglaubens, und des regellosen Lebens hinunter, lange nicht so glücklich, als jene Abenteuer von Candia, die doch

bei den ersten Opfern gleich ihren Irrthum erkannten, ja durch denselben zum Funde der Wahrheit gelangten. Und weil die deistischen Pharisäer sammt den modernen Sadducäern, deren Zahl Legion ist, das Volk von Jerusalem, nähmlich die Christenheit, mehr als je gegen Christum aufgehetzt haben und aufzuhetzen nicht ablassen, so tobt auch, ärger als damals in der Synagoge, das Geschrei fort: hinweg mit Jesu, wir bedürfen seiner nicht mehr, wir halten es mit dem Barabbas, siehe da den Mann nach unserm Herzen! — Wer ist dieser Barabbas? wen meint ihr? — Das weiß man so recht genau nicht; Hans Hagel und Barabbas mögen uralte Brüder seyn; genug, wir entsagen Jesu und seinem Joche, und halten es mit Allem, was ihm entgegen gesetzt ist. —

Denn was will der Pöbel? »Was drängt sich das Volk und schreit?« frägt der deutsche Dichter. Und er antwortet: »es will sich ernähren.« Allein dieß ist lange nicht Alles! Jesus befiehlt, auf das Übersinnliche zu schauen, nach himmlischen Gütern zu streben, doch der Pöbel will vor Allem nur, was für den Augenblick ihm behagt, das Übrige liegt ihm zu hoch, oder zu ferne. Jesus gebietet Gottesfurcht, Gottesliebe und Anbetung im Geiste und in der Wahrheit, der Pöbel will keine Religion, sondern höchstens etwas Aberglauben und Festlichkeiten, die ihm zu Wein und Tanz behülflich sind; sein Idol ist und bleibt, wie

einst am Fuße des Sinai, das goldne Kalb. Jesus fordert unverbrüchliche Mäßigkeit, Nüchternheit, Ernst des Lebens, Reinigkeit, Sanftmuth, Bruderliebe; der Pöbel sucht ein genießliches Dahinleben, unsäuberliches Witzgespräch, Klätscherei und Verleumdung, er gefällt sich in Murren und Blasphemiren, und ihm ist Alles willkommen, was von jeher bei der großen Nation der Philister beliebt gewesen. Die ganze, quantitativ vorwaltende Partei hat offenbar Christo den Abschied gegeben, und seufzet einzig nach dem vollendeten Barabbas, nämlich dem Antichrist, als einem Erlöser, der vom Joche Christi und der Kirche sie gänzlich erlösen werde. Und stimmen auch nicht Alle mit lautem Rufe bei, so zeigen doch Viele sich einverstanden durch Wandel und Werk. Denn (wie schon Origenes gezeigt hat) »alle diejenigen, welche, es sey im Glauben oder im Wandel, den Juden ähnlich sind, wünschen, daß ihnen Barabbas frei gegeben werde, und sobald ein Christ etwas Böses thut, so ist in seinem Herzen Barabbas in Freiheit gesetzt, Jesus aber gebunden.«

Wer sind diese, die Origines, im Glauben oder im Wandel, den Juden verglich? Von Seite des Glaubens Jene, die, schlecht unterrichtet, Jesum nicht kennen, und folglich von jedem Hauche sich verführen lassen. Von Seite des Wandels aber, die dem Geize, der Sinnlichkeit, der eitlen Ehre

fröhnen, und folglich Jesum nicht lieben. Und gesetzt nun, daß eben diese, wenigstens im lärm- und gedrängreichen Vordergrunde der Welt, die Mehrzahl ausmachen, was für eine Maxime ist daraus zu folgern? Daß man dasselbe meinen und sagen müsse, was die große Mehrzahl meint? daß man zu dem Unisono auch seine Stimme herleihen, und eben dieselbe Straße wandern müsse? Dieß sey ferne.« Wer der großen Menge Glauben beimißt, hat schon Socrates gelehrt, der handelt wie ein Mensch, der eine einzelne Bleimünze wegwirft, einen Haufen solcher Münzen aber hochschätzt, als wäre es gutes, echtes Geld, und eine ansehnliche Summe.« Denn sind die einzelnen Münzen bleiern und werthlos, was ist an dem gesammten Haufen mehr, sofern nicht das todte Gewicht gerechnet wird? Es sind also tausend Bleimünzen nicht besser als Eine, und so fliehen auch tausend Hasen vor Einem Löwen, und werden dadurch nicht heldenmüthiger, daß sie tausend sind; und so verstehen tausend Menschen, die nicht denken, nicht mehr als Einer, obgleich ihrer Tausend beisammen sind; und so wird eine Masse von hunderttausend Menschen dadurch nicht weiser und besser, daß ihre Zahl so groß ist. Und obgleich jener Krämer in einer deutschen Seestadt, der seine Häringe um einen Pfennig wohlfeiler verkaufte, als er selber eingekauft, mit der Maxime sich tröstete: »Die Menge muß das

machen, »so sieht doch Jeder ein, wie wenig er damit zurecht gekommen; mit der Frequenz des Absatzes stieg auch der bare Verlust. Will wohl Jemand seine mageren Ansichten, die er rein zum Schaden seiner Seele verkauft, dadurch als heilsam und ersprießlich vindiciren, daß er damit bei der Menge einen lebhaften und zahlreichen Absatz findet? Die Menge macht das Böse nicht gut, das Thörichte nicht weise.

In jener, durch Fanatismus berüchtigten, uralten Stadt Gaza in Palästina, deren Einwohner noch unter den Kaisern Honorius und Arcadius großentheils im aberwitzigsten Götzendienste verharrten, wurde der heilige Bischof Porphyrius beim Antritte seines Amtes, aufs schändlichste bewillkommt; die Heiden verpesteten mit den ekelsten Dingen alle Straßen, durch die er gehen mußte, und schlugen seinen Diener Barochas, den sie draußen vor der Stadt fanden, so grausam, daß er regungslos liegen blieb. Ein Diacon fand ihn, und ließ ihn wieder in die Stadt zurücktragen, wo er sich bald erholte. Inzwischen hatten die Hierophanten das Volk aufgewiegelt, die heidnischen Einwohner rotteten sich zusammen, drangen mit Ungestüm auf den Bischof ein, klagten über die Schmach, die ihren Göttern geschehen sey, und über die Entheiligung ihrer Tempel, dadurch, daß man einen Todten in die Stadt gebracht habe; lästerten, drohten und tobten

unaufhörlich. Umsonst redete Porphyrius mit aller Sanftmuth und Freundlichkeit zu ihnen, der Lärm ward immer wüthender, bis endlich Barochas, der angeblich Todte, der neben dem Bischofe stand, einen Knittel von der Erde aufhub, und mit so übernatürlichem Muthe und Feuereifer auf die Heiden losging, daß der ganze, überaus zahlreiche Haufe, von panischen Schrecken ergriffen, vor diesem einzigen Manne davon lief, und von der Zeit an die größte Scheu und Ehrfurcht vor ihm behielt.

Genau so ist es die Manier des Pöbels. Den sie vor wenigen Tagen halbtodt geschlagen, vor dem zittern sie nun in scheuer Ehrfurcht, wen sie jetzt ehren und fürchten, den schlagen sie nach einigen Tagen todt, und dem sie eben Hosannah zugerufen, gegen den schreien sie nach fünf Tagen schon: ans Kreuz mit ihm! Und so wenig jene Leute von Gaza wußten, warum sie den ehrwürdigen Porphyrius so wüthend überfielen, eben so wenig wußten sie, warum sie jetzt vor einem einzigen, überdieß kranken und fast wehrlosen Manne davon rannten. Wie der Sturmwind im Wirbel sich dreht, so wendet sich plötzlich die Stimmung und Meinung; ist wohl derjenige weise, der nach der großen Menge sich richtet? »Du sollst, so gebietet der Herr, der großen Menge nicht folgen, um Böses zu thun, auch sollst du in deinem Urtheile nicht nach der Meinung der Mehrzahl dich richten, damit du von der Wahrheit nicht ab-

weichst!« (Exod. 23.) So hat Pilatus Böses gethan, da er der großen Menge nachgab, er ist abgewichen von der Gerechtigkeit und Wahrheit, da er in seinem Urtheile die eigene bessere Erkenntniß unterdrückte, und vom Geschrei der Mehrzahl sich bestimmen ließ. Obgleich, seiner Einsicht nach, nichts weniger als beschränkt und gemein, da er die Erhabenheit Jesu erkannte, und seine Herrlichkeit ahnete, zog ihn doch das Pöbelgeschrei zu niedriger Gemeinheit herab.

Wer also nicht pöbelhaft werden, sondern in Bildung und Weisheit zunehmen will durch die Kenntniß und Liebe Christi, der muß mit der großen Menge und ihren monotonen Sentenzen im Widerspruche bleiben. Den weisen Patriarchen Gregorius von Nazianz, da er eben auf heiliger Stätte lehrte, riß der Pöbel von Constantinopel, durch Häretiker aufgehetzt, auf die Straße hinaus, und schleppte ihn unter vielen Steinwürfen und Beschimpfungen vor den Präfecten des Prätoriums, dem sie als einen ruchlosen Bösewicht ihn schilderten. Gregorius verlor kein Wort für seine Rechtfertigung, er sprach nichts anderes, als die Worte des 22. Psalmes: »Um deines Namens willen, o Herr, auch wenn ich wandle durch Todesschatten, werde ich kein Übel fürchten, weil du mit mir bist!« Mag deshalb der große Schwarm schreien und meinen, was ihm beliebt, die Hölle wird dadurch nicht anmuthiger werden, wenn die Gesellschaft darin zu-

nimmt; wer weise ist, bleibt Jesu treu, und Jesus ihm.« Der vernünftige Mensch glaubet dem Gesetze Gottes, und das Gesetz ist ihm getreu.« (Eccli. 33.)

Irokesen, Hottentoten,
Caffern, Tschuktschen und Birmanen,
Ziehen auf in dichten Rotten,
Lassen flattern ihre Fahnen,
Drauf mit Zügen frecher Feinheit
Winkt die Göttinn der Gemeinheit.

Wie die Schaaren der Locusten
Sich auf Saat und Fluren setzen,
Also suchen die Robusten
Ihr gefräßiges Ergetzen,
Und die Fülle aller Wonnen
Schäumt die fixe Luft der Tonnen.

Schäumt empor zu Witzesfunken,
Jubel wiederhallt im Chore,
Singen drein die alten Unken
Hoch herauf aus Sumpf und Moore,
Was heißt leben? essen, trinken,
Und in Halbbewußtseyn sinken.

Doch geht nichts so recht von Statten,
Zeiget Gottes Wort sich stärker;
Bleibt der Häuptling der Mahratten,
Bleibt Barabbas in dem Kerker;
Dieser ist der Held des Schwarmes,
Und der Sprecher des Allarmes.

Drum zu Pontius mit Schelten
    Schrei'n die Kühnern und Erboßtern:
Laß' uns unsre Rechte gelten,
    Für die Feier unsrer Ostern
Fort die Pietät, die schale!
Her mit unsrem Ideale!

X.

Claudia Procula.

»Da sendete seine Gemahlinn ihm die Bothschaft: nichts zwischen dir und diesem Gerechten, denn Vieles litt ich heute, um seinetwillen, im Traumgesichte.« (Math. 27, 19.)

Der irdische Mensch, eine Welt im Kleinen, Geistesleben und Naturleben in Einem Bewußtseyn in sich tragend, lebet und webet, er mag sich geberden wie er wolle, im innigsten Verkehre mit der Welt im Großen, und folglich auch mit der gesammten Natur. Wie in dieser, und zunächst in der Sonnenwelt, eine stete Bewegung ist, die dem Auge wie Aufgang und Niedergang der Sonne vorkömmt, so ist auch der Mensch, auf seiner Lebensbahn, in steter Wanderung, von der Geburt bis zum Tode. Wie in der irdischen Natur ein steter Umschwung ist von Tag und Nacht, von Helle und Dunkelheit, von Frühlingsleben und winterlicher Erstarrung, von äußererund von innerer, verborgener Thätigkeit, so findet sich ein ähnlicher Wechsel auch im

Menschen zwischen dem Tage und der Nacht des Lebens, zwischen Wachen und Schlafzustande, so daß im Wachen das Bewußtseyn von seiner geistigen Seite, als Verstand und Wille, vorherrscht, im Schlafe hingegen mehr das Naturleben sich geltend macht. Allerdings eine der mannigfaltigen Demüthigungen des sterblichen Menschen, die an seine Hinfälligkeit ihn mahnen, und die Spanne Zeit, die ihm bemessen ist, noch enger beschränken. Aber, wie es im Psalme heißt: »ein Tag bringt dem andern das Wort herfür; eine Nacht gibt der andern Kunde.« Die liebvolle Weisheit Gottes, dieß wunderbare Auge, das die Quelle alles geistigen Lichtes ist, waltet über den Menschen im Wachen wie im Schlafe, und wer sich wachend nicht belehren läßt, den unterweiset sie zuweilen auch im Schlafe, durch manch ein Traumbild oder Traumgesicht, das sich in seiner Seele gestaltet. »Wenn ich etwa meine, sprach schon Hiob, mein Ruhebett werde mich trösten, und ich werde Erleichterung finden, nachdenkend auf meinem Lager, da schreckest du (er richtet diese Rede an Gott) durch Träume mich, erschütterst mich durch schauerliche Gesichte.« (Job. 7.)

Auch von dieser verborgenen Seite des menschlichen Lebens gibt die Lebensgeschichte Christi Kunde; auch das geheimnißvolle Gebiet der Träume ward hier nicht ausgeschlossen. In früher Morgenszeit hatte Pilatus von seinem Lager sich erhoben,

und das erste Geschäft, das an diesem Tage ihm entgegen trat, erforderte allerdings seine volle Wachsamkeit und Einsicht; noch früher als er wachten die Hohenpriester und Fürsten des Volkes, welche die dämonische Spannung des Geistes weder ruhen noch schlummern ließ; des Statthalters Gemahlinn aber, (Claudia Procula oder Procle wird sie in älteren Traditionen genannt) verweilte noch in ihrer Morgenruhe, denn was gingen die öffentlichen Verhandlungen sie an, und die Geschäfte des Landes, und die Prozesse der Juden? Allein die Ereignisse des heutigen Tages, die größten und wichtigsten der ganzen Welt- und Menschengeschichte, betrafen allerdings auch ihr eigenes Wohl und Weh, und stellten überdieß ihren Gemahl an den Rand des schauerlichsten Abgrunds. Und da sie, (wie Origenes, Chrysostomus und Theophylactus bezeugen), eine edle, ehrbare und gütige Frau war, so verdiente sie, durch ein besonderes Zeichen gemahnt und belehrt zu werden. Darum ward ihr Morgenschlummer durch furchtbare Traumbilder gestört, die ihre Seele ängstigten, und ihrem Gemahl Verderben drohten, sofern er den Unschuldigen und Heiligen verurtheilen würde.

So sorgte die Vorsehung, die in schweren und gefahrvollen Stellungen Niemanden ohne Licht läßt, dafür, daß Pilatus nicht bloß durch seine eigene Erkenntniß, sondern durch seine Gemahlinn auch die Warnung erhielt, sich vor Un-

gerechtigkeit zu wahren. Denn um den Mann zu belehren und zurecht zu führen, ist (wie Chrysostomus bemerkt) Niemand mächtiger, als eine geliebte und großmüthige Ehegattiun, weil hier selbst die Mahnung und Warnung ihre Süßigkeit hat. Warum aber sollte, im gegenwärtigen Falle, diese Warnung keine andere Erkenntnißquelle haben, als ein Traumgesicht? Weil die heidnischen Römer, wie ihre Geschichte zeigt, ungemein viel auf Tränme bauten, und ganz vorzüglich auf die Träume der Frauen. Und da die Vorsehung sich, mit wunderbarer Herablassung, nach der jedesmaligen Bildungsstufe, Fähigkeit und Situation der Menschen richtet, so diente ihr der Schlummer der Römerinn Claudia, um sie selber aus dem Schlummer und der Nacht des Heidenthums zur Tageshelle des Evangeliums zu führen, und ihren Gemahl aus dem düstern Traume der Selbsttäuschung und des hohlen Prunkes zu erwecken.

Daß aber die heidnischen Völker so hohen Werth auf die Träume setzten, liegt in dem innern Wesen des Heidenthumes sowohl als des träumerischen Zustandes. Das Heidenthum ist die verkehrte Richtung des menschlichen Geistes, Gott in der Natur zu suchen; der träumerische Schlummer ist das Vorherrschen des Naturlebens in Bewußtseyn. Heidenthum und Traumleben sind also sehr nahe verwandt, so nahe, daß der Seher Isaias von den Götzendienern

sagt: sie schlafen, und haben die Träume lieb. Sie schlafen in der Nacht der Unwissenheit, sie träumen in den Finsternissen des Aberglaubens, die nur das Tageslicht der Offenbarung verscheuchen kann, daher auch die Mahnung des Apostels: die Nacht ist vorübergegangen, der Tag ist angebrochen! Träumerisch also war der Heiden verworrene Götterlehre, träumerisch ihre Sagen und Mythen, ihre Zaubereien und Orakel; träumerisch und dunkel, obwohl von farbigem Blendwerk umgaukelt, ihre Gegenwart wie ihre Zukunft, darum galten ihnen Ahnungen und Träume für Offenbarungen ihrer Götter oder Dämonen. Der größte ihrer Weisen (Plato) lehrte, der menschliche Geist sey während des Schlafes vom Körper mehr losgebunden, und was ihm damals erscheine, sey daher auch wahrhaft. Die Stoiker behaupteten, alle Träume seyen bedeutungsvoll, und zur Vorausbestimmung künftiger Ereignisse dienlich.

Wie weit sie es dennoch mit ihren zahlreichen Traumdeutungen gebracht, und ob sie damit glücklicher waren, als die Abergläubigen, die auch in der christlichen Welt häufig genug sich finden, davon geben die verkehrtesten Erfolge Zeugniß, die im abenteuerlichen Alphabete der Traumbilder und Traumfratzen jede Zusammenstellung in Sylben, Worte und Sätze verdächtig und schwankend machen. So erfuhr es, nach Marcus Tullius Cicero, jener Wettrenner, der, als er eben im Begriffe war,

bei den olympischen Spielen sein Glück zu versuchen, einen Traum hatte, worin er sich auf einem vierspännigen Wagen wie im Fluge dahin fahren sah. Er ging zu einem berühmten, und, wie man zu sagen pflegt, sachkundigen Traumdeuter, um nach der Bedeutung dieses Zeichens zu fragen. Der Mann besann sich nicht lange. Du wirst siegen, sagte er, und den Preis gewinnen, denn darauf deutet die Kraft und Schnelligkeit der Rosse, die deinen Wagen zogen. Der Wettrenner nicht ganz zufrieden gestellt, wollte seiner Sache sich noch mehr versichern, und wendete sich daher an den Traumdeuter Antiphon, den Berühmtesten dieses Faches. Allein der Scharfsichtige nahm das Bild ganz anders. Verstehest du dieß Zeichen nicht, rief er, daß vier Rosse vor dir herliefen? sonder Zweifel wirst du verlieren, und Andre werden, früher als du, das Ziel erreichen. Ein andres Mal sah der nämliche Wettrenner sich im Traume als einen Adler. Der erste Traumdeuter, mit dem er sich berieth, sprach zuversichtlich: siegen wirst du, Freund, denn schneller als der Adler ist kein Vogel. Man sieht, daß dieser Mann, in seiner Simplicität, die Dinge ganz plump und geradezu exponirte. Allein Antiphon sah sie indirect, in ihren Gegensätzen. Siehst du nicht ein, sprach er, daß du schlechterdings verlieren wirst? der Adler fliegt allzeit hinter andren Thieren her, die er verfolgt, nie fliegt er ihnen voraus, er ist also immer

der letzte! Wer kann nun in Abrede stellen, daß beide diese wissenschaftlichen Köpfe recht hatten, und folglich auch beide unrecht? Wie es aber den Heiden mit ihren zweideutigen Träumen ging, so auch mit den gleich träumerischen und haltlosen Vorbedeutungen aus dem Fluge der Vögel, aus den Windungen in den Eingeweiden der Thiere, und andren solchen Zeichen, nach denen noch Julianus haschte, da er, vom Christenthum sich entfernend, zu den alten Finsternissen zurückkehrte; — noch übler aber, wo möglich, erging es ihnen mit den vieldeutigen, dialectisch-verräthselten Sprüchen oder Orakeln ihrer Dämonen, so daß selbst der berühmte Porphyrius, obwohl einer der bittersten Widersacher des Christenthumes, doch sehr aufrichtig erzählt: Apollo selber habe in einem Orakel ausgesagt, daß er zuweilen lüge. Doch auch dieses Bekenntniß des Apollo war eine Lüge, denn der Dämon lügt nicht zuweilen, sondern immer. Und weil eben dieser lügenhafte Dämonendienst mit so vielen Vorhersagungen und Auguren-Gaukelspiel verflochten war, wurden auch durch göttliches Gesetz alle Forschungen ähnlicher Art untersagt. »Ihr sollt, heißt es im alten Bunde, keine Vorbedeutungen suchen, und keine Träume beobachten.«

Aber wird nicht, von denselben Schriften des alten wie des neuen Bundes, in so vielen Begebenheiten das Gegentheil gelehrt? finden sich daselbst

838 H 838 H 838

nicht der Träume genug, von der Vorsehung Gottes selbst veranlaßt? In einem Traumgesichte wurden dem Wanderer Jacob die erhabensten Mysterien vorgebildet; in Träumen und Traumdeutungen fanden der ägyptische Joseph und Daniel die Ereignisse der nahen und fernsten Zukunft; im Traume sah Judas der Makkabäer den Hohenpriester Onias, und neben diesem in wunderbarem Glanze den Propheten Jeremias, der ihm ein goldenes Schwert darreichte und sprach: »nimm hin dieß Schwert, eine Gabe Gottes, mit diesem wirst du die Feinde meines Volkes zu Boden strecken!« Im Traume ward Joseph über die Würde seiner jungfräulichen Gemahlinn und den Namen des Erlösers belehrt; im Traume ward Claudia von der Unschuld und Hoheit Jesu in Kenntniß gesetzt; im Traume sah Paulus, da er zu Troas sich aufhielt, einen Mann aus Macedonien vor sich stehen, und erkannte daraus seinen Ruf in diese Landschaft. Und so geben auch spätere Begebenheiten der Echtheit der Träume Zeugniß. Gildo, Comes des römischen Reiches, hatte dem Kaiser Honorius den Gehorsam aufgekündet, und benahm sich nun als selbstständiger Beherrscher von Afrika. Sein Bruder Mascezil, den er verfolgte, und dessen Söhne er schon getödtet hatte, ward von Honorius gesendet, ihn durch die Gewalt der Waffen zu bezwingen. Auf seiner Schifffahrt nach Afrika verweilte Mascezil einige Tage auf einer In-

sel, wo er bei frommen Einsiedlern mit Gebet und Fasten sich vorbereitete, und landete sodann in Numidien; nur fünf tausend Mann betrug sein kleines Heer, während Gildo siebenzig Tausend bei sich hatte. Die große Gefahr erkennend, der er mit so geringen Streitkräften sich aussetzte, beschloß Mascezil sich zurückzuziehen, da sah er bei nächtlicher Weile im Traume den heiligen Ambrosius, der das Jahr vorher gestorben war, mit einem Stabe in der Hand vor sich stehen; dreimal schlug er mit diesem Stabe auf die Erde, und sprach dazu: hier. Mascezil glaubte diesen Traum so verstehen zu müssen, daß er auf dem nämlichen Gebiete, das er eben besetzt hielt, binnen drei Tagen den Sieg erhalten würde. Er bereitete sich neuerdings durch fromme Übungen vor, weil er als christlicher Krieger den Herrn der Heerscharen als den Entscheider der Schlachten ansah, und führte seine kleine Schar am dritten Tage gegen den Feind. Ehe es aber zum Angriffe kam, wollte er noch den Versuch wagen, die Krieger Gildo's zur Unterwürfigkeit gegen ihren rechtmäßigen Gebieter zu bewegen, er trat also vor die Linie des feindlichen Heeres hin, um mit gütlichen Worten es anzureden. Ein Fahnenträger gab ihm eine trotzige Antwort, unterbrach die Rede, und rief das Kriegsheer des Gildo zum Kampfe auf; Mascezil aber, um ihn zum Schweigen zu bringen, hieb ihn so mächtig in den Arm, daß er die Fahne sinken ließ.

Da geriethen die übrigen Fahnenträger des feindlichen Heeres, die dieß von Ferne sahen, in den Wahn, er habe sich der Aufforderung Mascezil's ergeben, sie senkten, ihm folgend, gleichfalls ihre Fahnen, der größte Theil des Heeres zog sich nun zurück, der Sieg war bald entschieden, und Mascezil's Traum hatte ihn also nicht getäuscht. —

So war auch einst der edle Kaiser Marcianus, in bangen Sorgen um sein Reich, ganz spät entschlummert, denn eben hatte der furchtbare Attila mit neuen Drohungen ihn beunruhigt; da sah er im Traume den Bogen des Attila zerbrochen zu seinen Füßen liegen; und in eben dieser Nacht war der blutige Weltbezwinger, von seinem eigenen Blute erstickt, in seinem hölzernen Pallaste in Ungarn gestorben. Nicht minder seltsam ist die Art, wie Lupicinus den heiligen Abt Romanus, seinen Bruder, nach langjähriger Trennung wiederfand. Romanus lebte, fern von ihm und aller Welt, einsam in den unwirthlichen Urwäldern des Juragebirges, und Lupicinus wußte von diesem Wohnorte nichts. Eben hatte der letztere seine Gemahlinn durch den Tod verloren, als er im Traume seinen Bruder sah, der ihm seinen Aufenthalt anzeigte, und ihn ermahnte, auch dorthin zu ziehen. Lupicinus säumte nicht, er wanderte in das Thal Condatiscone, und fand alsbald seinen hocherfreuten Bruder, von welchem er sich nie mehr trennte.

Und da diese Beispiele von Träumen, deren Bedeutung sich vollkommen bewährt hat, nur einige aus vielen sind, wo ist die Ansicht, die da gründlich lehrt, was von Träumen zu halten sey, wo der Probirstein, an welchem sich Wahres vom Falschen unterscheiden läßt? Allein, da in dem Einen menschlichen Bewußtseyn bald das geistige, bald wieder das Naturleben sich vorherrschend zeigt, da auch im träumerischen Zustande das Bewußtseyn des Geistes nicht ganz untergeht, und da der Mensch, durch das zweifache Reich (der Geister- und Naturwelt) dem er angehört, den unmittelbaren Einwirkungen Gottes eben so zugängig ist, als jenen der Geisterwelt und der Natur, so geht daraus schon ein mannigfacher Ursprung der Gebilde des Traumlebens hervor, worüber kaum Jemand eine gründlichere Ansicht entwickelt hat, als der heil. Gregorius der Große. »Auf fünffache Weise, sagt er, wird die menschliche Seele von Traumbildern heimgesucht, und zwar: durch gewisse körperliche Stimmungen und Einflüsse, durch bloße Täuschung, durch Nachdenken und Täuschung zugleich, durch reine Offenbarung, durch Nachdenken und Offenbarung zugleich.« Daß nämlich die mannigfaltigsten körperlichen Einflüsse Träume veranlassen können, haben selbst die Heiden eingesehen, die ihrem Schlummer- und Traumgott einen Mohnstengel in die Hand gaben. Sey es nun ein gährender Trank, oder eine narkotische

Substanz, oder des Vollmonds grelles Licht, oder ein fieberischer Zustand, oder des Magneteisens geheimnißvolle tellurische Anregung; — jene Mitte alles Empfindens und Erfassens, die man das Sensorium nennt, und die dem Geiste sowohl als dem Naturleben angehört, wird von den Naturkräften aufs mannigfaltigste erregt, so daß in ihm die verschiedensten Spiele von Vorstellungen sich gestalten, bei denen das geistige Bewußtseyn bloß den Zuschauer macht.

Daß aber diese Traumbilder auch absichtliche Täuschungen seyn können, von dämonischer Kraft mittelst körperlicher Stimmungen in der Fantasie hervorgerufen, (wie denn auch der Lügengeist in den Finsternissen, d. h. im Vorwalten des Naturlebens, seine Macht behauptet), davon geben die Mißbräuche und Irrthümer der Heiden Zeugniß, und die Warnungen der heiligen Schrift. Daß aber die Träume auch von vielem Denken und Sinnen, zumal von angestrengten Bemühungen der bildernden Fantasie entstehen können, wozu dann dämonische Täuschungen sich gesellen, hat schon Salomo ausgesprochen: »auf viele Sorgen folgen Träume.« Und daher auch die Warnung der Schrift: »wenn die Heimsuchung des Traumes nicht vom Allerhöchsten gesendet wird, sollst du dein Herz dazu nicht wenden.« (Eccli. 34.) Es gibt also, wie schon diese Worte zeigen, auch Träume, die zur Warnung,

Belehrung oder Tröstung von Gott selber kommen, und Beispiele von solchen enthält die heilige Schrift. Daß aber Träume dieser Art oft auch von Nachdenken und Offenbarung zugleich kommen, zeigt sich im Leben des Propheten Daniel, der, nach seinem Geständnisse, viel und lange über die Schicksale seines Volkes, und die Fortschritte des Gottesreiches nachsann, und für beides die göttliche Vorsehung anflehte; eben so im Leben des heiligen Joseph, der nach großer Betrübniß und Gedankenqual, in die sein Geist versenkt war, endlich von Gott über die Geheimnisse seiner jungfräulichen Gemahlinn belehret wurde. Ein ähnliches Ereigniß findet sich auch im Leben des heil. Gregorius des Thaumaturgus, der nach bangen Zweifeln auf wunderbare Weise über den göttlichen Logos und die Dreieinigkeit unterwiesen wurde. — Heilige und erleuchtete Menschen, so setzet Gregorius dieser Erläuterung bei, haben, vom Geiste Gottes geleitet, die Traumgesichte von wesentlicher Bedeutung stets von den betrüglichen und eitlen zu unterscheiden gewußt; um so vorsichtiger aber müssen diejenigen seyn, die keiner solchen Klarheit des Geistes sich erfreuen; denn da die Träume so vielfältiger Art sind, so läßt sich ihnen um so weniger trauen, je schwerer es einzusehen ist, aus welcher Quelle sie kommen; ja, wer hierin nicht sehr vorsichtig ist, wird sich in viele Thorheiten versenken, indem der Lügengeist manches

zum Theil Wahre in seine Bilder einmischt, um uns desto gewisser in einen Irrthum zu versenken.«

Als einstmals der selige Bernardinus von Feltri, den die italienischen Städte wetteifernd beriefen, nach Florenz kam, ward ihm gemeldet, daß in dieser Stadt seltsame Zusammenkünfte sich gebildet hätten, in welchen nichts als Visionen, Träume und Offenbarungen verhandelt würden. Wirklich hatte sich, unter der Leitung oder Irreleitung eines unberathenen Geistlichen, eine nahmhafte Zahl von andächtigen Frauen, aus ansehnlichen Familien, einer vermeintlich beschaulichen Lebensweise hingegeben, und zwar dergestalt, daß sie ihre Geschäfte liegen ließen, und nicht allein ihr Hauswesen, sondern auch das wahre Heil ihrer Seelen vernachlässigten. Denn während sie ihren albernen und fantastischen Visionen nachhingen, benahmen sie sich im Kreise ihrer Familie und Dienerschaft hochfahrend, zänkisch und unleidlich, und geriethen außerdem auch unter einander in Zwist und Hader, weil, wie es bei solchen Verirrungen gewöhnlich geschieht, eine jegliche dieser Contemplanten auf ihre eigenen Visionen das größte Gewicht legte, und jene der andern nur mit Geringschätzung aufnahm. Bernardinus machte Anstalt, daß sie sich sämmtlich in einer Kirche versammelten, und hielt ihnen, in aller Sanftmuth, eine gründliche Lection. Ihr wisset, sagte er, was der heilige Apostel Johannes leh-

ret: »wollet nicht einem jeglichen Geiste glauben, sondern prüfet die Geister, (also auch die Eingebungen, Gedanken und Träume), ob sie aus Gott seyen.« Die ein guter Geist leitet, sind friedfertig, demüthig, ohne Argwohn, nicht unruhig, nicht ruhmsüchtig, Niemanden lästig, sondern sie sind innen im Herzen fröhlich im Herrn. Die Gesichte und Eingebungen hingegen, die vom Argen kommen, sind dunkel und zweifelhaft, sie belehren nicht, sondern verführen, sie trösten nicht, sondern durch ihre Dunkelheit erfüllen sie das Herz mit Schwermuth. Wenn also Offenbarungen uns demüthiger und verständiger machen, und sorgfältiger in der Beobachtung der göttlichen Gebote, so kommen sie vom heiligen Geiste, zumal wenn wir sie weder suchen noch begehren; denn wer einen guten Geist hat, und wahrhaft demüthig ist, der hält sich jeder Offenbarung unwürdig; ja, glaubet mir zuversichtlich, wer Offenbarungen verlanget, gibt dadurch zu erkennen, daß er an Hoffart alle Anderen übertreffe!«

So sprach Bernardinus, und durch die treffliche Arznei dieser Worte wurden nicht bloß jene Schwärmerinnen, sondern auch ihr gleichfalls betrogener Meister vom gefahrvollen Irrthume geheilt. Es lebte und lehrte aber Bernardinus zu Ende des 15. Jahrhunderts. Ob seine Lehre und Zurechtweisung auch im neunzehnten noch nicht zu spät käme? Schwerlich; denn der Traumwelt und Träumerei huldigen

noch immer Menschen genug, und wollte Gott, sie ließen, gleich der Gemahlinn des Pilatus, vom Leiden Christi sich etwas träumen! Hieher aber sind auch viele von jenen zu rechnen, die, weil sie den Glauben hinweggeworfen, auch vom Aberglauben sich frei dünken. Denn haben zwar in früheren Zeiten die Gnostiker, die Manichäer, die Waldenser, die Camisarden ihre böslichen Träumereien ausgebreitet, und fehlet es auch jetzt nicht an quietistischen Auserwählten, die mit den alten Schwärmern wetteifern, so hat es doch mit solchen keine Gefahr, als würden sie weit um sich greifen; viel bedenklicher hingegen steht es um die herrschende Partei derjenigen, die an den Traum dieses flüchtigen, trüglichen Lebens sich festhalten, und nicht sowohl in die Nacht, als in den Tag hinein träumen, indem all ihr Sinnen und Streben um das glänzende Schattenbild der irdischen Glückseligkeit umher gaukelt. Von ihnen heißt es im Psalme: »Dem Traume des Erwachenden gleich, der in Nichts zerrinnt, wirst du, o Herr, ihr Schattenbild in Nichts verwandeln. Die Männer der Reichthümer, sie haben ihre Schlummer ausgeschlafen, und nichts in ihren Händen gefunden.« (Ps. 72.) Wo keine Wahrheit ist, da sind Täuschungen, wo keine Wirklichkeit, da sind Träume, wo kein Glaube, da sind Systeme. Sie haben ihren Schlummer ausgeschlafen, viele von den Männern der Systeme, und haben nichts

in ihren Händen gefunden. An die Stelle des positiven Glaubens haben sie, dem träumerischen Polytheismus (der Vielgötterei) der Heiden gegenüber den Pantheismus (die Allgötterei) gesetzt, in welchem die Weltseele in tausendfachen Geschöpfen und Bildern sich selber träumt; dieß glänzende Schattenbild fällt in das Nichts zurück, aus dem sie es mit schöpferischer Fantasie hervorgerufen.

»Wo viele Träume sind, sagt der Weise, dort sind überaus viele Thorheiten, und unzählige Reden; du aber fürchte Gott!« (Eccli. 5). Warum ward niemals mehr und umständlicher über Religion geredet und gefaselt, als in einer Zeit, da sie am wenigsten geübt wird? Jene Worte des Weisen geben Aufschluß darüber: wo viele Träume sind, viele sogenannte Ansichten, viele eingebildete (oder eingeredete) schwankende Meinungen, aber kein Glaube, keine positive Wahrheit, da gibt es auch unzählige Reden, die sollen der innern Trostlosigkeit abhelfen, und noch dazu Reden aus dem Traume und Schlummer! Du aber, o Christenseele, achte nicht darauf, thue etwas Besseres: fürchte Gott! Willst du nicht schlummern und träumen? wach erhält nur die heilige Gottesfurcht, die erste Gabe des Lichtes; daher auch Paulus die Gläubigen mahnet: »ihr alle seid Kinder des Lichtes und des Tages, nicht aber der Nacht und der Finsterniß!« Was meint er damit? In euch, denen die Gnade

und die Wahrheit aufgeholfen, soll die Tagesseite die vorherrschende seyn, die Nachtseite zurück treten. Denn ein jeglicher Mensch trägt, dem Geistes- und dem Naturleben entsprechend, eine Tages- und eine Nachtseite in sich. Auf der Nachtseite stehet der Tod, der Schlaf, der gewöhnliche Traum, die Nachtwandlerei, die Hellseherei (Somnambulismus) und das ganze schwankende Gebiet der unbestimmten, unbestimmbaren, dunklen Gefühle und Ahnungen *). Gehört nicht auch dieß zu dem träumerischen, halbwachen Zustande einer glaubensarmen Zeit, den Somnambulismus, der in der heidnischen Welt in den düstern Hallen der Orakel seine Dienste gethan, nunmehr vom unheimlichen, niedrigen Dreifuße krampfverzerrter Wahrsagerinn auf die Höhe der wissenschaftlichen Lehrkanzel zu erheben? Diese Doctrin wird den magischen Mantel (oder Schlafrock) kaum jemals ablegen, da hingegen echte Wissenschaft dem Lichte des Tages angehört. Auf dieser Tagesseite des Menschen aber stehet das wache geistige Bewußtseyn, der Wille, der Verstand und das himmlische Licht des Gewissens und Glaubens, das dem Verstande leuchtet, so wie die

*) M. s. die reichhaltige Abhandlung des Hr. Prof. Görres über Swedenborg in der Zeitschrift: der Katholik, Jahrg. 1825. Dr. J. H. Pabst ein Wort über die Ekstase. Köln. 1834.

Kraft der Gnade, welche dem freien Willen beisteht, daß er zum Gehorsam sich erhebt.

Auch nur im Schlummer und Traume ward, als er in der Tempelhalle schlief, der Knabe Samuel gerufen, er stand eilig auf, und ging zu dem greisen Hohenpriester Heli hin, fragend, was er begehre. Ich habe dich nicht gerufen, antwortete dieser, kehre zurück und schlafe. Erst als der Knabe zum dritten Male wieder kam, erkannte Heli, daß es die Stimme des Herrn war. Wenn du wieder gerufen wirst, befahl er ihm nun, so antworte: rede, o Herr, dein Diener höret. Was diese Begebenheit andeute, erklärt der heilige Gregorius: Gott wollte den Samuel rufen, doch geschah dieß mit der Stimme des Heli, seines Vorgesetzten; und nicht früher wollte er seinen Willen ihm offenbaren, als bis Samuel Heli's Befehle eingeholt. Der Herr weckte also den Samuel mit der Stimme des Heli, anzuzeigen, daß auf rechtmäßigen Wegen die Stimme des Vorgesetzten eine Stimme Gottes sey, und daß auch die Eingebungen, die von Ihm selber kommen, nicht befolgt werden sollen, als nach vorgängiger Berathung und Erlaubniß des Vorgesetzten. Und so ist es vorzugsweise der Geist des Gehorsams, der in der kirchlichen Gesellschaft die Ordnung aufrecht hält, die Echtheit und Reinheit der Glaubenslehren bewahrt, den Frieden des Gewissens vermittelt, und vor Irrthum und Abwegen sichert; ohne

diesen Gehorsam ist die Gegenwart verworren und träumerisch, die Zukunft dunkel und unheimlich. Ward also Claudia zwar zur Kenntniß und Nachfolge Christi durch einen Traum berufen, weil sie eine Heidinn war, so wird hingegen der Christ zu ihm berufen durch das klare Licht des Glaubens, und bedarf, um belehrt zu werden, der Träume nicht. »Ein vernünftiger Mensch, (wie der Syracide so überaus schön sagt) glaubet dem Gesetze Gottes, und das Gesetz ist ihm getreu«; hingegen »wer sich an Träume kehrt, ist gleich einem Menschen, der nach den Schatten langet, und den Winden nacheilt. Viele, die ihr Vertrauen darauf gestellt, sind betrogen worden, das Wort des Gesetzes aber wird ohne Lüge vollendet; im Munde des Gläubigen und Treuen wird die Wahrheit klar.« (Eccli. 34.) Wenn es sich nähmlich darum handelt, was gut, was böse, was zu wählen oder zu meiden sey, so achte man nie auf Träume, sondern frage das göttliche Gesetz, in welchem keine Täuschung ist, das niemals zweideutig und dunkel, sondern licht und faßlich sich ausspricht.

»Was ihr wachend thut, so warf schon Diogenes seinen Zeitgenossen vor, darum kümmert ihr euch nicht, was ihr im Schlafe träumt, das suchet ihr mit Sorgfalt zu erforschen. Aber auf die Glückseligkeit oder Unseligkeit des Menschen hat nicht dasjenige Einfluß, was er in Träumen duldet, son-

XI.

Die Cohorte des Pilatus.

»Die Krieger aber führten ihn in den Vorhof des Prätoriums, und riefen die ganze Cohorte zusammen.« (Marc. 15, 16.)

Unter den zahlreichen Reihen von Bösartigen und Verwilderten, welche in den Jammerthalen der alten Tellus, unter dem Fittige der Finsterniß, und durch die Gluthen der Leidenschaften ausgebrütet werden, gibt es der Sippschaften vielerlei, die auf sehr mannigfache Weise ihrem Raube nachgehen. Die Einen, ohnmächtig an körperlicher Kraft, und arm an Muthe, ersetzen diesen Mangel durch Schlauheit und Tücke; die Anderen, zu bequem oder zu selig in ihrer hohen Meinung von sich selber, üben die Werke ihrer Bosheit nur gelegentlich, oder lassen sich, zwischen Recht und Unrecht schwankend, durch irgend ein Gedränge bestimmen; wieder Andere, groß zwar nach Anzahl und Menge, aber in so plumper Masse überaus arm an geistiger Selbstbestimmung und Erkenntniß, setzen ihre Kraftäußerung in Geschrei und Lärm; doch als die schlimmsten von allen behaupten sich die Knechte und knechtischen Natu=

ren, sobald es ihnen gestattet ist, nach ihrer rohen Willkür ungehindert zu schalten.

Keine von diesen, die Würde der Menschheit entehrenden Parteien, die nicht in der Leidensgeschichte Christi ihre Unsitte entwickelt hätte. Die Pharisäer verleumdeten und manichirten, doch besaßen sie kein andres Schwert, als das ihrer Zunge; und hatte Caiphas zwar ein Todesurtheil ausgesprochen, so war es doch außer seiner Macht, dasselbe zu vollstrecken. Malchus, sein Knecht, ging allerdings um einen Schritt weiter, indem er Jesum ins Antlitz schlug, aber dafür war er eben ein Knecht. Herodes, der Fürst, spottete vornehm und höhnte; mehr zu thun war ihm damals nicht gegeben. Pilatus forschte, prüfte, verurtheilte, doch das abgezwungene Urtheil zu vollziehen, war unter seiner Würde. Der Pöbel tobte und schrie, doch selber Hand anzulegen, war ihm nicht gestattet. Wer waren also jene Auserlesenen, die Christum ins Antlitz schlugen, die ihn bei den Haaren zerrten, mit ihren Fäusten stießen, mit Geißeln zerhieben, die Dornenkrone in sein blutendes Haupt preßten, seine Glieder aus den Gelenken zerrten und ans Kreuz hefteten? Es waren die Knechte; die Knechte des Caiphas, und die Krieger oder vielmehr Kriegsknechte und Schergen aus der Cohorte des Pilatus. Auf solche Weise, (wie Cornelius bemerkt) ward Christus angeklagt vom Neide, Zeugniß gegen ihn gab der Haß, die Un-

schuld war sein Verbrechen, die Menschenfurcht gab ihn auf, die Ehrsucht verurtheilte ihn zum Tode, und das Urtheil vollzog die Grausamkeit: die Grausamkeit und viehische Willkür der Knechte des Pilatus.

Knechte aber darf man sie nennen, denn kommen sie zwar unter dem Namen der Krieger oder Soldaten vor, so liest man doch keine andren Thaten der Tapferkeit von ihnen, als die Faustschläge, die sie dem Unschuldigen und Friedfertigen versetzten; keinen andren Feldzug, als den auf den Ölberg, gegen Christum und seine eilf Apostel; keine andre Schlacht, als die sie Christo lieferten, da sie gegen ihn, und rings um ihn her, die ganze Cohorte versammelten. Allein je toller das Spiel, das die Knechte hier trieben, desto billiger ist es, vor allem den Tagsbefehl kennen zu lernen, den ihr Gebieter erlassen hat. Und zwar ist diesem unseligen, schwankenden Schiedsrichter auch der dritte Ausweg mißlungen, den sein geängstigter Scharfsinn ausgemittelt; der Pöbel hat die angebotene Gnade für den Barabbas gefordert, und Jesum verworfen. Was will er nun anfangen? In seiner steigenden Beklemmung fällt ihm ein neuer Versuch ein, der allerdings noch elender als die früheren ist: er will zwischen zwei Übeln das kleinste, zwischen zwei Abscheulichkeiten die geringere wählen, d. h. er will Einen Frevel begehen, um dem andern aus-

zuweichen. Um Jesum nicht zu kreuzigen, und den Wüthenden doch einige Genugthuung zu geben, befiehlt er, ihn gleich einem verbrecherischen Knechte mit Geißeln zu züchtigen. Aber je weniger er durch eine so unmenschliche Maßregel ausrichtete, weil er hintendrein sich zwingen ließ, ihn dennoch zum Kreuze zu verurtheilen, desto empörender war auch die Art, wie sie ausgeführt wurde, denn dafür sorgte die Grausamkeit der Kriegsknechte.

Kaum hatten sie ihren eigentlichen Auftrag mit gefühllosem Muthwillen vollbracht, als sie schon die ganze Cohorte, (die, als der zehnte Theil einer Legion, gewöhnlich aus 1250 Mann bestand), zusammen riefen, und jenes schändliche Possenspiel aufführten, worin sie den Retter und Herrn des Menschengeschlechtes mit eben so schmerzlichen als schmachvollen Insignien zum fabelhaften Könige krönten, und auf gleich kannibalische Weise ihre Huldigung ihm darbrachten. Und man kann ihnen nicht nachsagen, daß sie in diesem schnöden Spiele etwas Wesentliches außer Acht gelassen hätten. Denn wenn einem Menschen von Adel, Rang und Würde Beschimpfungen ohne Vergleich schmerzlicher zu ertragen sind, als körperliche Qualen, während Andere, von niedriger Herkunft und Gesinnung, viel lieber Beschimpfungen hinnehmen als Schmerzen, so waren jene Barbaren besonnen genug, auf beides Bedacht zu nehmen, und zu den Peinen die Schmach zu gesellen.

Allein es frägt sich allerdings, warum sie dieß gethan und wer sie zu einem solchen Muthwillen gereizt habe, daß sie weiter gingen, als ihr Gebieter ihnen befohlen? »Wenn die Juden, sagt Chrysostomus, gegen Jesum wütheten, so hatte der Neid sie entflammt: was aber die Kriegsknechte zu solcher Bosheit gereizt habe, läßt sich aus solchen Motiven nicht herleiten; der Satan also war es, der sie alle wie zu einem Reihentanze antrieb, um in viehischer Grausamkeit in den Qualen und der Schmach Christi ihre Wollust zu finden, so daß sie, den Jägern gleich, die ein Wild gefangen, ihrer Abscheu erregenden Lustigkeit sich überließen.«

Wie die meisten römischen Legionen jener Zeit, so bestand nähmlich auch diese Rotte aus Scythen, Gothen, Franken und andren Barbaren der rohesten Art, die bei den Römern in Sold standen, dieß aber ist der Heiden Unseligkeit, daß sie in Finsternissen wandeln, und vom Fürsten dieser Finsternisse beherrscht werden, der, so viel an ihm ist, in aller Verkehrtheit sie unterweiset, und sie gleichsam als sterbliche Teufel in seine Dienste nimmt. Denn wohin zielte, von allem Anfang her, der Satansneid und die Satanslist, als dahin, den Menschen zum Unmenschen herabzuwürdigen, und die Menschlichkeit, welche die Fülle alles Guten und die Ähnlichkeit Gottes ist, auszulöschen? Nun ist der Gottmensch deßhalb vorzüglich auf Erden gekommen, um den Menschen die Menschlichkeit wieder zurückzuge-

ben. »Die Gütigkeit und Menschenfreundlichkeit Gottes unsres Erlösers ist allen Menschen erschienen.« Es kann daher nicht befremdend seyn, wenn zu allen Zeiten und in allen Landen das Heidenthum, als das Satansreich, gegen Christum gewüthet hat. Ja, wenn die Geschichte zeigt, wie die fein gebildeten oder vielmehr verweichlichten Römer und Griechen den Leib Christi in seinen Gliedern mit eben so gräßlicher, unmenschlicher und kalt besonnener Grausamkeit zerfleischt haben, wie die fanatischen Perser und Parther, wie späterhin die Saracenen, die rauhen Bewohner der deutschen Urwälder, und in neueren Zeiten die Japaner, die Huronen und Caraiben, so ist sich auch darüber nicht zu verwundern. »Warum toben die Heiden, fragt schon prophetisch der zweite Psalm: die Völker, warum sinnen sie eitle Dinge? warum vereinen sich die Fürsten der Erde gegen Gott und seinen Gesalbten?« Die Antwort ist leicht zu finden: weil der Feind Gottes und der Menschen sie aufreizt, dessen Reich und Regiment in den Finsternissen des Heidenthums beruht, weil er als seine Kriegsknechte und Cohorten sie braucht, um, wo möglich, das Reich des Lichts und der Wahrheit zu zerstören.

Wie aber steht es mit dieser Ansicht der Dinge, wenn man, bei dem flüchtigsten Überblicke der Christengeschichte, den Leib Christi in seinen Gliedern durch mehr als fünfzehn Jahrhunderte, so vielfäl-

tig verfolgt, beschimpft, zertreten, zerschlagen sieht, und dieß nicht sowohl von Heiden, als vielmehr auch von sogenannten Christen? wenn die Cohorte des Pilatus allenthalben neu auftritt, und die alte Scene aufs treueste wiederholt, obgleich keineswegs aus Heiden, sondern aus Leuten zusammengesetzt, die sich Christen nannten? So sah man im Jahre 353 einen Feldherrn des arianischen Kaisers Constantius an der Spitze von 5000 wohlbewaffneten Kriegern in Schlachtordnung ausziehen; und wohin ging dieser glorreiche Feldzug? in die Kirche des heil. Theonas zu Alexandria, wo eben der große Athanasius mit den Gläubigen versammelt war; die tapferen Krieger fielen mit ungeheuerem Getöse in die Wohnstätte des Friedens ein, viele Menschen wurden ermordet oder zertreten, Athanasius, bis zur Ohnmacht geschlagen, entkam nur wie durch ein Wunder, und an seiner Stelle ward der Arianer Georgius, ein Schmarotzer und berüchtigter Betrüger, zum Patriarchen erhoben. Da nun die Katholiken mit ihm keine Gemeinschaft machen wollten, und sich des Gottesdienstes wegen, bei den Gräbern versammelten, begab sich der neue Caiphas voll Wuth zu seinem Pilatus, dem Manichäer Sebastianus; dieser (mit der Würde eines Dux oder Herzogs bekleidet) zog im Namen des Cäsars mit 3000 Kriegern auf den Kirchhof hinaus, wo er nicht wenige von den Wehrlosen niedermetzeln

ließ; er befahl auch, Scheiterhaufen anzuzünden, und drohte den Jungfrauen, sie unverweilt hineinstürzen zu lassen, sofern sie die arianische Lehre nicht bekennen wollten. Als diese Drohungen fruchtlos blieben, ließ er ihr Angesicht mit Fäusten zerschlagen, und während sie, unter so gräßlichen Streichen, den Namen Jesu anriefen, knirschten, voll Wuth darüber, die Arianer mit den Zähnen.

Und diese Arianer, welche mit Feuer und Schwert ihre Lehrsätze ausbreiteten, und den Namen Jesu ohne Grimm nicht zu hören vermochten, waren sie nicht seltsame Christen? Selbst die Heiden sahen dieß ein. Denn nachdem sie, von eben jenem Sebastianus aufgemuntert, mit Knitteln und Steinen in die Hauptkirche eingedrungen waren, die Andächtigen daselbst mit Füßen getreten, und, unter lautem Gelächter der zuschauenden Arianer, mit schändlichen Witzreden sie verhöhnt hatten, schleppten sie alle Altäre und Geräthe auf die Gasse heraus, zündeten Alles an, warfen, ihren Göttern zu Ehren, Weihrauch in die Flammen, und jubelten, und sangen dabei: »Constantius Cäsar ist ein Heide geworden; die Arianer halten es mit uns!« Und hatten sie so ganz unrecht? Jene Arianer läugneten die Dreinigkeit, erklärten Jesum rein für ein erschaffenes Wesen, und tauften nach ihrer eigenen, keineswegs christlichen Weise. Da sie also weder an Christum glaubten, noch im Namen Christi getauft

waren, waren sie Christen? Gewiß nicht. Oder waren sie Heiden? Auch dieses nicht, wenigstens nicht nach der äußeren Form. Was waren sie also? Arianer *).

Aber vielleicht waren es nur diese Bethörten, in welchen die ganze Barbarei des Heidenthums mit der vollen Heuchelei des Judenthums wieder aus dem Abgrund empor gestiegen? Leider antwortet die Geschichte mit Nein. Nur eine geringe Reihe von Jahren, und an ihrer Stelle treten, wo möglich noch boshafter und listiger, die Eutychianer auf. Da steht ein Mann, hundertfach schlimmer als der alte Caiphas. Dioscorus, Patriarch von Alexandria, an der Spitze eines berüchtigten Conciliums (zu Ephesus), daß er nur deßhalb angezettelt hat, um gegen den heiligen Flavianus, Patriarchen von Constantinopel, seine Rache zu üben. Als ein echter Caiphas hatte er seine Knechte mitgenommen, ein gleich fanatisches als ruchloses Gesindel, worunter, dem härenen Gewande nach, sogar Einsiedler der Wüste; auch stand, den Part des Pilatus zu besetzen, der Comes Elpidius mit 300 Soldaten bereit. Von seinem Sitze erhob sich, in der Mitte der Bischöfe, Dioscorus, und rief: Wer in Christo eine göttliche und menschliche Natur zu-

*) Manche ausführlichere Ansicht hierüber findet sich in des verdienstvollen Kerz Fortsetzung der Stollberg'schen Religionsgeschichte. Bd. XVI. u. XVII.

gleich annimmt, der sey verflucht! verbrannt, zerrissen, erwürgt werde ein Jeglicher, der zwei Naturen in Christo glaubt!« Hierauf sprach er den Bann über Flavians, und kaum hatten einige Bessergesinnte eine Einwendung vorgebracht, als er schon laut aufschrie: wo ist Elpidius? wo sind die Soldaten? Sogleich drangen diese sammt der Rotte des Dioscorus in die Kirche herein, mit Schrecken und Mißhandlungen alles erfüllend, Dioscorus selbst fiel über Flavianus her, schlug ihn ins Angesicht, trat ihn mit Füßen, und ließ ihn endlich, vom Blute triefend, durch die Wache fortschleppen. Welch ein empörender, dem Christenthume fremder Vorgang! Jedoch die Zeiten der Monotheliten und Bilderstürmer, die Leiden des Papstes und Martyrers Martinus, des Einsiedlers Stephanus, bieten noch grauenvollere Scenen dar, Grausamkeiten, die selbst unter den Wilden von Mexico und Canada unerhört sind, und was noch spätere Jahrhunderte von solchen Gräueln aufzuweisen haben, steht fast zu nahe, um schärfer bezeichnet zu werden. Aber schon der heidnische Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus, der zur Zeit des Kaisers Julianus lebte, drückt über solche Begebenheiten sein Staunen aus: »auch die wildesten Thiere, sagt er, können so feindselig nicht gegen die Menschen sich zeigen, wie Christen gegen Christen!«

Freilich (wie Stollberg bemerkt hat) wußte dieser

sonst unparteiische Mann Christen von Christen nicht zu unterscheiden, denn Jene, deren Grimm er dem Grimme wilder Thiere vergleicht, waren nur dem Namen nach Christen; wer aber seine Vergleichung übertrieben finden will, der mag sich erinnern, daß ja Christus selbst, und nach ihm seine Apostel, die Irrlehrer mit keinem bessern Namen, als jenem der reißenden Wölfe bezeichnet haben. Denn wie die Wölfe vorzüglich nur den Schafen nachstellen, so wenden jene alle ihre verderblichen Bemühungen an die Christen, »dieß ist ihr Geschäft, wie schon Tertullianus gesagt hat, nicht die Heiden zu bekehren, sondern die Gläubigen zu verkehren.« Sie zeigen, um ihren Zweck zu erreichen, nicht geringere Ehrfurcht gegen Christum, als jene Wölfe und Leoparden aus der Cohorte des Pilatus, die ihn so trefflich zu grüßen wußten: Ave, König der Juden? Und wie diese letzteren gegen den göttlichen Hirten und Meister selbst gewüthet haben, so stellen die Irrlehrer vor Allem den Hirten der Kirche, ihren Wächtern und Lehrern nach, um sie zu beseitigen, oder ihr Ansehen zu tilgen.

Etwas ähnliches führte, in grauer Vorzeit, Philippus der Macedonier im Schilde, als er, mit der Belagerung der Stadt Athen beschäftigt, den Bürgern diese Aufforderung zusandte: »liefert mir die zehn Redner aus, die eure Republik verwirren, und euer Gemeinwohl zerrütten, dann will ich unverzüglich die

Belagerung aufheben!« Allein der Redner Demosthenes sendete ihm statt der Antwort eine Parabel zurück. »Die Wölfe, so ließ er ihm sagen, stellten einst an die Hirten ein Friedenspräliminar, mit der Grundbedingung, daß sämmtliche Hunde ihnen ausgeliefert würden. Denn, versicherten sie, diese unruhigen Köpfe sind die einzige Ursache der Feindschaft, so zwischen dem großen Volke der Wölfe und jenem der Schafe ihre Fackel schwingt; werdet ihr euch demnach herbeilassen, unserer Forderung Genüge zu thun, so könnt ihr von unserer Seite eines ewigen Friedens versichert seyn. Die Hirten waren thöricht genug, in diesen Vorschlag einzugehen, und von nun an wütheten die Wölfe unter den Herden, so viel ihnen beliebte.«

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Fabel von den Belagerten wie von dem Belagerer wohl verstanden worden sey; allein sie ist weit umfassender noch, als Demosthenes ahnen konnte. Philippus der Macedonier belagerte Athen, und forderte bloß die Auslieferung der Redner; das Kriegsherr des Fürsten dieser Welt belagert die Kirche, doch ist sein Haß vorzüglich auf Jene gerichtet, die in der Kirche, und für sie, das Wort führen. An der Spitze der Pantheisten und Semipantheisten, der Naturanbeter, der fanatischen Deisten, der Dämagogen und der zerstörungssüchtigen Vischnu-Knechte zieht er dräuend heran, und commandirt tagtäglich einen neuen Sturm mit

dem alten Wolfsgeheul: weg mit dem Fanatism, nieder mit der Superstition, machet den Anmaßungen der Päpste ein Ende, jaget die Mönche in die äußersten Polarzirkel hinaus, zertretet die Societäten und Congregationen sammt und sonders gleich den Raupennestern! Inzwischen ziehen die Grimmigen auch milder tönende, philantropische Saiten auf: wir sind Christen, rufen sie, Humanität und Duldung, Menschenglück und Geistesveredlung ist unser Glaubensbekenntniß, auch sogar die Katholiken haben wir herzlich lieb, und halten sie für unsre Brüder; nur jene bellenden Hunde, jene Zeloten, Obscuranten und Priester, welche die edle Vernunft- und Willensfreiheit im Zwange halten, die Feinde des Staats, die Widersacher aller Mündigkeit der Völker, die unermüdlichen Unruhstifter, diese sind die einzige Ursache der Zwietracht zwischen den Katholiken und uns; fort mit ihnen, und der Frieden ist auf immer befestigt! — Denn, wird diese Bedingung einmal vollends eingegangen, so wird es ihnen ein Leichtes seyn, den ziemlich geringen Überrest der Rechtgläubigen und im lebendigen Glauben Rechtlebenden auch noch zum Heidenthume zu verführen, und ihnen das neue dämonische Evangelium ins Herz zu pflanzen, worin statt der Dogmen Haß der katholischen Kirche, statt der brüderlichen Liebe und Duldung höhnische Anmaßung, statt der Reinheit der Sitte die Schwärmerei der

Sinnenlust, und die Poesie der Sünde, statt der Nothwendigkeit der Gnade der hohle Egoism, statt des jüngsten Gerichtes das pantheistische Auftauchen und Wiederversinken des Bewußtseyns oder des Ich's ins wüste All gelehrt wird.

Es sind sehr treffende und sehr zierliche Worte, die Augustinus einst, gleich einem leuchtenden Prisma, den Pelagianen entgegen hielt. »Verwunderlich ist, was ihr lehret; neu ist, was ihr lehret; falsch ist, was ihr lehret. Über das Verwunderliche stutzen wir, das Neue meiden wir, das Falsche widerlegen wir!« Und wollte Gott, die Katholiken, in der Mehrzahl, hätten des Lichtes, des Muthes, der Wissenschaft und Freudigkeit genug, um ihren Gegnern mit so schlagenden Worten sich zur Wehre zu stellen! Allein leider steht, bei der größeren Zahl, die Sache so betrübt, daß man den Augustinischen Dreispruch im Munde der Alltagskatholiken auf ganz verkehrte Weise sich gestalten sieht. Verwunderlich, heißt es da, sind die schönen und schöngeistigen Schriften und Reden der Hochgefeierten, die sich zwar zur Kirche nicht bekennen; wir staunen sie an und rufen: welche Poesie! welcher Scharfsinn! welche Fülle von Fantasie, welcher Reichthum von Witz! welche Tiefe des Denkens, welche Breite des Wissens! wie hoch stehen sie und wie kühn auf der speculativen Leiter, die bis in die Wolken führt, und wie weit hinter ihnen wir armen Katholiken! Soll uns kein

andrer Trost bleiben, als die Worte: selig die Armen im Geiste? Aber diese Worte dürfen nicht mißverstanden, nicht so armselig ausgelegt werden! Schreitet Bildung und geistige Entwicklung nicht immer vorwärts? Werden nicht neue und immer neue Fortschritte gemacht! Neues, ja Unerhörtes ist in all den mannigfaltigen Werken zu lesen, und was sagen wir dazu? wir nehmen es an, mit Ehrerbietung, mit Dankbarkeit, mit gelehrigem Herzen, zumal da es uns von so vielen lästigen und schädlichen Skrupeln befreit. Es ist zwar allerdings möglich und denkbar, daß gar Vieles davon verkehrt aufgefaßt und falsch beleuchtet ist, allein wie sollen wir es widerlegen, und ein gründliches Urtheil uns anmaßen, da wir selber nicht wissen, was wir eigentlich glauben? »Verwunderlich also ist, was ihr lehret, und wir sind entzückt darüber und des Staunens voll, neu ist, was ihr lehret, und was kann uns willkommener seyn, als das Neue? Falsch ist vielleicht, was ihr lehret, aber wir können und wollen es nicht widerlegen, und lassen es dahin gestellt seyn!«

So nimmt dann, mit der Lesewuth ohne Wahl, und mit der Disputirsucht ohne Intellegenz, die Verwirrung der Begriffe und Ansichten immer zu, und wie gedeihet wohl in diesem Gestrippe die himmelan strebende Palme des reinen, einfachen, lebendigen Christensinnes? »Derjenige, sagt Thomas

von Aquin, ist ein echter Christ, welcher den Glauben Christi in sich trägt, durch den Geist Christi tugendhaft handelt, und in der Nachfolge Christi der Sünde stirbt!« Wer vermag gegen diese Definition etwas einzuwenden? Dennoch mag jene noch gründlicher seyn, die Petrus Canisius aufgestellt hat: »Derjenige ist ein Christ, welcher, durch das Sacrament der Taufe eingeweihet, die ganze heilsame Lehre Christi in seiner Kirche bekennt und befolgt.« Wer also nicht die gesammte Lehre Christi in allen ihren Puncten bekennet, und dieß zwar in der sichtbaren Kirche, ja wer nur Einen ihrer wesentlichen Artikel verwirft, der stehet nicht mehr in der Wahrheit des Christenthumes, und wer eben diese Lehre nicht mit Sorgfalt befolgt, der steht nicht mehr im Leben des Christenthums. Wo aber immer das christliche Gewand (in der Totalität des Glaubens und Wandels) an einer Stelle schadhaft geworden, da blickt durch den Riß schon das Heidenthum hervor, und wo immer das Christenthum untergeht, da geht schon das Heidenthum auf, es findet sich nichts Entschiedenes in der Mitte zwischen Beiden; an die Stelle der Offenbarung treten alte oder neue pantheistische Träumereien; wird der Eine, lehrende, göttliche Geist nimmer vernommen, so machen vielerlei Geister sich laut, und das einfache Streben nach einem himmlischen Ziele wird von den vielfältigsten weltlichen und sinnlichen Be-

strebungen verdrängt. So geräth dann auch das verfeinerte und nervenzarte Menschengeschlecht in Gefahr, nicht unmerklich, sondern merklich, und dennoch unvermerkt, zum Heidenthum und zur Barbarei zurück zu schreiten.

Was kann heidnischer seyn, als die wüste Klätscherei, die bei den verwilderten Völkern von Nordamerika als ein herrschendes Laster angetroffen wurde, nahe verwandt mit ihrer Grausamkeit? Aber diese Wildheit hat die Buchdruckerkunst in Sold genommen, und gedruckte Klätschereien sind allerdings grausamer noch als bloß mündliche. Was kann heidnischer seyn, als die Unzucht, die dem alten Heidenthume, auch dem hochgefeierten griechischen, das Siegel aufdrückte? Allein die Musen, die Künste, und die sogenannte practische Lebensphilosophie, (denn wozu müssen Kunst und Philosophie nicht ihren erhabenen Namen hergeben!) sind längst schon gemißbraucht worden, den Götzendienst aufs feierlichste wieder herzustellen. Was kann heidnischer, seiner innersten Finsterniß nach seyn, als der Selbstmord? aber die neueren Generationen sind mit diesem Eingriffe in die Rechte Gottes sehr vertraut worden. Was kann ähnlicher dem Heidenthum seyn, als der unversöhnliche Haß gegen die katholische Kirche, gegen die Lehre von der Dreieinigkeit Gottes und von der Gottheit Christi? Was kann wesentlicher dem Heidenthume angehören, als die träge und blinde Hin-

gebung an alle Leidenschaften, und das Verhöhnen aller himmlischen Motive?

Zwei breite Straßen aber sind es, auf welchen man aus dem Christenthum in das Heidenthum wandert: Häresie und Sünde, denn Beide vereinen sich bald, weil ihre Richtungen convergiren; und ist freiwillige, absichtliche Irrlehre Lehrmeisterinn der Sünde, so ist hinwiederum jede Sünde praktische Häresie, und der erste Sünder nach dem Falle des Menschen, Kain, war auch der erste Häretiker, denn er glaubte weder an die Allwissenheit noch an die Barmherzigkeit Gottes. Wenn nun so breite und gangbare Straßen dahin führen, wo die Christen, der göttlichen Erziehung und Bildung entfremdet, denselben Weg gehen, den die Menschen ohne Offenbarung und Gnade wanderten, was soll dann der christliche Name noch bedeuten? »Ogleich wir, klagte Salvianus, das heiligste Gesetz haben, dennoch, wenn wir dasselbe thun, was die Barbaren, werden wir noch schlechter als diese.«

Und siehe, da stehen wir plötzlich wieder bei den barbarischen Kriegsknechten des Pilatus. Was thun sie? Sie beugen vor Christo die Knie, sie beten ihn an und grüßen ihn: Ave, sey gegrüßet, o König der Juden! sie speien ihm ins Angesicht, und schlagen auf sein Haupt. Worin liegt das Possenhafte ihrer grausamen Belustigung? In dem Contrast der Reden, Geberden und Handlungen, oder

der That und der Meinung. Aber wie grell und schauerlich wird diese Posse nicht, sieht man in ihr den Spiegel für alle folgenden Zeiten? Genau so, sagt Thomas von Aquin, benehmen sich Alle, die mit ihrer Stimme zwar aussprechen, daß sie Gott kennen, mit ihren Werken aber ihn läugnen. Denn was thun wohl diejenigen, die zwar unbedenklich unter die Gläubigen sich zählen, aber, weil ihr verkehrter Wandel ihrem Bekenntnisse widerspricht, zu den ordinären Sündern gehören? Mit ihren Lippen beten sie den Erlöser an, sie rufen ihm zu: sey gegrüßet, o König, o Herr! sie beugen auch vor ihm die Knie, während sie mit ihren Werken sein Antlitz besudeln, sein Haupt schlagen, und, (wie Anselmus sagt) seine Gebote und Warnungen für fabelhaft, die Verheißungen seines ewigen Reiches für nichtig erklären. Wie aber verhalten sich, diesen gegenüber, die Irrlehrer und socinianischen Meister? Mit ihrem Munde, oder mit ihrer Feder *) preisen sie den Herrn, nennen ihn einen ganz göttlichen Mann, den Lehrer der Weisheit, den Helden der Humanität, den Erhabenen und Edlen, aber indem sie zu gleicher Zeit alle seine Wunder, sammt seiner Auferstehung und Himmelfahrt, als ein Fabelwerk der leichtgläubigen Apostel darstellen, und

*) »Meine Zunge, heißt es im 44. Psalm, ist gleich der Feder eines Schnellschreibers.« — Die Zunge der Heterodoxie ist zugleich die Feder eines Schnell- und Vielschreibers.

auf die abgeschmackteste Weise dahinter kommen, wie Alles so höchst natürlich zugegangen, erklären sie ihn für einen Begeisterten, der die herrschende Messiasidee aufgefaßt und auf seine Person angewendet habe, was eben nichts Anderes ist, als ihm in's Angesicht lachen, und mit der Krone der Schmach ihn krönen. Sind nicht auch sie Kriegsknechte aus der Cohorte des Pilatus? Ist ihre Ehrerbietung etwas Anderes als Hohn, ihr Thun und Lassen, etwas Anderes als Treulosigkeit und Rückkehr zum Heidenthume? —

Ein christlicher Fürst, der gegen Ende des 8. Jahrhunderts die Völker beherrschte, welche an den Quellen der Save und Drau (im heutigen Kärnthen) wohnten, Herzog Ingo, gab seinen Vasallen und Rittern, die noch dem Götzendienste fröhnten, ein großes Gastgelage, wozu er auch viele gemeine Landleute einlud, die bereits wohlbefestigt im Christenthume waren. Diese Letzteren bewirthete er an seiner eigenen Tafel, und ließ ihnen köstliche Weine in goldenen und silbernen Bechern auftragen, den Edelleuten hingegen wies er in den äußeren Gängen und Höfen der Burg ihre Plätze an, und ließ ihnen ganz gemeine Gerichte und schlechten Wein in irdenen Schalen aufsetzen. Die Kühnen und Ehrenfesten gewahrten nicht sobald dieses so

sorgfältig vorbereiteten Schimpfes, als sie schon aufs höchste entrüstet vor den Herzog hintraten, und bittere Klage führten. Allein dieser hatte nur eben auf ihr Murren gewartet. Was wollt ihr, erwiederte er, worauf pocht ihr? Ihr zwar wohnet in Burgen und Schlössern, ihr trinket aus vollen Humpen, und habt mit Schwert und Lanzen des Gerassels viel; diese Landleute hingegen hausen, bei schlechter Kost und friedlicher Arbeit in ihren niedrigen und rußigen Hütten; nichts destoweniger sind sie, trotz eurer Ebenbürtigkeit, besser als ihr. Denn da sie das Evangelium Christi angenommen haben, und durch die Taufe rein gewaschen sind, so sind ihre Seelen klar und glänzend, und deßhalb habe ich sie an meine Tafel gezogen; ihr aber, die ihr im Heidenthume und im gottlosen Irrthume verharret, seyd schwarz und unrein, und seyd mir zum Ekel, darum ich auch befohlen habe, euch nur mit irdenen Geschirren zu bedienen, sie sind für eures Gleichen gut genug! —

Wahrlich eine nichts weniger als zierliche oder schmeichelhafte Rede, welcher Psycholog möchte sie billigen? wer möchte ihr einen guten Erfolg zutrauen? Dennoch machte sie auf die Meisten eine sehr wohlthätige Wirkung, sie gingen in sich, überlegten die Sache reiflich, und wurden von Anno und Virgilius, Bischöfen zu Salzburg, in den Schooß der Kirche aufgenommen. Bei diesen also gelang es einer ungeschminkten,

gar einfachen oder einfältigen Rede, die Finsternisse ihres Herzens zu zerstreuen, aus der simplen Ursache: weil sie Heiden waren. Auch in jener Cohorte des Pilatus verwandelten sich gar bald einige Leoparden in Lämmer, und ihr Anführer selbst, der Centurio Longinus, trat noch auf dem Calvarienberge plötzlich als ein Bekenner der Gottheit Christi auf. Allein bei den Dienern des neu-europäischen Heidenthumes ist solch eine Umwandlung nicht leicht zu erwarten, weil sie keine Heiden sind, die sich in Christen umstalten können, sondern Christen, die sich zu Heiden reducirt haben. »Überaus schwer ist's, sagt der Apostel, daß diejenigen wiederum zur Buße erneuert werden, die einmal erleuchtet waren, die die himmlische Gabe verkostet haben, des heiligen Geistes theilhaftig wurden, und dann wieder zurückgefallen sind, die nun, so viel an ihnen ist, neuerdings den Sohn Gottes kreuzigen und ihren Spott mit ihm haben!« — »So viel an ihnen ist«; denn sie feinden zwar das Leben, die Glorie, die Kraft Jesu an, in so weit sie selbe in ihrem eigenen Herzen, und in den Seelen der irre Geführten unterdrücken und hemmen, aber Ihm selbst vermögen sie nichts anzuhaben. Wird er auch immerhin noch von den Juden verworfen, von den Heiden verschmäht, von den Sündern gegeißelt, von den Socinianern und Deisten mit Dornen gekrönt, dennoch, wie immer

die Heiden toben, und die Völker Thorheit sinnen, ist er zum Könige gesetzt auf dem Berge Sion, seine Krone ist die Krone der Herrlichkeit, sein Scepter ein Scepter der Allmacht, und selig nur Jene allein, die anbetend ihn lieben, und liebend ihm gehorchen!

Der Ruf erschallt, das Zeichen dröhnt,
Versammelt euch, habt Acht!
Ein Hurrah durch die Lüfte tönt,
Als ging' es in die Schlacht.

Wem gilt der Strauß, wo ist der Feind,
Wo stellt er sich zur Wehr?
»Er selber zwar jetzt nicht erscheint,
Und ist zu finden schwer.

Doch ist sein Name noch belobt,
Man hört ihn weit und breit;
Drum, Brüder, herzhaft fortgetobt,
Daß ihr ihn überschreit!

Sie murmeln, daß er ewig herrscht,
Und wird als Richter nah'n,
Doch haben wir's gewonnen erst,
Ist Alles abgethan.

So flechtet dann der Dornen viel
Zu seiner Krone Pracht,
Und sorget für den Binsenstiel,
Den Scepter seiner Macht.

Schnitzt auch die Federn scharf und spitz,
Taucht sie in Gallussaft,
Ergießet euren besten Witz,
Und räsonnirt mit Kraft.

Wir andren tanzen um und um,
Und kühl:n unsren Muth;
Ein lustiglich Delirium
Ist doch das höchste Gut!«

XII.

Simon von Cyrene.

»Und als sie ihn führten, ergriffen sie einen gewissen Simon von Cyrene, der eben vom Dorfe kam, und luden ihm das Kreuz auf, um es Jesu nachzutragen.« (Luc. 23, 26, Matth. 27, 32.)

Zwei merkwürdige Menschen gibt es, die beide aus Cyrene stammen, und von da ihren Namen führen; ein Weltweiser der Eine, und Stifter einer Schule, die in der Folge wirklich nur weltliche und üppige Weisheit lehrte, ein Jünger der Andre, nicht der Weltweisheit, sondern der Gottesweisheit; der Eine ein Wortführer des Lebensgenusses und ein erklärter Feind des Kreuzes *), der Andere ein anfangs gezwungener, bald aber freiwilliger Träger und Freund des Kreuzes. Aristipp von Cyrene hieß der Eine, Simon von Cyrene der Andre. Der Vorwelt gehört der Erstere an, und seine Weisheit ist vom Evangelium geächtet; der Nachwelt hingegen gehört Simon an, und sein Name ist im Evange-

*) Wie wenigstens der einst beliebteste deutsche Polyhistor der Lesewelt ihn dargestellt hat.

lium verewigt; ja nur deßhalb, wie S. Paschasius bemerkt hat, geschieht von seinem Namen, seiner Herkunft und seinen Söhnen so ausführliche Erwähnung, weil in ihm eine große Bedeutung ausgeprägt ist: Der Beruf aller Menschen zur Theilnahme am Kreuze Christi.

Dieß furchtbare Todeswerkzeug, das mit dem vordern Ende auf der Schulter Christi lastete, mit dem andern Ende an die Steine und Rauhigkeiten des Bodens anschlug, ward ihm, menschlicherweise, um so schwerer zu ertragen, je mehr durch alle bisher erlittenen Qualen seine Kraft schon gebrochen war; so daß seine Begleiter befürchten mußten, daß er die Höhe des Calvarienberges nicht erreichen, und noch vor der Kreuzigung erliegen möchte, die sie ihm keineswegs ersparen wollten. Da wurden sie eines fremden, dürftigen und bäuerischen Mannes gewahr, der eben nach Jerusalem herein wanderte, und, mit den früheren Vorgängen unbekannt, staunend den Zug betrachtete; über diesen Unbefangenen fielen sie her, ergriffen ihn und zwangen ihn zu einer Handlung, die damals nicht minder schmachvoll als beschwerlich war. Gezwungen also nahm Simon die Last mitsammt der Schmach auf sich, aber gar bald verwandelte er sich in einen willigen und freudigen Nachfolger Christi, und wenn Marcus ihn als den Vater des Alexander und Rufus bezeichnet, so waren dieß zwei vorzügliche, unter den ersten

Gemeinden allgemein bekannte Christen, die auch von der Kirche verehrt werden.

So ist dann der arme Bauersmann Simon von Cyrene ein gar ehrwürdiger Mann, und, wie Christus selbst der Führer und Feldherr aller Menschen ist, so kann Simon ihr Fahnenträger genannt werden. Doch hat es nicht an Schiefsinnigen gefehlt, welche diese wahre und vielseitige Bedeutung, die er für alle Christen hat, ausstrichen, um eine ganz andre ihm anzudichten. Denn schon im zweiten Jahrhunderte traten die Schwärmer Basilides und Marcion mit der Lehre auf: Simon von Cyrene habe das Kreuz auf den Calvarienberg getragen, Jesus aber, dessen Leib nur fantastisch, und gleichsam ein Luftbild gewesen sey, habe sich den Augen der Schergen und des Volkes gänzlich entzogen, und so sey es geschehen, daß man den Simon kreuzigte, in der Meinung, es wäre Christus. Dieß plumpe Mährchen, das auch Mahomet den Seinen gepredigt hat, wer unter den Christen glaubt es noch? Im mündlichen Bekenntnisse Niemand, im Leben, Leiden und Benehmen aber Viele. So oft eine Mühe und Beschwerde sie drückt, so oft das Kreuz empfindlich auf ihren Schultern lastet, hört man sie trostlos jammern, und was ist die Ursache dieser Trostlosigkeit? Sie tragen dieß Kreuz allein; und Christus nicht mit ihnen; Simon von Cyrene allein muß die Bürde schleppen, und dieß über alle menschlichen Kräfte;

wer sollte da nicht unterliegen? Will das Verhängniß, daß sie vollends ans Kreuz geheftet werden, und in einer betrübten Lage ausdauern sollen, oder kömmt es bis zur Tiefe des Jammers, zu unheilbarem Siechthum oder zur Nähe des Todes, wie wird sich der Leidende nun geberden? »Sey guter Dinge, o Christ, dein Erlöser ist gekreuzigt worden, dein Erlöser ist gestorben, verharre am Kreuze mit ihm, sterbe mit ihm!« Aber nein — Simon von Cyrene allein ist gekreuzigt worden, Simon von Cyrene allein ist gestorben, Jesus nicht! So wahrlich lauten die Klagen aller Geduldlosen und Unmuthigen, als ob sie die Irrlehre des Marcion, die moslemische Fabel angenommen hätten. Nun aber hat der Herr wahrhaft unsre Leiden auf sich genommen, unsre Schmerzen hat er selbst getragen; (Isai. 53), wie grundlos ist also jene Sprache des Mißmuths, wie leer vom Lichte des lebendigen Glaubens?

Aber nur Wenige lassen sich an dieser einfachen Beherzigung genügen. Wenn der Herr, so heißt es, wirklich unsre Krankheiten auf sich genommen, und selber unsre Schmerzen getragen hat, warum liegen diese Übel noch immer auf unsren Schultern? warum erfolgte für uns keine Verringerung dieser Lasten? Inzwischen wird, wer so redet, einerseits dem Simon von Cyrene ähnlich, welcher damals, da er mit dem Kreuze beladen wurde, noch durch-

aus nichts davon verstand, andererseits aber auch dem Aristipp von Cyrene, der da lehret, das Kreuz abzuschütteln, das Leiden zu fliehen, Lust und Behagen zu suchen. Aber wie schon seine Zeitgenossen diese Weisheit verachteten, erzählt Marcus Tullius. Sie ließen nämlich die Wollust malen, auf einem Throne sitzend; mit gebeugten Nacken standen die Tugenden alle vor ihr, und sie warf eine nach der andern zu Boden. Denn wahrlich, wo die Wollust die Herrschaft führt, da müssen Reinigkeit und Geduld und Stärke, und alle geistigen Güter weichen, die den Menschen adeln. Denn was ist wohl des Menschen Würde und Bestimmung? ist er zur irdischen, sinnlichen, thierlichen Freude geboren? »Der Mensch, sprach Eliphaz, ist geboren zur Arbeit, und der Vogel zum Fluge.« (Job. 5.) Man darf nur mit einem Blicke den Vogel betrachten, wie leicht und hohl seine Knochen, wie breit seine Brust, wie groß die Lungen, wie vielfach das Gefieder, wie ausgebreitet die Flügel und Schwungfedern, Alles in ihm ist zum Fluge eingerichtet. Der Mensch hingegen, so arm und unbehülflich, unbedeckt und wehrlos, überall den Wunden und Schmerzen zugänglich, und nur durch Nachsinnen und Bemühen fähig, sein Leben zu schützen, ist ganz und gar der Arbeit geweihet, und von keiner Seite gegen die Leiden verwahrt. Aber ist nicht eben der Mensch das einzige Geschöpf auf Erden, das der

Glückseligkeit fähig ist? warum also gerade nur er so zahllosen Übeln unterworfen? Eben deßwegen. Eben, weil er zur wahren Glückseligkeit berufen ist, nicht zu jener, die Aristipp von Cyrene gelehrt, sondern die Simon von Cyrene erworben hat, kann und darf er lediglich nur durch Arbeit und Mühe sie verdienen.

Der Mensch ist zur Arbeit geboren, d. i. zur Emsigkeit in guten Werken, zur Beständigkeit, zur Selbstbeherrschung, zur Übung des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe, denn dieß sind die Keime der ewigen Glückseligkeit. Wäre der Mensch nicht von vielerlei Neigungen bestürmt, wo wäre der Sieg der Tugend? wäre er nicht elend, wo hätte die Barmherzigkeit Raum? wäre er nicht sterblich, wie erwürbe er den Lohn der Unsterblichkeit? Darum, ob hoch-, ob wohl-, ob wohledelgeboren, für die Seligkeit ist Jeder geboren, selig geboren ist Niemand: sondern der Mensch ist geboren zur Arbeit, wie der Vogel zum Fluge. Der Mensch, für den Himmel geboren, soll zum geistigen Himmel sich aufschwingen durch die Fittige der Gnade, des Gebetes, der heiligen Hoffnung; wer aber sieht von der Erde sehnsuchtsvoll zum Himmel empor, so nicht auf Erden Kreuze und Trübsale ihn drängen? Wer würde je die wahre Glückseligkeit suchen, triebe ihn nicht die falsche Glückseligkeit und das wahre Elend auf Erden? Die falsche Glückseligkeit, die das wahre Elend ist, preiset Aristipp von Cyrene; das falsche

Elend und die wahre Glückseligkeit fand Simon von Cyrene! denn also sprach der Herr: wer mein Jünger seyn will, nehme sein Kreuz auf sich, tagtäglich, und folge mir nach.

Zu wem aber sprach er diese Worte? Er sprach sie, wie Lucas (9, 23) ausdrücklich beisetzt, zu Allen. Und wenn er zu Allen so sprach, wen nahm er aus? Niemanden. Wenn er nun Niemanden ausgenommen hat, was folgt daraus? daß es keine Person gab, die häufiger auf Erden vervielfältigt erschiene, als Simon von Cyrene, und daß man jedem Christen, dem man auf der Straße begegnet, zurufen könne: sey gegrüßet, Simon von Cyrene! Ist diese Folgerung auch wahr? ist sie nachzuweisen im wirklichen Leben? Hie und da wohl, doch sind die Ausnahmen umfassender als die Regel. Denn hier eben ist der Wendepunct, um welchen Alles sich drehet, hier die Wegscheide, wo die Straßen sich theilen; an solchen Orten aber, wo die Wege auseinander gehen, steht nach christlichem Brauche ein Kreuz, und gerade, wo das christliche Kreuz steht, dort scheiden sich die Wege. Diejenigen, denen Paulus nachrühmt, daß sie Feinde des Kreuzes Christi sind, und ihr Abgott ihr Leib, schlagen die Straße ein, die Aristipp von Cyrene sie führt; die aber Christo angehören, wandern mit Simon von Cyrene. Und welcher Gläubige wird vor dieser Bahn sich scheuen, von welcher er bekennet, daß sie zum

Himmel führe? »Herr, so betete, wenn Gefahr und Noth und Stürme ihn umtobten, Franz von Xavier: Herr, nimm dieses Kreuz nicht hinweg von mir, es sey dann, du sendest mir ein größeres!« So zwar betet der Christ nicht leicht, wem kömmt ein solches Gebet nicht schauerlich vor, wer wird wagen, es nachzusprechen? Nun, so rufe er wenigstens in seinen Drangsalen: »Herr, nimm dieses Kreuz hinweg von mir, und sende mir dafür ein kleineres!«

Denn, wer versteht und glaubt das nicht? das ganze practische oder werkthätige Christenthum hat sein Wesen, Bestehen und Gedeihen im Tragen des Kreuzes. Der Unschuldige muß leiden, damit er nicht ausarte, der Sünder, damit er zur Buße erwache, und in der Buße verharre; ein Jeglicher, der der bürgerlichen Gesellschaft zugehört, muß sein Kreuz tragen, damit er den Pflichten seines Standes treu bleibe; ein jeder Christ muß sein Kreuz tragen, damit er an den Verdiensten seines Erlösers Antheil habe, und das ganze christliche Leben ist ein Kreuz, weil es keine einzige echte Tugend gibt, die ohne Selbstüberwindung erreichbar wäre. Ja wie immer auch der äußerliche Mensch, oder der Mensch von seiner sinnlich-natürlichen Seite, gegen die Vorschriften des Evangeliums und der Kirche sich auflehnt, dennoch muß er ein Simon werden, man muß, mit geistiger Übergewalt, das Kreuz ihm aufladen, und zum Gehorsam ihn zwingen, ohne seiner Einwendungen zu achten.

Alles dieß ist übrigens klar, wer kann es in Zweifel ziehen? Aber von bös- und muthwilligen Menschen geneckt, wider alles Recht, wider alle Billigkeit gequält werden, oder Zufälle und Widerwärtigkeiten ertragen, die plötzlich und mit Blitzesschnelle hereinbrechen, wird auch hier friedliche Ergebung gefordert? Allerdings auch hier, denn in solchen Ereignissen eben besteht das Simonskreuz. Der arme Simon kam so unbefangen seines Weges daher, was wußte dieser einfache Landmann um die Ränke der Juden, und die Geschichte des Tages? Da fielen sie plötzlich über ihn her, warfen die Kreuzeswucht auf seine Schulter, und zwangen ihn zu einem so bittern als schmachvollen Tagewerke, doch eben dieses Werk ward ihm zur Quelle der Erleuchtung und der Seligkeit. Wohl aber fordern solche Kreuze, für den ersten Augenblick wenigstens, eine hohe Tugend, einen lichten Glauben, und es gehört nicht wenig dazu, mit jener Ruhe sie anzunehmen, die von einer klaren Einsicht wie von der Einfalt des Herzens abhängt.

Ein schönes Beispiel davon ward in einer Mission in Neufrankreich beobachtet, die von den Irokesen überfallen und verwüstet worden war. Diese Wilden hatten die Wohnungen eingeäschert, die Kirche niedergerissen, und viele von den neubekehrten Ansiedlern getödtet oder gefangen fortgeschleppt; trauernd saß der Missionär auf dem Schutthaufen des Gotteshauses, und weinte bitterlich. Einer von den Neubekehrten

stand eine geraume Zeit an seiner Seite, und heftete schweigend seinen Blick auf den trostlosen Priester, endlich beugte er sich zu ihm und sprach: mir scheint, mein Vater, als hättest du die Worte vergessen, die du uns sonst täglich vorgesagt, so oft du vom großen Geiste und vom Gebete sprachst. Dein Herz trauert und sinnet nach über diese Verwüstung, allein wer sind wir, daß wir verstehen möchten, was der große Geist damit wolle? Er weiß, warum er dieß gethan hat. Die Unsrigen werden das Gebet unter diejenigen bringen, von welchen sie fortgeschleppt wurden. Was immer der große Geist thun mag, er liebt uns doch! — Welch ein Licht, welch eine Gnade im Herzen dieses amerikanischen Wildlings? kaum erst bekehrt, weiß er schon seinen Lehrer auf eine erhabene Wahrheit aufmerksam zu machen, auf jene Ansicht der Dinge, die in den Worten des Herrn zu seinen Jüngern bezeichnet wird: »Was ich jetzt thue, verstehet ihr noch nicht, doch werdet ihr späterhin es verstehen!« Was die göttliche Vorsicht wolle, welchen Zweck sie setze, da sie plötzliche und seltsame Widerwärtigkeiten sendet, ist in den ersten Augenblicken oder Tagen selten erkennbar, doch wer ihre Fügungen annimmt, der wird es einstens mit dankbarem Geiste erkennen und verstehen; und glücklich Jener, dem bei so unerwarteten Wendungen der Dinge, eine klare Ansicht gegeben ist, die ihm Besonnenheit und Muth verleihet.

In einem solchen Falle war jene merkwürdige Kreuzträgerinn, bei welcher die Irrung eines Augenblickes die entschiedenste Wendung aller Lebensverhältnisse mit sich brachte. Die griechische Kaiserinn Euphrosyne, die, als eine fromme und weise Mutter, ihren Sohn Theophilus sehr sorgfältig erzogen hatte, war nun (wie Zonara berichtet) darauf bedacht, ihm eine würdige Gemahlinn auszufinden; sie traf daher die Veranstaltung, unter den Jungfrauen vom Stande aus den besten Städten des Reiches diejenigen auswählen zu lassen, die durch Schönheit, Geistesvorzüge und Sittsamkeit am ausgezeichnetsten waren, und nachdem sie dieselben, an einem dazu festgesetzten Tage, in einem Saale des Pallastes versammelt hatte, führte sie ihren Sohn dahin, und gab ihm einen goldenen Apfel, um ihn derjenigen darzureichen, die er erkiesen würde. Theophilus begann diese, allerdings sehr seltsame Art von Heeresschau, und setzte sie ziemlich gleichgültig fort, bis er, vor den glänzenden Reihen vorüber wandelnd, eine Jungfrau von ganz ausnehmender Schönheit sah, ihres Namens Icasia, deren Anblick ihn dergestalt blendete, daß er, in seiner Befangenheit und Zerstreuung, das glänzende Geschenk, das er ihr zudachte, einer Andern hinreichte, die neben ihr stand, und Theodora hieß. Zwar erkannte er sogleich die Irrung, allein da er diese letztere nicht beschämen, und die einmal geschehe-

hene Erklärung nicht widerrufen wollte, so ward Theodora zu seiner Gemahlinn erwählt; und auf den oströmischen Kaiserthron erhoben. Welch eine herbe Schickung für die arme Icasia? Ein wahres Simonskreuz, so zufällig, so ganz gegen alle Erwartung! eine einzige Wendung der Hand entschied über sie, ob sie Kaiserinn werden, oder im Stande der bisherigen Dunkelheit bleiben sollte! Viele der vornehmsten Patrizier und Reichsgrafen wetteiferten zwar um ihre Hand, allein sie, die zur Braut eines Kaisers erlesen worden, hielt es für ungeziemend, sich mit einem Manne von niedrigerm Range zu verbinden, sie lehnte daher alle diese Anträge ab, um sich Christo, dem ewigen Könige zu vermählen, und erwählte den Stand einer gottgeweihten Jungfrau. Ein großes Vorbild für alle diejenigen, denen statt des Kreuzes des ehelichen Standes das entgegen gesetzte des ehlosen zugetheilt worden! Nimm dieses Kreuz gutwillig an, o christliche Jungfrau, die du bestimmt bist, diesen Ehrennamen zu behalten, und schenke dich Christo, wenn schon nicht im Klosterstande, (für welchen es ohnedieß am nöthigen Gemäuer fehlt), doch wenigstens in innerer Gesinnung und Aufopferung; dann wird dein Leben, das dir trübe und trostlos scheint, wieder fröhlich und verdienstvoll werden! Und warum soll dieß nicht eben so gut von Jünglingen und Männern gelten, die, durch ihre Verhältnisse gebunden, im

ehelosen Stande verharren müssen? sollen sie mit Aristipp von Cyrene das Joch der wüsten Üppigkeit schleppen, deren irdische Gluth in ewige Gluth sich wandelt, oder sollen sie das Kreuz der Enthaltsamkeit auf sich nehmen, und mit Simon von Cyrene Jesu folgen?

Aber neuerdings führt diese Frage zu der alten Stelle zurück, wo die Wege sich scheiden. Denn wenn die Herodianer Christum mit dem Narrengewande bekleiden, und das Heilige verspotten, wenn mit dem Pöbel von Jerusalem eine Unzahl von Christen Jesum verwirft, und den Barabbas in Schutz nimmt, wenn mit der Cohorte des Pilatus alle Sünder und Irrlehrer Jesum anbeten und zugleich mißhandeln, wenn das edle Christenthum überall vom practischen Heidenthume hart bedrängt wird, wo liegt wohl die Ursache von all diesem Unfuge? Die gemeinste und ganz eigentlich natürlichste Ursache ist wohl diese, daß die Menschen nicht den Simon von Cyrene, sondern den Aristipp von Cyrene zum Führer und Vorbilde wollen. Aber indem Paulus diese große Partei als Feinde des Kreuzes Christi bezeichnet, deren Gott ihr Leib ist, so stellt er ihnen auch das furchtbare Prognosticon: »deren Ende das Verderben.« Die Wollust und der Schmerz, so erzählte der große Plato, führten einst vor Jupiters Throne Klage gegen einander, und hatten des Streites viel, wem von beiden die Oberhand auf Erden

zustünde, Jupiter aber strafte beide, und band sie an einander mit einer diamantenen Kette. Und wer erkennet nicht, was diese Parabel bedeute? Die irdische und sinnliche Freude, und ganz insbesondere die Wollust, führt unausweichlich den Schmerz und das Elend nach sich; Aristipp von Cyrene mag noch so umsichtsvoll zu Werke gehen, er kann nicht hindern, daß nicht Simon von Cyrene, oftmals als ein hinkender Bote, auf dem Fuße ihm folge, und wohl dem Verunglückten, der, wenn er von Üppigkeit entnervt, mit Siechthum geschlagen ist, doch letztlich noch dieses Kreuz auf sich nimmt, um, wenn ziemlich spät auch, zu einem Simon von Cyrene sich umzustalten.

Denn so lautet ja das Endurtheil über eine im Natur- und Sinnendienste untergegangene Seele: »so viel sie in Wollüsten war, eben so viel gebt ihr von Qual und Betrübniß!« (Offenb. 18.) Hingegen folget dem Simon von Cyrene eine unendlich süßere Freude, als Aristipp verschaffen kann, und zwar nicht dereinst bloß, im Lande der Klarheit, sondern auf dieser irdischen Wanderung schon; wie dieß der Sänger der Psalmen bezeuget: »Wenn ich meinte, daß mein Fuß schon wankte, ist deine Barmherzigkeit, o Herr, mir beigestanden, nach der Menge der Schmerzen, die mein Herz erduldet, haben deine Tröstungen meine Seele erfreut!« (Ps. 93). Aber wer ists, der ohne Leiden solche Tröstungen erwarten darf? »Wer

nicht sein Kreuz nimmt und mir nachfolgt, ruft der Herr, derselbe ist meiner nicht würdig!« Wer seine Nachfolge verschmäht, und folglich nicht würdig ist, Antheil an Jesu zu haben, wie will er Anspruch darauf machen, die Süßigkeit seiner Gnade zu kosten? Aber es bedarf auch einer sehr ernstlichen Erwägung, will man diese Worte in ihrer ganzen Tiefe erfassen. Wer sollte jemals dahin gelangen, Jesu würdig zu seyn? würdig eines Herrn, eines Meisters und Freundes, der alle Sonnenbahnen lenkt, dem das Weltall gehorchet, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden? Und dennoch sagt er: wer sein Kreuz nimmt, und mir nachfolgt, ist meiner würdig! O wunderbare Kraft des Kreuzes, das eines unendlichen Erlösers und Freundes uns würdig macht! Wen soll es noch befremden, wenn Paulus, Chrysostomus, Franciscus, Theresia mit so glühendem Verlangen, mit so freudigem Wohlgefallen vom Kreuze reden? Und wie soll der Christ, der das Kreuz verabscheut, die Schmach nicht fürchten, daß nicht von ihm die Worte gelten: »er ist Jesu nicht würdig?« —

Da findet sich unter den Kreuzträgern und Nachfolgern Christi ein überaus liebenswürdiger Mann, seines Ranges ein Heiliger, seiner Herkunft ein Deutscher, seines Namens Hermann Joseph, der im 13. Jahrhunderte im Kloster zu Steinveldt lebte. So gering seine körperlichen Kräfte waren, so ab-

gezehrt sein Leib, so vielfältig und schmerzlich seine Krankheiten, so verschmähte er doch, zu Hause, wie auf mühsamen Wanderungen, jedes bequeme Lager, jede bessere und nicht ganz ärmliche Speise. Fragte man ihn, was oft genug geschah, um die Ursache, so antwortete er jedesmal: Jesus hat es mir verboten, oder: Jesus erlaubt mir es nicht. Einst machte er mit einem seiner Brüder eine weite Reise, und sie hatten ein Pferd mit sich genommen, das beide an der Hand führten. Der gesunde Gefährte setzte sich nicht darauf, weil er das Pferd für Hermann mitgenommen, dieser aber eben so wenig, weil es sein Gebrauch nicht war, und da der Gefährte seiner Ermahnung, das Pferd zu besteigen, kein Gehör geben wollte, so gingen beide zu Fuße neben her, und sofern einige Brüder oder Jünger des Aristipp ihnen begegnet wären, hätten sie die beiden Simonsbrüder unfehlbar für Narren erklärt. Sie waren kaum einige Stunden weit gezogen, da bekannte Hermann und sprach: ich bin so matt und müde, das ich kaum mehr fürder zu gehen vermag. So setze dich auf! ermahnte gütlich der Gefährte. Das kann ich nicht, erwiederte Hermann. Der Andre, vom lebhaften Gefühle des Mitleids beinahe entrüstet, setzte ihm so eifrig und stürmisch zu, daß der Müde sich endlich entschloß, den Gaul zu besteigen. Allein kaum hatte dieser einige Schritte gethan, so stolperte er so gröblich,

daß er seinen leichten Reiter beinahe herabgeworfen hätte. Siehst du nun selber? sprach dieser zu seinem Gefährten; habe ich dir nicht gesagt, ich könne nicht? Der Dienstgeschäftige wollte nichts davon hören, das ist ein purer Zufall, rief er, versuchen wir die Sache noch Ein Mal! Hermann ließ sich's gefallen; allein ehe sie sich dessen versahen, stolperte das Pferd noch Ein Mal, und viel gefährlicher als das erste Mal. Lasse mich absteigen, sprach Hermann. Der Bruder aber wollte es durchaus nicht zugeben. Wer wird auf solche Dinge achten? sagte er, es ist nichts bewiesen damit, im Namen des Herrn bleib' oben, und versuche es noch ein drittes Mal, ich werde schon zur Seite bleiben, und dich unterstützen! Allein er hatte diese Worte kaum gesprochen, als schon das Pferd zusammen stürzte, und seinen Reiter auf's unsanfteste zur Erde warf.

Da stutzte endlich der Bruder, und nachdem er dem ziemlich Beschädigten aufgeholfen, bat er ihn, er möchte ihm den Hergang dieser Dinge erklären. Glaube mir, erwiederte Herrmann, der Herr hat es mir verboten. Denn wie sollte ich nicht der Speise, des Trankes, oder des Pferdes mich bedienen, gleich jedem Andern, - enn mir's der Herr nicht verboten hätte? So sprach der Dulder Hermann Joseph allen Ernstes; und stehen zwar seine Lebenswege und Lebensnormen schon einiger Maßen im Wunderbaren, im Gebiete des Außerordentlichen, so widerfährt doch ei-

nem Jeglichen so Manches und Vieles, wovon und wozu er, so er es anders recht betrachtet, dasselbe sagen muß. »Warum soll gerade ich dieß Kreuz tragen, von dem jeder Andere verschont bleibt? warum soll gerade ich meine unschuldigen Pläne nicht erfüllet sehen? warum soll kein Geschäft, kein Lieblingsgedanke mir gelingen? warum muß auf jedem Spaziergange Regen und Sturm mich überfallen? warum muß gerade das beste Kleid durch einen Fehlschnitt mir verdorben werden? warum muß gerade ich unverschuldet siechen und Qual erdulden?« O Christ, o Christinn, rede anders: sage, wie Hermann Joseph: der Herr hat befohlen, daß ich dieses Kreuz trage, der Herr hat verboten, daß ich dieses Vergnügen habe; sey ein Simon von Cyrene. »Mit Zwang nur (wie Lucas von Burgos sagt) nahm Simon das Kreuz auf sich; aus Zwang nur leiden die Meisten etwas Widriges für Jesum, aber selig diese Nothwendigkeit, die zu bessern Dingen den Antrieb gibt!« Siehe, o Klagender, nur als Simon von Cyrene kannst du selig werden!

Warum wohl trägt man, nach christlichem Ritus, so oft Jemand zu Grabe bestattet wird, das Kreuz vor dem Sarge her? Es wird damit bezeichnet und gesagt, daß Simon von Cyrene begraben wird. So lange er lebte, trug er das Kreuz, jetzt, da er von hinnen gezogen, und nur seine Hülle dort im Sarge liegt, vermag er und braucht er es nimmer zu tragen,

drum trägt man es als Siegesfahne vor ihm her. Selig der Christ, der es so getragen hat, daß er es drüben nicht mehr findet! »Selig die Unbefleckten auf dem Wege, die da wandeln im Gesetz des Herrn!« Ach, ruft Bernardus: ohne Kreuz kann man Christo nicht nachfolgen, und ohne Gnade kann man das Kreuz nicht ertragen! Drum mag dieß ein gutes Gebet seyn: »Zwinge uns, o Herr, unser Kreuz zu tragen, aber wenn du uns gezwungen hast durch deine göttliche Macht, so hilf es uns freudig tragen durch deine göttliche Liebe!«

Es netzet Simon von Cyrene
Sein Kreuz mit mancher Thräne;
Viel Müh' und Plage, wenig Rast,
Geringe Kraft und große Last —
Wer wird den Hebel leben?
Wer hat damit die Bürde je gehoben?

Es schnitzet Simon von Cyrene
Vom Kreuz so manche Späne:
Warum dieß Kreuz gerade mir?
Sind nicht noch andre Sünder hier?
Bleibt's ihnen aufgeschoben?
Sind sie der Plage gänzlich überhoben?

Hört's Aristippus von Cyrene,
Und wetzet schlau die Zähne:
»O Erdensohn, nicht so erbost!
Geh hin, und hol' dir deinen Trost,
Wo immer er zu finden,
Nur lasse dir nicht bange seyn vor Sünden!«

Da macht sich Simon von Cyrene
Manch wohlgesetzte Pläne,
Wie an der Bürde mancherlei
Mit Fug und Recht zu mindern sey;
Doch wie er immer rüttelt,
Er nichts Erkleckliches herunter schüttelt.

Auch sorget Simon von Cyrene
Für eine feste Lehne,
Um auf der rauhen Kreuzesbahn
Zu ruhen uud zu rasten dran,
Allein die Breter knarren,
Es brechen all die Latten und die Sparren.

Was sagt der Andre von Cyrene
Zu so betrübter Scene?
Er sagt: »o Mühbeladener,
Geh hin und werd' ein Stoiker,
Trag fein mit edler Würde
Die dir vom Schicksal zugemeß'ne Bürde!«

Doch Aristippus von Cyrene
Stärkt keine müde Sehne;
Zu Jesu sey dein Herzenszug,
Dann wird dir Kraft und Trost genug;
Und nie ist er dir ferne,
Nimmst du beherzt dein Kreuz, und folgst ihm gerne.

XIII.

Die Frauen von Jerusalem.

»Es folgten ihm aber eine große Zahl der Frauen, die um ihn weinten und Klage führten.« (Luc. 23, 27.)

Wer die vielfältigen Widersacher und Verfolger, die, einzeln oder in Schaaren und Rotten, gegen Jesum sich erhoben, der Reihe nach übersehen, und zugleich die allbekannte Erfahrung berücksichtigen will, daß die Anzahl der Frauen jene der Männer stets übersteige, dem wird gar bald eine Bemerkung ganz eigener Art sich aufdringen. Die unversöhnlichsten aller Feinde Jesu waren die Hohenpriester und Pharisäer, es ist aber gewiß, daß in ihren Versammlungen, in ihrem hohen Rathe keine Frau zugegen war, denn unter ihnen hatten die Frauen keine Stimme. Mit Spott und Hohn überhäuften ihn die Herodianer, und befand sich vielleicht damals auch die freche Herodias, und ihr nicht minder ausgelassenes Töchterlein in der Sippschaft, so geschieht doch in der Leidensgeschichte des Herrn keine Meldung von ihnen; ja gerade vom Hofstaate des Herodes war Johanna, Gemahlinn des Chusa, welche

die Evangelien unter den treuesten Verehrerinnen Jesu aufzählen. Mit empörender Ungerechtigkeit verfuhr wider ihn Pilatus, allein die Gemahlinn dieses letztern, obgleich noch im Heidenthume, trat schon als seine Beschützerinn auf, und gab seiner Unschuld Zeugniß. Mit wüstem Geschrei tobte der aufgereizte Pöbel, allein daß die Frauen, die pöbelhaften etwa ausgenommen, nicht mit geschrieen haben, ist um so gewisser, da sie vielmehr weinend und wehklagend den leidenden Erlöser begleiteten. Während demnach unter allen Männern, welche in diese große Begebenheit verflochten waren, nur der Apostel Johannes ihm die Treue bewahrte, nur Petrus, doch erst nach seinem Falle, nur der Räuber, doch erst in den letzten Lebensstunden, nur Joseph und Nicodemus, doch erst nach dem Tode des Herrn, ist hingegen unter allen Frauen, die in dieser Geschichte genannt werden, keine Einzige zu finden, die sich feindselig gegen ihn benommen hätte. Claudia nahm seiner Unschuld sich an, Magdalena, Maria Cleophä und Salome standen mit seiner Mutter dem Kreuze nahe, weinend und vom schmerzlichsten Mitleid gebeugt, folgten ihm mit Veronica oder Berenice die Frauen von Jerusalem.

Und dieß eben ist die Beobachtung, die aus jener Übersicht hervorgeht. Siehe, sagt Euthymius, die Ordnung der Dinge umgekehrt: die Jünger des Herrn sind entflohen oder schweigen, die Jüngerin-

nen aber sind standhaft, und verharren bei ihm! Und wie schon in den Zeiten des alten Bundes die Witwe von Sarepta den Seher Elias, die Sunamitinn den Propheten Eliseus gastfreundlich aufgenommen, wie es schon damals Sitte war, daß die Frauen es für ihre ehrenvollste Pflicht hielten, den Lehrern des göttlichen Gesetzes ihre Dienste zu weihen, so ist es auch ganz vorzüglich im irdischen Leben Christi und in allen folgenden Jahrhunderten der Antheil der Frauen geblieben, ihn, den Erlöser, aus ganzer Innigkeit des Herzens zu lieben, und die evangelische Wahrheit mit eifrigster Bemühung zu schützen, so zwar, daß der größte aller Kirchenlehrer, obgleich er seines ungemeinen Ernstes wegen vielen Neueren fast unheimlich erscheint, und obgleich er die Unsitte üppiger Frauen mit eiserner Strenge züchtigt, dennoch als der liebreichste Vertheidiger und Sachwalter der christlichen Frauen auftritt, deren er freilich so viele gekannt hat, die, wie Paula, Marcella, Melania, Eustochium, Asella, die Zierden ihres Zeitalters waren. Wurde der große Mann von seinen Feinden und Krittlern auch deßhalb häufig geschmähet, so erklärt er sich doch sehr kräftig und bündig darüber in jenem Briefe an die edle Jungfrau Principia, welchen er mit der Auslegung des 40. Psalmes ihr zusandte. »Ich werde, schrieb er, von Vielen getadelt, daß ich auch an Frauen schreibe, und dem schwächern Ge-

schlechte vor den Männern den Vorzug gebe; allein was kann ich diesen meinen Tadlern erwiedern? Würden die Männer mich über Gegenstände der heil. Schrift befragen, so brauchte ich nicht zu den Frauen zu reden!«

Inzwischen bedarf es selbst solcher Gewährsmänner nicht, die, wie Hieronymus, oder in neuerer Zeit Franciscus von Sales und Vincenz von Paul, eine so nahmhafte Zahl weiser und tugendhafter Schülerinnen erzogen haben, da schon der große Lehrer der Völker, der herrliche Apostel Paulus so reiche Beweise dafür an die Hand gibt. Abgesehen von jener erhabenen Jungfrau, seiner Lehrjüngerinn Thecla, von welcher die ältesten Väter nicht anders als mit hoher Freude und Ehrfurcht reden, darf man nur die Epistel an die Christengemeinde zu Rom durchblättern, um in diesem einzigen Sendschreiben schon eine bedeutende Anzahl von Frauen zu finden, deren Würde und Thätigkeit im Reiche Gottes es anrühmt. »Grüßet mir, heißt es daselbst, unsre Schwester Phoebe, die im Dienste der Kirche ist, die sehr Vielen beigestanden, und auch mir; grüßet mir die Prisca und den Aquila, meine Mitarbeiter in Christo Jesu, denen nicht allein ich danken muß, sondern auch alle Gemeinden aus dem Heidenthume; grüßet mir die Maria, die viel Gutes unter euch gewirkt hat; grüßet die Tryphena und Tryphosa, die für den Herrn arbeiten; grüßet

die treffliche Persida, die viel für den Herrn sich bemüht hat; grüßet den Nereus sammt seiner Schwester, und die Olympias.« Alle diese heiligen Frauen und Jungfrauen, deren der Apostel hier mit so zarter väterlicher Liebe gedenkt, alle jene edlen und geistreichen Frauen, die Hieronymus in seinen Briefen verewigt hat: alle die übrigen, beinahe zahllosen Frauen, Witwen und Jungfrauen, aus den höchsten wie aus gemeineren Ständen, die seit achtzehn Jahrhunderten, von Magdalena angefangen, bis herab zur nordamerikanischen Jungfrau Katharina Tegacuita, dem lehrenden und leidenden Erlöser nachgefolgt, schließen insgesammt an die weinenden Frauen von Jerusalem sich an, und wie diese letztern damals ohne Furcht und Scheu, mitten unter der ungeheuern Menge, ihre Liebe zu Jesum öffentlich bekannten, so zeigt es sich auch jetzt, in Städten wie auf dem Lande, daß noch immer das Übergewicht christlicher Frömmigkeit zu den Frauen sich neiget, und leichter noch zwanzig gottesfürchtige Frauen oder Mädchen aufzufinden sind, als einige wenige, im vollen Sinne des Wortes, christlichfromme Männer, die zwischen eigenmächtiger Ungebundenheit und gleich verwerflicher, gehaltloser Frömmelei die rechte Mitte halten.

Die Sache ist bekannt, und liegt am Tage, so daß sie keines Beweises bedarf; allein es ist wenig Anziehendes an einer Alltagsbeobachtung, wird sie

nicht von Seite ihrer innern Ursache aufgefaßt. Es handelt sich also um den Grund dieser so auffallenden Differenz. Frägt man nun bei den Männern nach, zumal bei jenen, die einiger Maßen in der Anthropologie sich bewandert wissen, so darf man nicht lange auf Auskunft harren. »Bei den Frauen, sagen sie, als dem zärtern Geschlechte, hat das Gefühl die Oberhand, sie sind mehr Seele als Geist, schon von Natur sind sie zum Mitleid und zu Thränen geneigt, daher findet Andacht und religiöse Stimmung bei ihnen leichten Eingang: dahingegen wir Männer mehr Verstand, Muth und Geist besitzen, und etwas Andres zu thun haben. So mögen denn die Weiber immerhin fromm seyn und beten, es steht den Schwachherzigen zu, es steht ihnen sogar gut, und man soll sie so lassen.«

Welch eine frostige und schale Exposition? sie ist nach dem Geschmacke der Zeit, und aus einem jener Krüge geschöpft, die schon lange zu Wasser gehen. Wenn aber die wackeren Leute mit ihrer Geistesstärke sich allzu breit machen, könnte man versucht seyn, ihnen so zu antworten, wie vor uralter Zeit der weise Cleomenes gethan. Da er nämlich in einer Versammlung, vor welcher ein Sophist viel Langes und Breites über die Tugend der Starkmüthigkeit redete, wegen seines zerstreuten und ganz unaufmerksamen Benehmens zur Rede gestellt wurde, erwiederte er: was verlangt ihr, daß ich mich unnütz be-

mühe? mich dünkt nichts langweiliger, als einem Menschen zuzuhören, der mit so prächtigen Phrasen über den Starkmuth sich verbreitet, und selber vielleicht nie das Mindeste der Art geleistet hat. Und zwar, um diese Bemerkung bestens anzuwenden, was findet sich wohl so ausnehmend Starkmüthiges an den Leuten, die, während sie ihrer Geisteskraft sich rühmen, so verächtlich auf die Frömmigkeit als eine weibische Tugend herunter sehen? Entweder sind sie, nach den Worten des Isaias, »stark, um große Becher auszuleeren«, oder sie sind stark in Zorn und Heftigkeit, und in jener Härte des Herzens, wodurch sie der göttlichen Stimme außer und in ihnen, dem Zeugnisse aller Jahrhunderte, der Weisheit aller Väter widerstreben, und dem Evangelium, das die ganze Welt bezwungen hat, nichts anderes, als harte, stumpfe Ungläubigkeit entgegen setzen. Denn ob auch ein solcher Orlando Furioso von unruhigem Treiben nach Menschengunst und Geld, von unsinniger Wollust, von Neid und Verdruß umher gepeischt wird, dennoch, sobald er nur die positiven Wahrheiten verachtet, in seinen Lastern beharrlich, in seinen Declamationen ein kühner Spötter bleibt, wird er, trotz seiner Leidenschaftlichkeit und geistigen Unkraft ein Starker gepriesen.

Wem sind sie zu vergleichen, diese Starkmüthigen? Vielleicht jenem kolossalen Edelmann aus Lub-

Lin, jenem neuen Goliath, der im Jahre 1475 seine klägliche Rolle spielte, da er die Prinzessinn Hedwig von Pohlen zu ihrer Vermählung mit dem Herzoge Georg von Baiern nach Landshut begleitete. Bei dieser glänzenden Feierlichkeit, zu welcher Kaiser Friedrich, und Maximilian, Sigmund von Österreich, die Herzoge von Brandenburg, Pfalz und Baden, und sehr viele Andre vom höchsten deutschen Adel sich eingefunden hatten, ließ jener riesige Mann sich's beigehen, die Turniere der deutschen Herren laut als Knabenspiele zu verhöhnen, und den Stärksten aus ihnen aufzufordern, sich, sofern er's wagen wollte, mit ihm im Zweikampfe zu messen. Herzog Christoph von Baiern nahm die Sache der Deutschen auf sich, und ritt mit dem Lubliner in die Schranken, doch hatten sie kaum Halt gemacht, als er schon, wie im Fluge, vom Pferde herab sprang, und seinen Gegner aufforderte, ein Gleiches zu thun. Dieser weigerte sich hartnäckig, bald schützte er die Schwere seines Körpers vor, bald berief er sich auf die Gesetze des Turnierwesens; da aber der Herzog von seiner Forderung nicht abließ, und die Zuschauer über den Zögernden schon zu lachen begannen, so mußte er endlich sich dazu bequemen. Es war aber dieß eine sehr bittere Aufgabe für ihn, denn sein Knappe mußte heran kommen, um alle die mächtigen Gurten und Riemen aufzuschnallen oder durchzuschneiden, mittelst de-

ren er sich, damit kein Lanzenstoß ihn herab schleudere, an den Sattel hatte festbinden lassen. So ward denn der Ruhmredige gleich vor dem Anbeginne des Kampfes mit allgemeinem Gelächter gekrönt, noch schmählicher aber ward ihm der Ausgang.

Und was für eine Hieroglyphe ist dieser sattelfeste Ritter? Er deutet so ziemlich auf alle jene Menschen hin, die auf ihre großen Vorzüge pochend, und in ihrer Hoffart über schwachsinnige Frömmigkeit erhaben, doch nur so lange im Besitze ihrer vermeintlichen Stärke bleiben, als sie fest auf ihrem Lieblingsgaul und Sattel sitzen. Der dünkelvolle Gelehrte, dem in seiner Weisheit Augustinus zum Fußschemmel dient, kann nur so lange mit dieser Weisheit prunken, als er seine Bücher und Excerpte bei sich hat; der Reiche fühlt so lange nur sich groß und herrlich, als er seine Casse in gutem Besitze und in guter Ordnung weiß; eine hochfahrende, gebieterisch-glänzende Frau kann nur so lange es hoch geben, als sie auf einem prächtigen Sopha ruht, und nur zu klingeln braucht, um eine nahmhafte Zahl von Menschen- und Pferdefüßen in Bewegung zu setzen; ein Jüngling oder Mann kann so lange nur auf seine Kraft stolziren, als sein Leib robust, seine Muskeln energisch bleiben; wird aber das arme einfache Ich von solchen Dingen abgeschält, aus dem Sattel gehoben, dieser äußeren Dinge und Behelfe beraubt, so ists auch mit der Stärke zu Ende. Die wahre

geistige Stärke hingegen ist niemals reger, zeigt nie sich energischer, als gerade da, wo alle irdischen Hülfsmittel abhanden gekommen. »Gerne, ruft Paulus, rühme ich mich meiner Schwachheit, damit die Kraft Christi in mir wohne, ich erfreue mich in meiner Ohnmacht, in Schmach und Noth, in Verfolgung und Drangsalen für Christum, denn wenn ich schwach werde, dann erst bin ich stark.« Wiedurch und wieso? weil die wahre Stärke nur durch die Gnade erworben wird, weil sie im Vertrauen zu Gott besteht, in der beharrlichen Geduld, die Übel dieses Lebens mit Gleichmuth zu tragen, in der Standhaftigkeit, welche fortdauernde Beschwerden erträgt, und die Hindernisse der Tugend besiegt; weil sie ferner die heilige Wahrheit höher achtet als alles Sinnliche, der höhern Erkenntniß gern den Willen unterwirft, von Wollüsten sich nicht verweichlichen, von Irrthum und Leidenschaft sich nicht hinreißen läßt, und alles Irdische nach dem Maßstabe der Ewigkeit prüft.

Und ob nun diese echte Geistesstärke bloß der Männer Antheil sey, ob sie nicht eben so häufig auch bei den Frauen sich finde? dieß möge einer der weisesten Lehrer entscheiden, die je die Kirche geziert haben. »Die Zartheit und Schwäche der Frauen, sagt Gregorius von Nyssa, beruht bloß in körperlichen Eigenschaften, in ihrem Geiste aber wohnet die Stärke, so daß sie in allen Dingen, welche

diese Stärke fordern, sich energisch zeigen, ausdauernd im Wachen, beharrlich in Arbeit und Beschwerden. Wo ist der Mann, der im Stande wäre, es ihnen gleich zu thun in Entbehrung und Entsagung, in harter Lebensweise, in der Ausdauer beim Gebete, in der milden Geneigtheit zu Thränen, in der Behendigkeit und Fertigkeit zu tugendlichen Werken und Verdiensten?« So redet der heil. Gregorius, und es dürfte schwer werden, ihn zu widerlegen. Jene zarten, blühenden, adelichen, oft im Schooße weltlicher Herrlichkeit erzogenen Jungfrauen, wie Agnes, Eulalia, Agatha, Susanna, Lucia, Martina; jene vornehmen Frauen Felicitas, Natalia, Symphorosa, was für Qualen haben sie nicht fröhlichen Muthes für Christum erduldet, deren bloße Erinnerung Schauder erregt? »Wie himmlische Lebensflammen, so redet Ambrosius von Thecla, Pelagia und Agnes, eilten sie frohlockend zur Unsterblichkeit;« und ein gleich wunderbarer, heiterer Muth beseelte, im 17. Jahrhunderte, die edle Japanerinn Martha Suqueymon, ihre Tochter Magdalena, und Andere viele, die von ferne geschichteten Scheiterhaufen umgeben, im langsamen Flammentode, die Namen Jesus und Maria mit singenden Stimmen anriefen. Und wenn Gregorius von Nyssa seinen Ausspruch zum Ruhme der Frauen mit dem Beispiele einer heiligen Christinn belegt, deren Lebenswandel er selber beobach-

tete, so ist dieß ein Beweis, der sich mehr als tausendfältig wiederholt, man zähle nun von den heiligen Kaiserinnen Helena und Pulcheria herab bis zur gottseligen Eleonora, von den adelichen Frauen Paula und Melania bis zu Johanna Francisca von Chantal, oder von jener Sclavinn, die Iberien bekehrte, bis herab zur geistreichen Magd Armella.

Wie will man nun, nach solchen Thatsachen, noch die Behauptung verfechten, als seyen nur deßhalb die Frauen der frömmere Theil der Christenwelt, weil sie mehr Gefühl, weniger Stärke, und noch weit weniger Geist als die Männer besitzen? Allerdings zwar könnte man, zu Gunsten dieser Behauptung, auf die Worte des Apostels sich berufen: »den Frauen erlaube ich nicht, daß sie lehren.« (Timoth. 2. — I. Cor. 14). Allein sehr gründlich beleuchtet diese Worte der h. Thomas von Aquin, indem er auf zweifache Weise in ihrer echten Bedeutung sie darstellt. Fürs Erste unterscheidet er das öffentliche Lehramt, welches den Frauen nicht zusteht, von dem häuslichen, wozu sie allerdings verpflichtet sind, um ihre Hausgenossen in allem Guten und Heilsamen zu unterweisen. Denn nicht umsonst sagt der Syracide: »wie auf dem Felsen der Grund des Gebäudes ewig befestigt ist, so die Gebote Gottes im Herzen eines heiligen Weibes! (Eccli. 26). Welch ein herrliches Lob! Eine solche Frau, wie diese Worte sie schildern, war die Königinn

Clotildis, durch deren Eifer das ganze Frankenreich zu Christo bekehrt wurde, eine solche Theodolinda, die mit ihrem Gemahle das ganze Reich der Longobarden zum Glauben führte, und ihnen ähnlich, in ihrem Kreise, ist jede adeliche oder Bürgersfrau, die ihre Kinder und Dienstleute in der Furcht Gottes erzieht und leitet. Zweitens unterscheidet der h. Thomas das unberufene Lehren von jenem, so aus der Gnade des heiligen Geistes kömmt, einer Gnade, die zwischen Frauen und Männern keinen Unterschied macht. Die Samaritaninn, die als eine leichtfertige Person zum Brunnen bei Sichem gekommen, kehrte zu ihren Mitbürgern als ein Apostel zurück; Maria Magdalena ward, wie Bernardus sagt, ein Apostel der Apostel; Hildegardis, Gertraud, Catharina von Siena, Maria von Oigniez, Angela von Fuligni, Theresia, Francisca von Chantal, und viele Andre waren von solcher Fülle des göttlichen Lichtes erleuchtet, daß auch die gründlichsten Gottesgelehrten sie als Lehrmeisterinn anerkannten.

Sind also noch immer die Frauen — die Gottesfürchtigen nämlich — nur deßhalb frömmer und andächtiger als das stärkere Geschlecht, weil sie gefühlvoller, leichtgläubiger, und beschränktern Geistes sind? Wahrlich eine wohl ersonnene Schmach, ein klüglich auserwählter Schimpf für die himmlische Frömmigkeit! wer kann einer solchen Behauptung Beifall geben, und noch für einen Freund

des Christenthumes gelten? Der wahre Stand der Dinge ist ganz anderer Art. Wahrhaft christliche Frauen und Jungfrauen, nicht die Frömmlerinnen, auch nicht jene gefallsüchtigen, naseweisen Evatöchter, die in farbigem Putze ihre ganze Glorie suchen, und welche Gregor von Nazianz die Töchter der Pandora genannt hat, sondern die bescheidenen, gläubigen, im Glauben unterrichteten, in keuscher Sitte und Demuth gegründeten, kann man, den Männern gegenüber, auf keine so tiefe Stufe setzen; man kann vielmehr noch jetzt mit eben dem Rechte sagen, was Origenes zu jener Zeit schon sagen durfte, da die alten Römer noch lebten: »Wie viele aus dem Geschlechte der Frauen, die im Urtheile Gottes unter die starkmüthigsten Männer gerechnet werden, gleich einer Judith und Debora, und wie viele unter den Männern, welche vielmehr unter die schwächlichen und nachlässigen Frauen gehören!«

Wie heißen dann, fragt Philo von Alexandria, jene Tugenden, die den Menschen adeln? Alle haben sie weibliche Benennungen: die Weisheit, die Demuth, die Geduld, die Mäßigkeit, die Stärke; und sie werden auch allegorisch als Jungfrauen abgebildet. Sehr gründlich oder folgenreich ist zwar diese Bemerkung eben nicht, denn auch die Namen der Laster sind grammatisch desselben Geschlechtes, und andrerseits haben manche Tugenden, in deutscher Sprache wenigstens, männliche Na-

men, wie etwa vorzugsweise: der Gehorsam, der Glaube. Sind aber diese beiden Tugenden in deutscher Sprache männlich, so darf auch um so weniger der deutsche Mann sich schämen, diese männlichen Tugenden zu üben!

Stark wahrlich, auch als Helden und Regenten, stark und weise waren der Consul, Feldherr und Martyrer Gallicanus, die christlichen Könige Alfred, Canut, Gotheschalk von Sachsen, Robert, Stephan, Heinrich, Ludwig; stark und erhabenen Geistes alle diejenigen, welche die Kirche als Apostel, Väter und Lehrer verehrt. Starkmüthig, kaltblütig und furchtlos, mehr als die tapfersten Krieger und Waghälse, war jener Einsiedler Sabas, der, als er einstmals in eine Höhle ging, um Schutz vor den glühenden Sonnenstrahlen zu finden, drinnen einen ungeheuren Löwen antraf, der diese Wohnung bereits in Besitz genommen. Von seinem Lager erhob sich der Grimmige, streckte sich, schüttelte die Mähnen, riß den gähnenden Rachen auf, und begrüßte ihn mit zürnenden Brüllen. Sabas aber redete ein billiges Wort zu ihm: Was brüllest du, mein Hausvater, sprach er, was ereiferst du dich? es ist hier Raum genug für uns Beide. Sofern aber meine Gesellschaft dir mißfallen sollte, nun, so trolle dich hinaus, und gehe wohin es dir beliebt, ich aber bleibe da, als der Bessere von uns Beiden, denn ich bin ein Ebenbild Gottes, und du bist eine

Bestie! — Wer machte den wehrlosen, abgezehrten Sabas so stark, daß er dem Löwen gebot? Der Sieg, den er längst über sich selbst, und folglich über die ganze Natur gewonnen hatte. Von wem aber kömmt dieser Sieg? von wem empfingen alle wahrhaft Starkmüthigen diese geistige Stärke? Nur allein von Jenem, den Isaias den Rathgeber, den Wunderbaren, den Starken nennt, von welchem Johannes Baptista sprach: »nach mir kömmt Einer, der vor mir war, der stärker ist als ich«; der sich selber den Stärkern nannte, gekommen, um dem starken Gewaffneten, d. i. dem Fürsten der Finsterniß, Waffen und Raub hinweg zu nehmen.

Unter der Kreuzeslast wankte er, seine menschliche Kraft war gebrochen, sein Auge erloschen, Todesohnmacht drohte ihn gänzlich zu Boden zu werfen, und dennoch war er, auch jetzt, der starke unsterbliche Gott, der Herr der Kraft, der Spender wie das Vorbild aller himmlischen Stärke. Kommt zu mir Alle, ruft er, die ihr mit Arbeit und Mühe beladen seid, und ich werde euch erquicken; kommt zu mir Alle, die ihr den Kampf dieses Lebens starkmüthig und weise bestehen wollt, und ich werde euch belehren. Und gleichwie er ohne Ausnahme Alle beruft, die Stärkeren wie die Schwächeren, die Niedrigen wie die Hohen, so ruft er auch die Männer so gut als die Frauen. Wie ferner im Himmel einst kein Unterschied des Geschlechtes seyn wird, so findet man

unter den heiligen Menschen, die auf Erden schon ein himmlisches Leben führten, daß, ohne Unterschied, die Frauen mit den Männern in echter Tugend gewetteifert haben; und wie endlich jede menschliche Seele, in einem gewissen Verstande, weiblich ist, und Christo vermählet seyn soll (denn, nach des Apostels Worten, auch des Mannes Haupt ist Christus), so sind auch alle Gott gefälligen Seelen einander gleich. So stritten Frauen und Jungfrauen heldenmüthig gegen Mordstahl, Flammen und wüthende Thiere, unwandelbar im Bekenntnisse der Wahrheit; den Männern gleich verkündeten sie die erhabenste Lehre, den Männern gleich unternahmen sie für Gott die schwersten Dinge, wie jene tapferen Frauen aus den Orden der Heimsuchung und der heil. Angela Merici, die unter den Saracenen am Fuße des Libanon, ja mitten unter den Wilden von Florida und Canada ihre Häuser bauten, um dort der Erziehung der Jugend sich zu weihen.

Aber von der andern Seite zeigten sich auch alle gottesfürchtigen, weisen und heiligen Männer diesen Frauen und Jungfrauen ähnlich, insofern sie mit nicht geringerer Andacht, mit gleich inniger Rührung, dem leidenden Erlöser folgten, seine Aufopferungen täglich betrachteten, und mit zarter Milde um jeden menschlichen Kummer und Schmerz sich annahmen. Wer lebte und webte mit innigerer Liebe in Jesu, wer beherzigte tiefer seine Leiden als Pau-

lus? wer war milder und zartfühliger, und in der Nachfolge Jesu treuer als Franz von Sales? wer war emsiger in der Betrachtung des Gekreuzigten, als Joseph Anchieta, der, von keinem andern Gegenstande träumend, auch im Schlafe davon redete? Doch war Paulus von einem Heldenmuthe beseelt, dem nichts auf Erden vergleichbar ist; Nächte hindurch wanderte Franz von Sales, durch schauerliche Alpenschluchten, und kletterte über schwindliche Steige, um mitten unter Widersacher zu gehen, die seinen Tod machinirten: und von welchem Muthe für das Heil der Seelen Joseph Anchieta befeuert war, davon geben die Urwälder von Peru Zeugniß, und die Schlangen und Tiger, durch deren Mitte er seinen Weg zog.

So ist es also auch den Männern geziemend, mit nicht minderer Theilnahme als die Frauen dem leidenden Erlöser sich anzuschließen, ohne für ihre Geistesstärke besorgt zu seyn; denn nicht aus der Härte des Herzens erwächst diese Tugend, sondern aus der Gnade. Und warum soll man nicht verweilen bei dem Leiden Christi? Gibt es ein tieferes Mysterium im Verhältnisse des Menschen zu Gott? oder gibt es einen Gegenstand, der wesentlicher geeignet wäre, aus der Tiefe des Schlummers, der Leidenschaft, des Wahnes zu wecken und zu heben? Oder warum sollen wir nicht weinen bei der Betrachtung der Leiden Christi? Weil wir hartherzig sind?

oder weil wir undankbar sind? oder weil wir Ihn nicht lieben? »Weinet nicht über mich, sprach er zu den weinenden Frauen, sondern über euch und eure Söhne« —, weinet nicht soviel über mich, als über diejenigen, die über mich nicht weinen! »Der Gerechte stirbt, und Niemand, der es in seinem Herzen erwäget.« (Isai. 57) *). Der süße Freund der Seelen, der Lehrer aller Weisheit, der Wunderbare, der von unendlicher Höhe erbarmend sich zu den Menschen geneigt hat, er duldete für Alle, von Allen, was menschliche und höllische Verkehrtheit nur immer vermochte, sein Leiden aber ist unsre einzige Hoffnung, seine Erniedrigung unsre Hoheit, sein Tod unser Leben, und Niemand, der ihm eine Thräne der Liebe und des Dankes weihen darf, weil Frömmigkeit weibische Schwäche geschmäht wird? Ach warum soll ich nicht weinen, warum nicht klagen, rief Franciscus Seraphicus, da ich sehen muß, daß die Liebe nicht geliebet wird! —

An der Spitze der weinenden Frauen von Jerusalem wandelte, wie die Tradition erzählt, Berenice; ein weißes Tuch reichte sie mit zartem Mitleid dem Erlöser hin, und er gab es ihr zurück, bezeichnet mit den blutigen Spuren seines Angesichts. Ein

*) Eines der schönsten Lieder von Novalis führt diesen Gedanken durch.

gleich treues Abbild des leidenden Erlösers zu besitzen sehnte sich lange vergeblich eine fromme Klosterfrau zu Neapel, Ursula Benincasa. Sie besprach sich mit allen Malern, die sie aufzufinden wußte, doch aller Bemühungen ungeachtet vermochte keiner, dieß Bild so zu malen, wie sie es im Geiste sah. Aber die heilige Liebe ward ihr zur Lehrmeisterinn auch in der heiligen Kunst. Sie, die nie einen Pinsel zur Hand genommen, begab sich an's Werk, und malte ein Bild des Erlösers, in welchem, wie Augenzeugen versicherten, mitten durch den Ausdruck der herbsten Schmerzen der Vollglanz himmlischer Güte hindurchschimmerte. Wer soll nicht wünschen und flehen, daß in seinem Geiste auch ein solches Bild des Herrn lebhaft sich auspräge? »Selig, so vernahm von ihm einst Angela von Fuligni, selig seid ihr, die ihr meiner Leiden, welche das Leben und Heil der Verlornen sind, mit Liebe und Mitleid eingedenk seid: ihr werdet der Auferstehung und Herrlichkeit theilhaft werden, so ich durch diese Leiden erworben; ihr werdet meine Miterben seyn in der ewigen Freude!« —

Durch das wüste Volksgedränge
Weinend ziehn die heil'gen Frauen,
Fürchten nicht den Lärm der Menge,
Nicht der stolzen, nicht der rauhen
Und erboßten Tadler Strenge;
Einer nur ist, den sie schauen;

Seine Leiden, seine Qualen
Sich auf ihrem Antlitz malen,
Seine Demuth, seine Güte,
Führen tief sie zu Gemüthe.

Ob auch Pharisäer wüthen,
Sadducäer hämisch necken,
Ob die Schergen Raum gebieten,
Und der Krieger Waffen schrecken,
Ob sich selbst die Jünger hüten,
Und entmuthigt sich verstecken,
Nichts kann ihren Eifer hemmen,
Nichts kann ihre Thränen dämmen,
Immer sind sie ihm zur Seite,
Geben treu ihm das Geleite.

Wer wird sie von Christo scheiden,
Den sie kennen, den sie lieben?
Seine Huld und seine Leiden
Sind in ihre Brust geschrieben;
Sie auch einzig sind zu neiden,
Die ihm immer treu geblieben!
Die sich seinen Weg erwählen,
Werden nicht das Ziel verfehlen;
Falsche Freuden, späte Reue,
Beide meidet heil'ge Treue.

XIV.

Maria Magdalena.

»Es standen aber beim Kreuze Jesu seine Mutter und Maria Cleophä, und Maria Magdalena.« (Joh. 19, 25.)

Weinend und mit lauter Klage wandelten mit Berenice die Frauen von Jerusalem den Calvarienberg hinan, den leidenden Erlöser begleitend; weinend, doch schweigend kamen von Bethania herüber, seine leidende Mutter begleitend, Maria Cleophä und Magdalena. So standen also drei Marien nahe beim Kreuze Christi: Maria, die Königinn der Jungfrauen; Maria, ihre Schwester d. i. Schwägerinn, die Gemahlinn des Cleophas, (der ein Bruder Joseph war), und Maria Magdalena. Aber auch diese allein kann, in einem gewissen Sinne, als eine dreifache Maria betrachtet werden. Denn es ist eine alte Frage, ob sie eine und dieselbe Person gewesen sey mit jener Maria von Bethania, welche eine Schwester der Marthe und des Lazarus war, so wie mit dem Weibe zu Naim, welche beym Gastmal des Pharisäers Simon die Füße des Herrn mit ihren Thränen benetzte? Und wenn auch nicht

wenige unter den Schrifterklärern, nach der Ansicht des Origenes, diese drei als voneinander ganz verschiedene Personen betrachten, so ist es doch sicherer, mit Augustinus und Gregorius und nach der steten Meinung der katholischen Kirche, nur eine einige Magdalena anzunehmen, wiewohl sich in anderer Beziehung beide Meinungen dahin vereinigen lassen, daß es zwar nur Eine Magdalena gab, aber daß diese Eine auf dreifache Weise sich darstellt, je nachdem sie vor oder in ihrer Bekehrung, oder nach derselben betrachtet wird. Vor der Bekehrung nämlich war sie eine Heldinn der Leichtfertigkeit, eine Tochter der Pandora; in ihrer Bekehrung ward sie ein Vorbild der innigsten Liebesreue, der heldenmüthigsten Buße; nach vollendeter Bekehrung zu höheren Wegen geleitet, leuchtet sie in himmlischer Schönheit und Reinigkeit durch alle Jahrhunderte.

Denn dieß ist die stufenweise Umstaltung der Seele durch die Macht der Gnade, in geheimnißreichen Worten bezeichnet beim Propheten Ezechiel: »Nackt warst du und schmachvoll, da ging ich vorüber und sah dich, und siehe deine Zeit war eine Zeit der Liebenden, und ich habe mein Gewand über dich gebreitet, und ein Bündniß mit dir geschlossen, nnd du bist Mein geworden.« Nackt und schmachvoll wird die Seele genannt, so lange sie leer an Gnade, reich an Lastern ist; der Herr aber siehet sie und erwählet sie, da ihre Zeit noch eine

Zeit der eitlen Liebe ist, da sie der Eitelkeit der Welt noch huldigt und nacheilt. Wie ein flüchtiger Hirsch durch das Netz gefangen wird, das über ihn herfällt, so wird die Seele durch verborgene Bande gezogen, in ihrer ferneren Flucht von Gott verhindert, und mit dem Gewande der Gnade bedeckt; sie wird nunmehr in ein neues Bündniß mit Gott gesetzt, daß sie ihm gänzlich angehöre, und zum höchsten Stande der Erleuchtung und Einigung erhoben werde.

Und an wem ward jemals diese wunderbare Umstaltung so vollkommen bewirkt, als an Maria Magdalena? In ihrem ersten Stande war ihr Leben eine Zeit der Liebenden, denn nach nichts anderm zielte ihr Bemühen, als bewundert, angestaunt, angebetet, geliebt zu werden. Aber erschien sie auch in der Pracht ihrer Gewande, im Schmucke ihres lockigen Hauptthaars einer Flora oder Charitinn ähnlich, so war doch um so dürftiger und verwahrloster ihre Seele. Da ging der Herr vorüber, und sah sie, und von seinem Lichte getroffen, gewahrte sie mit Schrecken ihr geistiges Elend, so daß sie von schmerzlicher Reue verwundet, alle Menschenfurcht verachtend, in den Speisesaal der Pharisäer eilte, und weinend zu den Füßen des Einzigen sich niederwarf, der sie zu retten vermochte; dort, während Alle mit Verachtung ihr begegneten, breitete der Herr das Gewand seiner Gnade über sie aus, alle ihre Vergehungen bedeckend, indem er sprach:

ihr sind viele Sünden vergeben; und von nun an führte er sie stufenweise zum Lichte, zur Weisheit, zum höchsten Stande, den eine Seele auf Erden erreichen kann.

Und warum gerade sie? warum eine vordem so üppige und leichtsinnige Sclavinn der Eitelkeit? Dieß läßt sich auf die einleuchtendste Weise, aus dem Benehmen des römischen Senators Rufus lernen, welcher gegen den Cäsar durch eine schwere Beleidigung sich verschuldet hatte. Dem Zureden seiner Freunde folgend, welche ihm riethen, dem Beleidigten sich vorzustellen, und um Nachsicht zu bitten, harrte Rufus an der Pforte des Pallastes, bis der Cäsar herauskam, trat ihm entgegen, und empfahl sich seiner verzeihenden Großmuth und der Wiederaufnahme in seine Huld. Der Gebieter hörte ihn gnädig an, und verhieß seiner Bitte vollkommene Gewährung; allein Rufus war damit nicht gänzlich beruhigt. Niemand, o Cäsar, sagte er, wird es glauben, daß du eine so schwere Beleidigung mir verziehen, und deine Huld mir wieder zugewendet hast, es sey dann, du erweisest mir eine große und ausgezeichnete Wohlthat, denn dieß wird ein Zeichen seyn, das keinen Zweifel gestattet! — Wie richtig und gründlich ist nicht diese Ansicht, und von welcher tiefen Wahrheit erst im Reiche Gottes! Ob nun ein Cäsar von einem Senator oder einem Sclaven beleidigt werde, unendlich größer ist die Schuld,

, Seneca de benef. 3 27.

welche durch die Verachtung eines ewigen und unumschränkten Gebieters verwirkt wird, wer soll es glauben, daß eine solche Schuld Verzeihung finde? Aber damit es offenbar werde, wie bereit er zur Vergebung sey, wie gewiß und vollkommen er verzeihe, verleihet er dem Reuigen, der seine Erbarmung anfleht, nicht bloß die Nachlassung und Verzeihung der Schuld, sondern er bereichert ihn überdieß mit neuen und unschätzbaren Gaben. So verzieh er dem Jünger Petrus die Schuld der Verläugnung, und erhob ihn zur Säule der Wahrheit, zum Fels der Kirche. So verzieh er der reumüthigen Magdalena alle Verirrungen eitler Üppigkeit, aber er erhob sie auch zur Gefährtinn seiner jungfräulichen Mutter, zur Augenzeuginn seines Todes und seiner Auferstehung, und gab ihr eine solche Glorie, daß sie selbst den heiligen Jungfrauen vorangeht. Welch ein Unterschied zwischen dieser himmlischen Glorie, und dem Bischen Glanz und Aufsehen, das sie vordem in thörichten Augen auf Erden erregt hat? Welch ein Unterschied zwischen Magdalena, der himmlischen Schönheit, und Magdalena, der vermeintlichen irdischen Schönheit, die nur zur täuschenden Hülle innerer Verwahrlosung diente?

Dennoch hat Magdalena, die Himmlische, wenig ernstliche Nachfolgerinnen auf Erden, Magdalena die Irdische hat ihrer um so mehrere, die statt des höchsten Gutes das flüchtige Idol ihrer eigenen

Gestaltung anbeten. Und zwar, um diesem Irrthum auf den Grund zu kommen, haben schon die älteren Väter die Beobachtung aufgefunden, daß wir Menschen, wenn freilich auf sehr verkehrte Weise, als Nachahmer oder Nachäffer Gottes uns geberden. Wie z. B. Gott allsehend ist, und das Innerste der Herzen durchschauet, so will es auch den Menschen gelüsten, über die Gesinnungen seines Nächsten gründlich zu urtheilen, und nicht bloß einzelne Familien- und Stadthistorien, sondern auch das viel verschlungene Gewebe der gesammten Völkergeschichte aus den innersten Anfangspuncten menschlicher Bestrebungen und Absichten heraus zu entwickeln. Wie Gott der absolute Herr und Eigenthümer der erschaffenen Dinge ist, und mit kurzen Worten die Schrift von ihm lehret: »sein ist Alles,« so möchte auch der Mensch mit leiblichen und geistigen Polypenarmen Alles umfassen und besitzen, was ihm besitzenswerth erscheint, und kennet keine Gränze, wo er aufrichtig gestehen möchte, es sey nun genug. Allwissend ist Gott allein, aber der Trieb, Alles zu wissen, wurzelt aufs tiefste in der menschlichen Brust, und keimet in manchen ontologischen oder metaphysischen Wunderbaum auf, dessen Früchte den Staubschwämmen gleichen. Gerecht ist Gott, und in dieser unwandelbaren Gerechtigkeit, sofern sie nicht versöhnet wird, ein Rächer, der alle Frevel straft; auf Recht und Wahrheit, sobald es auf seinen ei-

genen Vortheil ankömmt, beruft sich ohne Ausnahme jeder Mensch, überaus süß sind ihm, sobald er sich beleidigt fühlt, die Gedanken der Rache, und wenn es auch nicht um blutige Sache geht, so sehnt er sich doch nach voller Genugthuung. Als absoluter Gebieter und Beseliger will Gott von den vernünftigen Wesen, rein zu ihrem Heile, aufs höchste verehrt und geliebt werden; siehe, auch auf Erden ist dieß Jedermanns Sache, von allen geliebt und hochgeschätzt zu werden, ist ein Wunsch, der gerade in Jenen am meisten sich kenntlich macht, die durch ihr verkehrtes Benehmen am wenigsten darauf Anspruch haben. Gott ist die wahrhafte, wesentliche, unvergängliche Schönheit, und je weniger die Menschen diese Schönheit erkennen und lieben, desto sehnlicher ist ihr Wunsch, schon vor der Auferstehung immer jung und schön zu bleiben, und ewig auf Erden zu floriren.

Und wo kommen die kranken Wünsche und Bestrebungen dieser Art offenbarer zum Vorschein, als im verkehrten Reiche der Fata Morgana, im farbigen Nebelreiche der Eitelkeit, bei gefallsüchtigen Mädchen und Frauen, und bei den Zierlingen, die gleich dem Narcissus, in sich selbst sich vergaffen? Zwar ist es keinem von ihnen verborgen, wie unzureichend alle ihre Bemühungen seyen. Vergeblich führte die Römerinn Poppäa, die würdige Gemahlinn Nero's, auf allen Reisen eine nahmhafte Zahl von Eselinnen mit sich, um täglich in ihrer Milch sich zu waschen; vergeblich sind alle

übrigen Mittel, das zarte Gewebe der Haut vor Runzeln und erdfahler Färbung zu verwahren, denn so heißt es ja, selbst von den Himmelssphären, im Psalme: »sie alle werden veralten, wie ein abgetragenes Kleid, du aber, o Herr, bist stets derselbe, und deine Jahre werden nicht vergehen!« Inzwischen wird der Götzendienst wenigstens so lange fortgesetzt, als das Idol noch einige Haltbarkeit zeigt; der Hochaltar ist hier die Toilette; der Spiegel, oder vielmehr das Bild, daß er zurückstrahlt, ist das Altarblatt, oder die Statue; an Rauchwerken, Aromen und Opfern fehlt es nicht; aber auch außer den festlichen Stunden ist das religiöse Herz unaufhörlich mit entsprechenden Meditationen beschäftigt; von Kleidern, Bändern und Garnituren, vom Schimmern, Glänzen und Gefallen, vom aimabel und nonpareille Erscheinen handeln und sumsen alle Gedanken, Worte und Werke. Sag' an, o Magdalena, hast du auch einige Reue über deine großen oder kleinen Fehler? denkst du wohl zuweilen an Grab und Jenseits? Liebst du Gott, deinen Schöpfer und Erlöser? — Wie sollte ich anders? erwiedert sie verwundert, wem fällt es ein, daran zu zweifeln? Ich liebe meinen Gott von ganzem Herzen, »wenn ich auch an den Freuden der Andacht nicht immer Geschmack finde*); ich liebe meine

*) Ein bei gewissen verbildeten, etwas belesenen Naturen sehr üblicher Gemeinplatz.

Nächsten fast so sehr wie mich selbst, und zuweilen noch mehr; ich höre, wenn ich anders Zeit finde, jeden Sonntag meine Messe, ich gehe in fünf Jahren wenigstens dreimal zur Beicht, und am Charfreitag besuche ich die heiligen Gräber! Wer kann meine Religiosität noch in Zweifel ziehen? Gefühlvoll ist mein Herz, ich falle in Ohnmacht, wenn ich Blut sehe, ich eile vor den Preßhaften vorüber, weil der Anblick ihrer Leiden mich zu sehr erschüttert, und ich darf kein rührendes Lust- oder Trauerspiel besuchen, auch keine rührende Predigt, ohne mehrere Schnupftücher mitzunehmen!

Allein von solcher Rührung ergriffen war auch jene prachtliebende und keineswegs musterhafte junge Frau, welche, wie der alte Spoelberg erzählt, den tiefen Eindruck, den das Evangelium auf sie gemacht, sehr naiv zu erkennen gab. Sie kam zu einem Prediger, der in ihrer Landstadt einige Wochen lang die christlichen Wahrheiten vorgetragen, und mit aller Kraft gegen den dort herrschenden Luxus geeifert hatte, und der nun im Begriffe war, für einige Zeit nach der Hauptstadt Frankreichs, seiner Heimath zurückzureisen. Die stattlich coeffirte, thurmhoch frisirte, mit Schönpflästerchen zierlich bedeckte, im goldblumigen Reifrock pfauenartig daher schwebende, nach allen Forderungen des besten Geschmackes höchst graciöse Frau dankte dem Prediger aufs verbindlichste für sämmtliche gute Lehren, und für

alle die salbungsreichen Vorträge, die ihrem Auge so viele Thränen entlockt, und ihrem Herzen unverlöschlich sich eingeprägt hätten; schließlich und gelegentlich hatte sie noch eine besondere Bitte vorzutragen, auf deren Erfüllung sie zuverlässig rechnete. Es handelte sich nämlich um einen Pariser Spiegel von auserlesenster Form und Sorte, welchen er, bei nächster Ankunft, auf ihre Rechnung mitbringen möchte. Der Prediger ließ sich von einem so seltsamen Auftrage nicht befremdet finden, er versprach, Alles aufs beste zu besorgen, und hielt auch Wort. Denn kaum war er, nach einigen Wochen, in dieser Landstadt wieder angelangt, als er das Verheißene schon, weislich unter dem Mantel verhüllt, in das Haus der Dame trug, aber erst, nachdem auf seinen Wunsch alle Domestiken sich versammelt hatten, enthüllte er den nichts weniger als eleganten Spiegel, welcher weder von Glas, noch von Metall, sondern von einem ganz andren Stoffe war, den die Chemiker als phosphorsauren Kalk bezeichnen. Sehet her, sprach er in rednerischer Haltung, hier findet Jeder von euch sein Ebenbild. Wo hier die beiden tiefen Höhlen hinein sich wölben, da schimmerte vor Zeiten ein freundliches und munteres Augenpaar, das so fürwitzig umherblitzte, wie das eure; wo jetzt nur die bleiche Fläche sich wölbet, da flochten und wandten und lockten sich einst die schönsten blonden oder braunen Haare; wo zu beiden Sei-

ten nichts als die harten, hohlen Wände übrig stehen, da glänzten einst rosige Wangen; und was ist das Ende vom Liede, oder was ist der Schluß dieser Prosa? Was ihr jetzt seyd, ist dieser Spiegel gewesen, und was dieser Spiegel jetzt ist, werdet ihr bald auch seyn!

So predigte der Mann hinter seinem Hohlspiegel, und was soll man sagen davon? Wahrlich ein sehr ungeschliffener Spiegel, und ein sehr ungeschliffener Mann, der solch einen Spiegel ins Haus brachte. Beide sind zwei ganze Jahrhunderte zurück, unter das alte Eisen zu schieben, unter die ungeschlachten Scherze und Spiele der Vorzeit im Geschmacke Philanders von Sittewaldt. Welcher neue Narciß, welche unbekehrte Magdalena wird solch einen Spiegel ohne Abscheu betrachten? Aber dieß ist das uralte Histörchen von jenem Mägdlein, welches jeden Spiegel, in den es blickte, aus Entrüstung über das häßliche Bild, das er zurückwarf, in Stücke zerbrach, um ihn für seine bösliche Lüge zu strafen. Allein jener verhaßte Spiegel von Erde zeigt auch dem schönsten Angesichte eine höchst klägliche Form und Farbe, ohne zu lügen. »Alles Fleisch, sagt er, ist Gras, und alle seine Herrlichkeit gleich der Blume des Feldes; das Gras ist hingedorrt, und die Blume ist abgefallen.« Wie einfach und wie wichtig ist diese unbezweifelbarste aller natürlich erkennbaren Wahrheiten? Doch will sie, vielleicht

eben deßwegen, keinen rechten Eingang finden, nur von Jenen wird sie willig beherzigt, die den weinenden Frauen von Jerusalem sich anschließen, diejenigen hingegen, die zu den weltberühmten »lustigen Frauen von Windsor« gehören, suchen auf alle Weise in der Täuschung sich zu befestigen, und die Gestalt dieser Welt, die unaufhaltsam vorübergeht, hartnäckig fest zu halten; diese Verkehrtheit aber ist schon hinlänglich, das Herz von der ewigen Güte und Schönheit loszureißen. Darum hat diese ewige Schönheit sich gewürdigt, auch in den Regionen der Täuschung und des Scheines sich sichtbar zu erzeigen, um die Menschen mit neuen Liebesbanden an sich zu ziehen, und diese sichtbar gewordene, ewige Schönheit, »das Ebenbild der göttlichen Wesenheit, in welchem wir, wie in einem Spiegel, die Herrlichkeit Gottes schauen«, ist das Antlitz Jesu. In diesen Spiegel sah Maria Magdalena, und die Gaukelspiele der Eitelkeit hatten keinen Reiz mehr für sie; mit tiefem Schmerze sah sie auf die Wege der Thorheit zurück, und sprach mit den Worten des Psalmes: »Zu Thränenquellen sind meine Augen geworden, weil ich, o Herr, dein Gesetz nicht bewahret habe!«

Aber noch auf eine andere Weise hatte sie diesen Spiegel vor Augen, ähnlich wie in neuerer Zeit Baptista Vitellio von Fuligni, ein Mann, der im Eifer seiner Nächstenliebe sich gänzlich dem Dienste

der Kranken und Verlassenen widmete. Als einst ein siecher Fremdling, der im Hospitale lag, ihn um einen Spiegel bat, reichte er ihm ein Bildniß des Gekreuzigten; denn, sagte er, einen andern besitze ich nicht. In diesen Spiegel der strengsten Gerechtigkeit, der mildesten Erbarmung, der höchsten Entsagung, der schuldlosen Buße und der unwandelbaren Geduld sah Magdalena mit unverwandtem Auge, da sie stundenlang neben dem Kreuze stand, und so ward sie selber ein Spiegel der Buße, krystallklar leuchtend Allen, welche den Muth fassen, nach tausend Verirrungen sich beharrlich wieder zu Jesum zu wenden.

Wirklich und fast im wörtlichen Sinne hat dieser Spiegel der Buße einer merkwürdigen Verirrten geleuchtet, die im 16. Jahrhunderte lebte, und deren Geschichte von Cardinal Friedrich Borromeo ausführlich beschrieben worden ist. Sie war von Siena gebürtig, und hieß Catharina Vaninia, doch war sie nichts weniger als eine Nachfolgerinn der großen Catharina von Siena. Von einem edlen Geschlechte entsprossen, das aber durch die Unfälle des Krieges herabgekommen war, und mit außerordentlicher Schönheit und Anmuth begabt, wurde sie von ihrer eignen Mutter zu einem sehr leichtfertigen Leben verleitet. Sie begab sich von Siena nach Rom, wo sie viel Aufsehens erregte, das gar bald zum Ärgernisse gereichte. Hier saß sie einst, bei

abendlicher Zeit, einsam in ihrem Zimmer, und sah eben, nachdenklicher als gewöhnlich, zu einem Bilde der heiligen Magdalena hinauf, vor welchem sie gewöhnlich eine Lampe brennen ließ, da es ihr vorkam, als strahlte plötzlich ein ungewöhnlicher Schimmer von dem Bilde aus. Ob nun die Lampe eben etwas heller aufgeflammt war, oder ob sonst ein natürliches oder psychisches Ereigniß zu dieser Lichterscheinung Anlaß gab, genug, daß sie davon aufs tiefste bewegt und erschüttert ward. Allein sie hatte kaum einige Augenblicke ihre Aufmerksamkeit dahin geheftet, als schon eine prächtige Carosse vor ihre Hausflur rollte, die bestimmt war, sie zu einem glänzenden Souper zu holen. Gezwungen folgte sie der Einladung, fand aber in dem Geräusche der Vergnügungen dießmal so viel Mißbehagen, daß sie, von Unruhe und Bangigkeit getrieben, in ihre Wohnung zurück eilte, dort saß sie eine Zeitlang und überlegte weinend, wie sie aus dem Wirbel, der sie fortriß, sich retten könnte, da ward ihre Seele von so schwarzen und schwermüthigen Gedanken bestürmt, daß sie, in einem Anfall von Verzweiflung, in den Hof herab rannte, um sich dort in einen äußerst tiefen Brunnen hinab zu stürzen. Zweimal machte sie den Versuch dazu, allein jedesmal, wie von einer unsichtbaren Hand mit Gewalt zurück gedrängt, kehrte sie, von innern Kämpfen erschöpft, in ihr Zimmer zurück; allmählich ver-

schwanden die Stürme der Angst und Furcht, ein tiefer Schlaf machte all dem qualvollen Sinnen und Überlegen ein Ende, und am folgenden Tage drehte sie sich wieder, mit erneuertem Leichtsinne, in dem gewöhnlichen Wirbel fort, ja noch toller, als je zuvor; bis endlich so Viele von den Papillon's und Götzendienern, die sie umschwärmten, um ihrentwillen ihr Vermögen verschwendeten, oder in blutige Duelle geriethen, daß Papst Gregorius XIII. von diesen Unordnungen in Kenntniß gesetzt, die Anstifterinn so vieler Übel aus der Stadt verweisen ließ.

Catharina begab sich nun nach Siena zurück; wo sie, kaum angekommen, in eine gefahrvolle Krankheit fiel. Ein Priester aus dem Camaldulenser-Orden ward zu ihr gerufen, um sie zum Tode vorzubereiten, und ihr die Sacramente zu spenden; allein dieser Mann war in seinen Ansichten nicht minder strenge und fest, als in seinen Worten unumwunden. Kopfschüttelnd betrachtete er alle die kostbaren Drapperien, Tapeten und Geräthe, mit welchen die Zimmer der Kranken aufs üppigste geschmückt waren; wo der Satan sein Prunkzimmer hat, sagte er, da kann Christus nicht eingehen; und mit diesen Worten entfernte er sich wieder. Sie machten auf die Kranke einen tiefen Eindruck. Unverzüglich ließ sie allen ungebührlichen Prunk aus ihren Zimmern fortschaffen, legte eine vollständige und reumüthige Beichte ab, und war allen Ernstes dar-

auf bedacht, sich für immer mit Gott zu versöhnen. Sie ward wieder gesund, doch ob auch ihre Seele mit zugleich genesen sey, zeigte sich bald, denn es dauerte nicht lange, bis sie, unselig genug, in alle früheren Thorheiten und Laster wieder zurück fiel. So waren einige Monate vergangen, als sie, am Feste der heiligen Magdalena, in eine Kirche kam, und eine Rede vortragen hörte, die gänzlich auf ihre Verirrungen abzuzielen schien. Von diesen Worten so schmerzlich getroffen, daß sie vor dem Angesicht aller Anwesenden in einen Strom von Thränen ausbrach, eilte sie mit größter Hast nach Hause, ergriff eine Scheere, schnitt ohne Schonung ihre Haare ab, die so lange ein Gegenstand ihrer Eitelkeit, und der thörichten Bewunderung gewesen waren, verkaufte alle ihre schimmernden Gewande und Kostbarkeiten, theilte das Geld unter die Armen aus, kleidete sich auf die einfachste und dürftigste Weise, und machte nun, in ihrem 24. Lebensjahre, den Anfang eines strengen, büßenden Lebens, welches sie bis in das 40. Jahr, da sie starb, aufs beharrlichste fortsetzte. So herb und beschwerlich die Werke waren, die sie nun, von tiefinnerster Reue angetrieben, auf sich nahm, so groß waren auch andrerseits die himmlischen Erkenntnisse und Tröstungen, die ihr zu Theil wurden, und sie ward im Leben wie im Tode durch außerordentliche Zeichen

verherrlicht, die Cardinal Borromeo als Augenzeuge bestätigt.

Auch diese Verirrte also, die ohne Zweifel tiefer gesunken war, als Maria Magdalena, ward zu jenem höchsten Stande einer Seele erhoben, die zu Einigung mit Gott gelangt ist. Denn so pflegt der Herr, wie Petrus Damianus bemerkt, die büßenden Seelen mit größeren Ehren auszuzeichnen, als die schuldlosen, aber lauen, weil der Eifer dieser Letzteren viel geringer ist. Mit größerer Zärtlichkeit ward der verlorene Sohn empfangen, und ehrenvoller behandelt, als sein älterer Bruder, der einer steten Treue sich rühmen konnte; denn (sagt Thomas von Aquin) auch der Landmann hat an jenem Erdreich mehr Freude, das, nachdem es von Dornen gereinigt worden, reichliche Früchte trägt, als an einem andern, das zwar nie von Dornen und Disteln verödet war, aber auch nie so fruchtbar sich gezeigt hat. Wie aber? soll aus dieser Ansicht nicht die Folgerung hervorgehen, daß der Christ dem Leichtsinne und der Üppigkeit getrost sich ergeben dürfe, um dann, zur gelegenen Zeit, durch eifrige Buße um so heiliger zu werden? Allein Niemand wird, bei Sturm und Dürre, an allen Ecken einer Stadt Feuer anlegen, bloß in der guten Absicht, damit sie, nach gänzlicher Einäscherung, regelmäßiger und schöner wieder erbauet werde, als sie vorher gewesen. Wie viele verwüstete Städte bleiben Ruinen,

wie viele in Leichtsinn versunkene Seelen sterben in ihren Sünden dahin; wie selten ist das Beispiel einer Catharina Vaninia, und wie hart und beschwerlich zeigt sich, auch an diesem Beispiele, der Kampf gegen die böse Gewohnheit, selbst bei der auffallendsten Hülfe der erweckenden Gnade!

Ward demnach Maria Magdalena von der ewigen Vorsehung erwählt, allen christlichen Jahrhunderten ein leuchtendes Vorbild zu seyn, so ist sie doch als solche nur zum Beispiele der Nachahmung aufgestellt, wie sie im zweiten und dritten Stande sich zeigte. Die erste Magdalena frevelte durch die Blitzespfeile ihrer Augen, durch den üppigen Schmuck ihres Hauptthaares, durch den eitlen Prunk ihrer Gewande. Die zweite Magdalena büßte die Freiheit ihres verführerischen Auges durch die Thränenströme, die sie vergoß, und womit sie die Füße des Hirten wusch, der um ihrentwillen, um die verlornen Schäflein zu suchen, auf Erden sich ermüdete; sie büßte die abgöttische Ziererei ihres Hauptthaares, indem sie, von allen künstlichen Geflechten es lösend, die Füße des Herrn damit abtrocknete; sie büßte für die Pracht und Üppigkeit, die sie zur Schau getragen, indem sie selbe mit einem schlichten und rauhen Gewande, und jeder Art von Entsagung vertauschte. Aber dafür lohnte ihr der Herr, in ihrem dritten Stande, alle Thränen ihres Auges durch überirdisches Licht, durch die Anschauung

himmlischer Dinge; er schmückte ihr Haupt mit erhabener Weisheit, und gab ihr ein Gewand, glänzender und herrlicher, als auf Erden gefunden werden kann.

Denn wenn man der ehrwürdigsten unter den deutschen Jungfrauen, der heiligen Gertraud, Glauben beimessen will, so erzählt sie, nach ihrer unbefangenen Weise, wie sie eines Tages, und zwar am Festtage der heiligen Magdalena, die große Beschützerinn reumüthiger Seelen, gesehen habe, bekleidet mit einem wundersamen Gewande, das, den Sternen gleich, von zahllosen Edelsteinen und strahlenden Blumen leuchtete. Dabei hatte Gertraud die Erkenntniß, daß diese schimmernden Sterne und Blumen alle die Thränen andeuteten, mit welchen Magdalena ihre Verirrungen beweint hatte. Wem gefällt nicht dieß festliche Gewand in ewiger Frühlingsschöne? Und wer, der ihr in Leichtsinn und Eitelkeit gefolgt, soll ihr nicht beherzt und freudig folgen in ernstlicher Wendung zur Wahrheit? In der That gelangen nicht Wenige bis zum Stande der zweiten Magdalena; sie entsagen, früher oder später, der maßlosen Eitelkeit, sie beweinen ihre Fehler, sie waschen die Füße Christi, und trocknen sie mit ihren Haaren, indem sie seiner Armen sich annehmen, und ihnen von ihrem Überfluße spenden. Wenige aber erreichen die dritte Stufe. Wenige erschwingen sich zur dritten Magdalena, zur Höhe des lebendigen Glaubens, der freu-

digen Geduld und der Kreuzesliebe, weil sie weder beim Kreuze noch beim Grabe Jesu ausdauern, harte Prüfungen nicht erwarten, in dunkeln und trostlosen Zeiten nicht ausharren, und den Muth nicht fassen wollen, unablässig zu suchen, bis sie endlich mit Magdalena finden, den ihre Seele liebt.

Fällt in ein düstres Herz der Gnade Strahl,
Erleuchtend es mit himmlischer Belehrung,
So sieht es innen Übel sonder Zahl,
Und aller Kräfte klägliche Verkehrung.

Fleht es geängstigt dann zum Lichtesborn,
So wird dem Flehen reichliche Gewährung,
In Liebesreue löset sich der Zorn,
Der Reue folget freudige Bekehrung.

Und bleibt es dann getreu dem Gnadenzug,
Und harrt geduldig aus bis zur Bewährung,
So siegt es über Nacht und Sinnentrug,
Und wird belohnt mit wonniger Verklärung.

XV.

Die beiden Räuber.

»Es wurden auch zugleich mit ihm zwei Räuber gekreuzigt, einer zur Rechten und einer zur Linken« (Matth. 27, 38.)

»Drei Kreuze, sagt Augustinus, sehe ich aufgerichtet an Einem Orte; und an einem dieser Kreuze einen Räuber, der errettet, am andern einen Räuber, der verworfen werden soll, an dem in der Mitte Christum, welcher den Einen befreien, den Andern verwerfen wird. Was kann ähnlicher seyn, als diese Kreuze? was verschiedener, als die daran Gehefteten? Eine ernste Betrachtung, eine große und weit aussehende Frage. Drei Kreuze stehen auf dem Calvarienberge, drei Menschen sind mit starren Nägeln, die ihre Hände und Füße durchbohren, daran geheftet. Was kann ähnlicher seyn, als diese Kreuze? es ist eins so grauenvoll als das andere. Aber wie unähnlich diejenigen, die daran befestigt schweben? Jener in der Mitte ist die Unschuld und Heiligkeit selbst, doch ist er, wie schon Isaias geweissagt, unter die Missethäter gerechnet worden. Räuber und Mörder zwar sind die beiden zu seiner Rechten und Linken,

doch ist der Letztere ein trotziger, verstockter Bösewicht, der, obschon von Todesqualen durchschauert, doch noch den Feinden, Verfolgern und Spöttern Christi sich zugesellt, während jener zur Rechten, von Glaube, Hoffnung und Liebesreue wunderbar erleuchtet, mit süßem Vertrauen sich zu Christum wendet.

Diesen drei Kreuzen, sagt Hugo Victorinus, entsprechen die drei Classen von Menschen, die es auf Erden gibt. Zur ersten nähmlich gehören diejenigen, die mit vielfachen Trübsalen und körperlichen Leiden kämpfen, denen jedoch, weil ohne Reue und ohne Liebe, diese Leiden keinen Nutzen bringen. Die zweite Reihe bilden jene, welchen entweder die göttliche Heimsuchung, oder freiwillige Entsagung Vieles zu dulden aufgelegt, und denen, weil sie den Geist der Demuth und Buße bewahren, diese Leiden zum Heile dienen. Jene der dritten Reihe endlich sind, obgleich von Sünden frei, dennoch von vielfältigen Mühen und Peinen umrungen, die sie im Gehorsam gegen Gott, und für das Heil ihrer Nächsten, friedlich tragen und dulden. Das Kreuz, woran die ersten gefesselt sind, ist demnach das Kreuz der Bosheit, jenes der zweiten das Kreuz der Buße, jenes der dritten das Kreuz Christi, oder das Kreuz ter Gerechtigkeit. Da aber die Zahl dieser letzteren, denen man nachrühmen darf, daß sie mit Christo unschuldig, und rein für das Heil der Anderen leiden, überaus klein ist, so

folgt daraus, daß fast alle Leidenden zur Rechten und Linken Jesu sich reihen; die Einen am Kreuze der Buße, die Anderen am Kreuze der Bosheit.

Wer sind aber die Leidenden, wer die nicht Leidenden? Es ist kein Zweifel, daß auf Erden ein solcher Gegensatz nicht Statt finde; alle Irdischen sind Sterbliche, alle Sterblichen aber sind Leidende, das Kreuz ist also Jedem zugetheilt. Dieß vorausgesetzt, wie verhält es sich mit der Austheilung zur Rechten und Linken Jesu? ist sie nicht viel zu allgemein und viel zu scharf? Oder sollen jene beiden Räuber vollends das gesammte Menschengeschlecht andeuten, mit Inbegriff der Gebildeten wie der Rohen? — Allerdings. — Aber ist diese Deutung nicht so gezwungen als empörend? — Wohl möglich. Inzwischen sind wir Räuber, so oft wir die Ehre, die Gott allein gebührt, uns selber aneignen. Wir sind Räuber, so oft wir die Anbetung, die ihm allein gehört, den Geschöpfen zuwenden. Wir sind Räuber, ja wohl auch Mörder, so oft wir unsre Seele, oder die Seelen Anderer, des Lebens der Gnade berauben. Ja, wir sind Räuber, sagt Drogo von Ostia, weil wir das Kreuz verabscheuen. Wären wir nicht Räuber, so würden wir das Kreuz nicht fürchten. Und wieso sind wir Räuber? »Mein Haus, sagt der Herr, ist ein Haus des Gebetes, und ihr habt eine Räuberhöhle daraus gemacht.« Wer immer, von einem Unglück oder Verluste getroffen, statt sich der

Fügung Gottes zu unterwerfen, ihn lästert, dessen Herz ist kein Haus des Gebetes, sondern eine Räuberhöhle. Wer von Zahnschmerz oder Gichtschmerz gefoltert, Denjenigen lästert, der mit ihm, mit allen Menschen, das Kreuz getheilt, und unendlich herber gelitten hat, dessen Herz ist eine Räuberhöhle. Wer überhaupt die Beschwerden, wozu der christliche Gehorsam ihn verpflichtet, oder Wetter, Frost und Ungemach, widrige Zufälle und Schmerzen, und endlich den Tod nicht anders als mit Unwillen und Ungeduld annimmt, und dabei mit ohnmächtigem Zorne gegen den Herrn sich ergrimmt, ist dem Räuber zur Linken Christi ähnlich. »Wenn du Christus bist, höhnte dieser, so rette dich und uns.« Wenn ein Gott im Himmel ist, ruft der Unmuthige, wenn es eine Vorsehung gibt, so rette sie sich und mich; mich, indem sie mir hilft; sich, indem sie offenbar macht, daß sie existire.

Aber welch ein furchtbares Kreuz, welches, weil ohne Trost und ohne Verdienst, nur doppelte Qual bringt! Es ist eben kein großes Unglück, sagt Gregor von Nazianz, mancherlei Schläge zu dulden, aber durch die Leiden nicht gebessert werden, dieß Unglück ist das größte! Wie es einem wilden Thiere ergeht, welches, in Schlingen oder Fußangeln gefangen, um so ärger sich verwickelt und verwundet, ja mit heftigerm Grimme es sich loszumachen strebt, so ging es jenem unseligen Räuber, der, schon mit den schwersten Ver-

brechen belastet, mit Haß gegen Gott und die Menschen erfüllt, und von allen Seiten gebunden, die einzige Waffe, die er noch besaß, seine Lästerzunge, gegen denjenigen wendete, der ihn nicht beleidigt hat, und an welchem er nichts als himmlische Geduld und Sanftmuth gewahrte.

Und siehe, da Jesus, ohne diesen Schmähungen zu antworten, nur zu seinem Vater ruft, und für seine Feinde um Verzeihung fleht, nimmt, durch die Kraft dieses Gebetes schon umgewandelt, der Räuber zur Rechten sich des Beleidigten an. Bist auch du, ruft er, jenen da unten gleich, welche in ihrem Übermuthe lästern und höhnen, weil sie noch frei ihre Glieder regen, weil die Strafe Gottes sie noch nicht getroffen hat? Fürchtest auch du Gott nicht, dessen Strafe dich schon erreicht hat, also daß du, an dasselbe Kreuz gefesselt, blutend mit dem Tode ringst? Und zwar leiden wir Beide aus gerechter Ursache, wir empfangen, was wir für unsere Thaten verdient. Wir haben Andre ihrer Habe beraubt, nun schweben wir nackt und dürftig am Kreuze; wir haben Andren den Tod bereitet, nun ist unser Leben verwirkt: was klagen wir, was murren wir? dieser duldet und schweigt, und hat doch nichts Böses gethan! — Was für ein entschiedenes Wort, was für ein freimüthiges Zeugniß! Also war ungerecht die Synagoge, das Urtheil des Caiphas gottlos, empörend der Ausspruch des Pi-

latus, und ganz Jerusalem mit Blutschuld belastet? Welch ein verwunderswürdiger Sachwalter und Richter, dieser Räuber am Kreuze! Noch ist er nicht berufen, sagt Augustinus, und schon ist er auserwählt, noch nicht ein Knecht, und schon ein Freund, noch nicht ein Jünger, und doch schon ein Lehrmeister! Die Apostel Jesu sind entflohen, seine Jünger verborgen, seine Anhänger und Verehrer zagen und schweigen, die Juden höhnen, die Römer kreuzigen ihn, die ganze Welt verläßt ihn. Ein Räuber nur, schon dem Tode geweiht, klagt Alle des Frevels an, indem er die Unschuld dieses Einen behauptet!

Und indem er dieß Zeugniß gibt, welche hohe Stufen klimmt er nicht rasch empor? Die Gottesfurcht, die in ihm wach geworden, führt ihn zum demüthigen Bekenntnisse seiner Schuld, von dieser Anerkennung erhebt er sich zur Nächstenliebe, da er den Räuber zur Linken ermahnt und warnet, und von dieser Stufe wird er zum Lichte des Glaubens, zur Liebe Jesu, zu heiliger Hoffnung empor getragen, da er, wunderbar erleuchtet, den Gekreuzigten erkennet als seinen Herrn und Gebieter, ihn verehret als seinen König, ihn anbetet als seinen Gott. Und (wie Eusebius von Emessa bemerkt) nicht gleich dem Räuber zur Linken ruft er: wenn du Christus bist, so rette mich aus dieser zeitlichen Qual, sondern: weil du Christus bist, so rette mich von der ewigen Strafe; »gedenke mei-

ner, o Herr, wenn du kommen wirst in dein Reich!« Sehe ich auch keine Krone auf deinem Haupte, als diesen blutigen Kranz von Dornen, seh' ich auf keinem andren Throne dich ruhen, als auf diesem Kreuze, so weiß ich doch, daß du der König eines großen Reiches bist; aber dein Reich ist nicht von dieser Welt; wenn du eingegangen bist in dieses Reich, gedenke meiner. Gedenke meiner, o Herr, weil du mich erleuchtet hast, weil ich an dich glaube, weil du mit Trost und Freude mein Herz erfüllt hast, weil ich auf Niemand sonst, als auf dich vertraue. Sieh' auf mich, und erbarme dich meiner, weil ich einsam und arm bin! Gedenke meiner, o Herr der Gerechtigkeit, weil ich mit dir verurtheilt bin, gedenke meiner, o Herr des Lebens, weil ich mit dir sterbe! Hast du den Jonas nicht erhört in der Tiefe des Meeres, den Daniel in der Löwenhöhle, den Jeremias in der schlammigen Grube? Und mich, so nahe dir, so nahe dem Heile, solltest du nicht erhören? Siehe schon verschmachtet mein Auge, mein Herz erbebt, alle Kraft versieget; o Herr meines Heils, in dieser Bedrängniß und Noth flehe ich zu dir: gedenke meiner Sünden nicht, gedenke meiner in deiner Barmherzigkeit!

Wer ist es, der diese Worte gesprochen? Ein Räuber. Und welch ein Räuber? Der heil. Leo nennt ihn einen Straßenräuber; Gregorius und Eulogius lehren aus der Tradition, er sey ein Brudermörder

gewesen; Chrysostomus nennt ihn einen mit tausend Verbrechen beladenen Missethäter. Und dieser, bisher auf so ruchlosen Wegen Irrende erwarb die Glorie des Paradieses? Dieser Räuber, wie Chrysostomus sagt, raubte im Sterben noch die himmlische Herrschaft? Und wodurch? Nicht durch Jahre lang fortgesetzte Übungen des Stillschweigens, des Gebetes, der Abtödtung, nicht durch mühsame Arbeit für das Heil der Nächsten, sondern durch ein zwar herbes aber kurzes Leiden, durch den abgekürzten Weg des Kreuzes, und vor Allem durch das bündige, in drei Worten abgefaßte Gebet: Herr, gedenke meiner!

Aber was für ein Gedanke dringt hier sich auf? Die katholische Kirche billigt und fördert die Verehrung heiliger, von Gott verherrlichter Menschen, aber niemals gestattet sie, daß man einem unter den Abgeschiedenen solch eine feierliche Ehrfurcht bezeige, bevor sie nicht über die entschiedene Meisterschaft und Reinheit seiner Tugenden, und über die außerordentlichen Zeichen seiner Verklärung die strengsten Nachforschungen angestellt hat. Allein bei Dismas (so pflegt der beseligte Räuber genannt zu werden), sind alle diese Untersuchungen und Criterien überflüssig; über jeden Zweifel erhaben ist die Gewißheit, daß er in die himmlische Glorie aufgenommen sey, Jesus selber ist es, der ihm den Himmel verheißen, der ihn heilig gesprochen hat, da er dem Flehenden erwiederte:

Wahrlich, sage ich dir, heute noch wirst du mit mir im Paradiese seyn. Und dennoch feiert die Kirche kein Fest zu seiner Ehre? dennoch wird er den Gläubigen zur Verehrung nicht vorgestellt? Und warum nicht? etwa weil er ein Sünder war, mit großen früheren Verschuldungen belastet? Aber der Verschuldeten und wieder Begnadigten, deren Andenken nun festlich geehret wird, gibt es ja Viele! Und wenn Magdalena so hoch gefeiert wird, warum nicht auch Dismas? Aber die Ursache liegt tiefer. Die Kirche hat seine Verehrung nicht angeordnet, nicht deßhalb, weil er ein bekehrter Sünder war, sondern ein Sünder, der erst in der Todesstunde sich bekehrte. Die Verehrung der Heiligen ist zu dem Zwecke eingesetzt, damit man ihrem Beispiele nachahme, allein dem Dismas soll nicht nachgeahmt werden. Denn dieß ist kein seltener, wenn gleich erzwungener und böslicher Irrthum, mit welchem die Knechte der Sinnlichkeit und des Leichtsinns sich hinzuhalten pflegen: Wem sollte, nach solchen Beispielen göttlicher Güte, nicht erlaubt seyn, sich seines Heils mit gänzlicher Zuversicht zu gewärtigen? Wenn ein Straßenräuber und Brudermörder, der nie bisher an Christum geglaubt, vielleicht auch nie von ihm gewußt hat, mit drei Worten, in wenigen Augenblicken, die ewige Seligkeit erwirbt, um wie viel zuverlässiger sollte sie nicht uns wackeren Leuten zu Theil werden, die wir von Jugend auf Christen

heißen, und die wir, obgleich von allerlei menschlichen Schwächen und Temperamentsfehlern befangen, doch zum wenigsten weder Straßenräuber noch Mörder geworden sind, zumal, da es uns, was das Kreuz betrifft, in der letzten Krankheit daran nicht fehlen wird?

Mit solchen und ähnlichen Vorspieglungen tröstete sich ein sehr leichtfertiger Christ, dessen Schicksal, ohne ihn zu nennen, der berühmte Thomas Morus, Kanzler von England, oft zu erzählen pflegte. Dieser Mann, an welchem außer sorgloser Willkür und Wüstheit nichts Ausgezeichnetes war, wurde von Thomas Morus selbst, wie von anderen Freunden oft und dringend gemahnt, daß es Zeit wäre, bessere Wege einzuschlagen, allein so viele Mühe sie auch anwandten, ihn in den engern Kreis der göttlichen Gesetze zurück zu führen, so verachtete er doch hartnäckig alle diese freundlichen Warnungen, und setzte höchstens nur seinen Lieblingsspruch entgegen, mit welchem er bei jeder Gelegenheit heraus zu rücken gewohnt war. Wenn es, sagte er, mit mir einmal zu Ende geht, so habe ich drei Worte nur nöthig, um die Vergebung der Sünden sammt der Seligkeit zu gewinnen! Und so groß die Prahlerei war, mit welcher er diesen Spruch declamirte, den er (wie man dergleichen spießbürgerliche Reden häufig hört), mit enthusiastischen Lobpreisungen der Niemanden verdammenden, grän-

zenlosen, unerschöpflichen und gleichsam ungerechten göttlichen Güte auszuschmücken wußte, so plump war auch die vermessene Sicherheit, mit der er selber, für einen echten Dismas sich haltend, diesem Waidspruch vertraute. Nur zu bald ergab es sich, welch ein eitler Prophet er gewesen. Denn da er einst, sehr munterer Laune, über eine Brücke ritt, ward sein Pferd scheu, und warf ihn so gewaltsam ab, daß er in die Mitte des reißenden Stromes hinabstürzte, und rettungslos verloren war. Im Sturze aber, ehe ihn die Wellen verschlangen, hörte man ihn rufen: hol' Alles der Satanas. Dieß waren seine letzten Worte; drei Worte allerdings, aber nicht jene drei, auf welche er sein Heil gesetzt hatte, auch wahrlich nicht dazu geeignet, ihm in diesem entscheidenden Momente, ohne Beichte, die Pforte des Paradieses aufzuschließen; nicht Dismasreden waren es, sondern vielmehr solche, wie der Räuber zur Linken sie führte.

Wenn nun der edle Thomas Morus dieß tragische Ende eines nicht heitern und frohen Christen, sondern eines lustigen Wüstlings und Lüstlings mehr als Ein Mal erzählte, so war es ihm darum zu thun, vor jener Thorheit zu warnen, die das ewige Loos der Seele dem letzten Augenblicke anvertrauen will. Denn ob den Sterblichen nun der Sturz von einer Brücke in die Fluthen, oder was immer für eine Todesart, sie sey plötzlich oder langsam und

schleichend, aus der irdischen Welt hinweg nimmt, der Augenblick des Todes selbst ist allemal ein großer, sehr bedenklicher, sehr mißlicher Sprung in das Gebiet der Ewigkeit; und wer soll auf einen solchen Momentes ankommen lassen? — Es wird vom Baue der Peterskirche in Rom erzählt, daß dabei einst ein ungeheurer Quaderstein aufgezogen wurde, auf welchem ein Werkmeister oder Bauführer seinen Stand genommen hatte, um die Bewegung zu lenken. Schon schwebte, durch mächtige Vorrichtungen und Hebel emporgehoben, der Stein in einer sehr bedeutenden Höhe, als plötzlich, von der Wucht überwältigt, die Walzen brachen und die Stricke zerrissen, so daß der Stein unaufhaltsam in Blitzesschnelle herabstürzte. Der Mann, der auf dieser schauerlichen Basis stand, hatte doch so viele Geistesgegenwart, daß er an der, im Steine befestigten Eisenstange sich stützte, und in dem Momente herabsprang, da die fallende Last eben noch einige Schuhe vom Erdboden entfernt war; so entkam er glücklich dem augenscheinlichen Verderben, während der Stein in tausend Trümmer zerschellte. Wenn dieß seltene Ereigniß unerhört und kaum glaublich erscheint, und wenn auch den kühnsten Waghals keine Lust anwandeln wird, einen so gefahrvollen Sprung nachzuahmen, wie verhält es sich denn mit jenem unvermeidlichen Momente des irdischen Lebens, der wahrhaft einem solchen Sprunge (salto

mortale) vergleichbar ist? Da reißen, nach dem alten Sprichwort, ganz eigentlich alle Stricke, die Muskeln und Sehnen, die Adern und Nerven, die Werkzeuge der Bewegung und Empfindung erschlaffen, und lösen sich aus dem Gefüge, und der Sturz geht in die Tiefen des Grabes und der Verwesung hinab. Soll die Seele, die bis jetzt diesen höhern, organischen Mechanismus bewohnt und belebt hat, den letzten oder vorletzten Moment erwarten, um nun erst, durch einen kühnen Sprung, durch einen plötzlichen Act der Liebesreue und des übernatürlichen Vertrauens, über den Abgrund der Trennung und Verweisung zu setzen, und in die Region des Lichtes sich zu retten? Dem Räuber zur Rechten Jesu ist es gelungen, noch manch einem Andern auch, der bis zum Grabesrande seines Zieles uneingedenk war, und gewiß ist, daß ein einziger Moment vollkommener Liebesreue der scheidenden Seele Versöhnung, Frieden, Licht und Leben wiederbringt; wer aber darf vermessentlich darauf rechnen, daß Gott diese größte aller Gnaden ihm verleihen werde?

Ich besuchte einstens, so erzählt der Cardinal Robert Bellarmin, einen meiner Bekannten, einen Mann von Rang und Reichthum, der an den Folgen einer Unordnung oder vielmehr einer schweren Sünde, in eine tödtliche Krankheit verfallen war. Als ich nun, bei seinem Lager sitzend, ihm freundlich doch ernstlich sagte: er könnte in dieser betrüb-

ten Lage nichts Besseres thun, als eine echte Reue über seine Fehler erwecken, weil Gott ein zerknirschtes Herz niemals verachte, antwortete er befremdet: aber was ist dann diese Zerknirschung? ich begreife nicht, was du von mir verlangst. Wiederum sagte ich zu ihm: was ich verlange und meine, ist dieses: es soll dir im innersten Herzen mißfallen, daß du gegen Gott und sein Gesetz treulos und verächtlich gehandelt hast; du sollst dir vornehmen, im Falle du länger lebst, nimmermehr ihn zu beleidigen, und dieß Alles soll aus wahrer Liebe Gottes geschehen, dessen zahllose Wohlthaten du nur mit Unbilden vergolten hast. Aufs neue antwortete der Kranke: ich verstehe das nicht, mir gehen diese Dinge nicht ein! Und in diesem Seelenzustande starb er. Der betrübte Mann war also kein Dismas, und wollte es auch nicht seyn.

Es findet sich ein Beispiel entgegengesetzter Art, welches der gelehrte Schrifterklärer Deaponte aufbehalten hat. Ich kenne, sagt er, einen Mann in Complut, der, als er im Flusse baden wollte, vom Wirbel in die Tiefe hinabgerissen ward. Er selbst erzählte mir, wie es ihm, da schon die Erstickung ihm drohte, in den Sinn gekommen sey, eine Übung der Reue und Zerknirschung zu erwecken, doch hätten ihm die Todesangst sowohl als die Sehnsucht nach Rettung es unmöglich gemacht. Und da er eben damals in einem sehr üblen Gewissenszustande war, so mußte er, wie er

selbst bekannte, die Rettung aus dem Flusse auch als seine Rettung aus dem ewigen Abgrunde betrachten. Denn er hatte allerdings den Gedanken gefaßt, ein Dismas zu seyn, aber er vermochte es nicht, weil die Gefahr des Augenblicks seinen ganzen Geist beschäftigte. Darum hat auch der heil. Ambrosius einst seine Zuhörer mit folgenden Worten gewarnet: »Wenn Jemand in der letzten Zeit seines Krankseyns, hart vor dem Tode, noch zur Buße sich bequemt und beichtet, so versage ich ihm, was er bittet (die Lossprechung), keineswegs, aber ich wage nicht zu behaupten, daß er glückselig aus dieser Welt geschieden sey; ich behaupte es nicht, ich verheiße es nicht, ich sage es nicht, ich verspreche es auch nicht, ich will euch nicht täuschen!« Wozu diese dringenden, gehäuften Wiederholungen, es sey dann, um recht nachdrucksvoll die Gefahr zu bezeichnen, welche der Aufschub der Büße mit sich bringt? »Mit dieser Strafe, sagt Augustinus, wird der Treulose gezüchtigt, daß er, der im Leben Gottes vergessen war, im Tode seiner selbst vergißt.« Und wer ist wohl eingedenk seiner selbst, und nicht eingedenk Gottes? Eines ohne das Andre kann nicht bestehen, und darum ist das Beispiel des Dismas so selten. Eine Begebenheit doch, in welcher es sich einiger Maßen wiederholt, hat Swertius aufbehalten, die Namen aber, aus Schonung für damals noch lebende Familien, nicht beigesetzt.

In Brüssel, der Hauptstadt Belgiens, ward einst bei grauendem Morgen ein Priester in die Gefängnisse gerufen, um einen, in seinem vier und zwanzigsten Jahre verurtheilten Jüngling zum Tode vorzubereiten. Als er zu ihm herein trat, heftete der Letztere einen forschenden Blick auf ihn, gleich darauf überzog Todtenblässe seine Wangen, seine Glieder zitterten, und sein ganzes Benehmen deutete auf die heftigste Gemüthsbewegung, die endlich in laute Wehklage ausbrach. Mitleidsvoll nahete ihm der greise Priester, und redete ihm auf alle Weise zu, die nur fähig schien, ihm Trost und Muth einzuflößen, da aber Alles vergeblich blieb, setzte er den letzten Hebel an, und gab seiner Rede eine bündigere Wendung. Mein Freund, sprach er, dein Loos ist gefallen, wozu alle diese Klagen und Thränen? sie werden dein Todesurtheil nicht tilgen, noch ihm einen Aufschub bringen, darum, da es mit dem Leben des Leibes geschehen ist, denke du nun ernstlich an das Leben deiner Seele! Da nahm der junge Mann sich zusammen, und sah ihm fest ins Angesicht. Ach, mein Vater, sagte er, nicht die Todesfurcht ist es, die meinen Geist so sehr bestürmt; meine Vergehungen sind groß und zahlreich, meine Verurtheilung gerecht, und willig bringe ich mein Leben dar. Sey immerhin mein Leib eine Speise der Raben, eine Warnungstafel der Jugend, Alles dieses ängstigt mich nicht, aber ach, mein Gott! —

und bei diesen Worten sank er ohnmächtig zu Boden. Man hob ihn auf, man wendete alle Mittel an, ihn wieder ins Bewußtseyn zu rufen, und da er sich erholt hatte, bat er die Umherstehenden, sich für einige Minuten zu entfernen, damit er sein Geheimniß eröffnen könne. Kaum aber fand er mit dem Priester sich allein, als er schon weinend um seinen Hals fiel, ihm die Hände küßte, und endlich auf die Knie niedersank, während dieser verwundert ihm zusah, und sich dieß Beginnen nicht erklären konnte. Weh mir, mein Vater, rief der Gefangene, kennst du mich nicht? Er erinnerte ihn an die Stadt, wo er vor zehn Jahren die höheren lateinischen Schulen geleitet hatte, er nannte ihm verschiedene junge Leute, die damals seine Schüler gewesen, und gab endlich sich selber ihm, als ehemaligen Schüler zu erkennen. Der einzige Sohn sehr vornehmer und reicher Ältern, war er zugleich unter allen jenen Schülern der tugendhafteste und fähigste, und dem Priester, seinem damaligen Lehrer, vor Allen lieb und werth gewesen; allein durch böse Gesellschaft war er allmählig so tief gesunken, daß der Nämliche, der so freudige Hoffnungen auf ihn gesetzt, nun einen so traurigen Dienst ihm erweisen mußte! Der Priester, zu Thränen gerührt, ermahnte ihn väterlich, alle solche Erinnerungen an seine früheren glückseligen Verhältnisse bei Seite zu setzen, und lieber der nahen und ernsten Zukunft

Fürsorge zu thun. Er setzte ihm eine Frist, sein Leben wohl zu durchforschen, und bald brachte der Reuevolle dieses Geschäft mit so aufrichtiger Gesinnung zu Stande, daß er von nun an keine andere Sehnsucht mehr hatte, als nach vollkommener Versöhnung mit Gott; und keine andere Bitte, als daß Niemand es versuchen möchte, ihm die Befreiung vom Tode, oder eine gelindere Todesstrafe auszumitteln.

In dieser Stimmung, nur von göttlichen Dingen redend, und als ein echter Dismas nach dem Tode verlangend, befand er sich, als am vierten Tage der Syndicus in den Kerker trat, ihm anzukünden, daß seine Stunde gekommen sey. Ich danke Euch, mein Herr, erwiederte Jener: so will ich dann getrost hingehen, und für meine Sünden Genugthuung geben, ich bin gänzlich der Gerechtigkeit verschuldet, ich gehöre ihr an, ich unterwerfe mich ihr in Allem. Als man ihn fragte, ob er etwas zur Erquickung nehmen wolle? erwiederte er verneinend: meines Lebens Frist ist kurz, die Ewigkeit ist endlos, o könnte ich lange genug leiden, um dieses kurze Leben zu büßen! Da klopfte eine mächtige Faust an die Kerkerpforte, und, nach altem Brauche, den Verurtheilten um Verzeihung zu bitten, trat der Nachrichter herein. Jesus, o Jesus! schrie der Jüngling auf, und der Stimme wie des Bewußtseyns beraubt, fiel er ohnmächtig dem Priester in die Arme. Man eilte hinzu, man brachte ihn

wieder zu sich, mit mattem Auge den Furchtbaren starr ansehend, sprach er mit banger, zitternder Stimme: kennest du mich nicht, du? und Ihr, mein Vater, kennet ihr ihn auch nicht? Beide verneinten die Frage. Sey beherzt, mein Sohn, sagte der Priester: du hast dich alle die Tage her so willig und freudig zum Tode bereitet, woher nun dieß plötzliche Erschaudern, diese Angst und Verwirrung? hast du nur leere Worte geredet? Ach, rief der Jüngling, wie seid ihr alle Beide zu bedauern; Ihr, mein Vater, der mich zum Tode vorbereitet hat, und dieser hier, der den Todesstreich mir geben soll! So betrachtet ihn doch, sehet und erkennet ihn; auch Er war einer aus Euren Lehrlingen, mein Mitschüler, mein Jugendfreund, und Ihr unser gemeinsamer Lehrer!

Wer von den Dreien stand nun in größerm Staunen? Der mysteriöse Mann, der die vollziehende Gewalt der Gerechtigkeit in sich trug *), bekannte ohne Rückhalt die Wahrheit dieser Entdeckung. Obgleich geringern Standes, als der Verurtheilte, war auch er aus einer blühenden Familie; auch er war, bei den besten Anlagen, in so wüste Unordnungen gerathen, daß er sich's endlich zum Glücke anrechnen mußte, ein Amt übernehmen zu können, daß nach den Ansichten jener Zeit so schauderhaft als grauenvoll war. Inzwischen

*) In Maistre's Abendstunden von St. Petersburg sind über diesen Gegenstand scharfsinnige Betrachtungen zu finden.

hatten diese Erklärungen keine geringe Verzögerung veranlaßt, die Wachen, die draußen standen, drangen auf Eile, der Jüngling umarmte seinen Jugendfreund, ermunterte ihn und sprach: gedenke, daß du mit Einem Streiche der seligen Ewigkeit mich versicherst, überwinde dich also, leiste der Gerechtigkeit und mir diesen Dienst, dieß sey dein letztes Freundschaftswerk, das du mir erzeigest! Eine große Menge von Zuschauern hatte auf der Richtstatt sich versammelt; und flößte die Jugend und die fromme Ergebung des Verurtheilten ihnen große Theilnahme ein, so war doch größer noch ihre Verwunderung, als sie sahen, wie er nicht von dem Priester bloß, sondern auch von dem Vollzieher seiner Strafe, und dieser von ihm, mit vielen Thränen aufs freundschaftlichste Abschied nahm; und erst dann löste sich das Räthsel, als nach der Hinrichtung der Priester an die Senatoren und das Volk sich wandte, und von dem ganzen Hergange ihnen Kenntniß gab.

Ist diese Begebenheit nun, (so obsolet auch die Erkennungsscenen geworden sind), ihrer Seltsamkeit wegen merkwürdig genug, so gewinnt sie doch eine tiefe Bedeutung, in so ferne sie auf Gegenstände von größerem Gewichte sich beziehen läßt. Denn der Erste, der hier, wie aus einem Bilde hervortritt, ist Dismas, der Räuber zur Rechten des Herrn, der, seine Verschuldung anerkennend,

und der strafenden Hand sich unterwerfend, keinen andern Wunsch mehr kennet, als den der Versöhnung mit Gott. Der zweite ist Jesus, der Hohepriester, Erzieher und Lehrer aller Menschen. Durch ein unwandelbares Urtheil ist allen der Tod festgesetzt, doch nur jene trifft dieß Urtheil als eine Strafe, die ihrem göttlichen Erzieher und Mittler treulos geworden sind. Wie viele, die nach einem wüst vergeudeten Leben, erst spät, in der Todesstunde ihn wieder finden und erkennen? und wie glückselig auch damals noch, wenn Er es ist, der zum Tode sie vorbereitet? Aber eben dieser Letztere ist der dritte Gegenstand, der in jener Begebenheit sich spiegelt; er ist der allgemeinste Scharf- und Nachrichter, der geheimnißvolle Bote der Ewigkeit, den ein Jeglicher als seinen Jugend- und Schulfreund betrachten muß, weil er mit Jedem geboren, mit Jedem aufgewachsen ist, wie denn auch irdisches Leben und Tod Hand in Hand miteinander gehen, den Anfang und das Ende der elliptischen Rundbahn bildend. Dennoch verlieren wir ihn, durch mancherlei Täuschungen, oft lange aus den Augen; wir erschaudern dann um so heftiger, wenn wir ihn plötzlich in seiner ernsten Gestalt, in harter Nähe, wieder erkennen; und glückselig, wenn wir fähig sind, ihn als Freund zu grüßen. Darum mahnt uns Dismas, den Ruf: o Herr, gedenke meiner, nicht aufzuschieben bis ans Ende. »Nach deinem Heile o

Herr, habe ich verlanget; dein Gesetz ist meine Betrachtung. Meine Seele wird leben und dich preisen; deine Gerichte werden mir helfen. Geirret habe ich, gleich dem verlornen Schäflein; suche deinen Knecht, denn ich habe deiner Gebote nicht vergessen.« (Ps. 118.)

Drei Kreuze stehen auf dem Calvarienberge, welchem von den dreien, o Christ, willst du dich anreihen? Leidest du schuldlos? so gedenke der Worte Christi: »seyd eingedenk meiner Rede: der Knecht ist nicht größer als sein Herr!« Willst du gar nichts leiden, und durch Verabscheuung des Kreuzes, nach Drogo's Wort, als einen Räuber dich beurkunden, und durch die Flucht des Kreuzes in den Abgrund stürzen? So sagt dir die Schrift: »sey eingedenk des Zornes, denn er wird nicht säumen; demüthige gar sehr deinen Geist, denn des Gottlosen Vergeltung ist der Wurm und das Feuer!« (Eccli. 7.) Leidest du nach mancher Verirrung, nach manch einem verübten Frevel? »Gedenke und vergesse nicht, daß du den Herrn deinen Gott herausgefordert hast!« (Deut. 9.) — Viel große und herrliche Werke hatte Esdras, der Wiederhersteller Jerusalems, für das Reich Gottes ausgeführt, viel Mühen und Gefahren dafür erduldet, und da er in seinem Geschichtsbuche sie kürzlich aufgezählt, schließt er mit den Worten: »Und darum gedenke meiner, o Gott, und nach der Fülle deiner Barmherzigkeit verschone mich:

gedenke meiner, o Herr mein Gott, in Güte!« Wie demuthvoll ist dieß Gebet, wie einfach und kindlich! Sey es nun, daß Irrwege hinter uns liegen, auf die wir reuig zurück sehen, oder sey es, daß Treue des Wandels und mancherlei gute Werke eine tröstlichere Zuversicht uns geben, immer bleibet doch diese Art zu bitten die beste: »Gedenke meiner o Herr, und in der Fülle deiner Erbarmung verschone mich; gedenke meiner, o Herr mein Gott, in Güte!«

»Gedenke mein o Herr«, o Wort des Trostes,
So Heil und Lindrung bringet jeder Wunde!
Der Pantheist hat dessen keine Kunde,
Auch dem Deisten fehlts zur rechten Stunde,
Und ein in Widerspruch erboßtes,
Entfremdetes Gemüth führt's nicht im Munde.

Gedenke mein o Gott, o Herr der Milde,
Der du nur schlägst, um wiederum zu heilen,
Süß ist es, unter deinem Schutz zu weilen;
Nur die sind sicher vor den Todespfeilen,
Die du beschirmst mit starkem Schilde;
Kein Übel wird sie hülflos übereilen.

Gedenke mein, o Gott, in deiner Güte;
Zu dir empor ist meines Geistes Strebung,
Nur deine Züchtigung gewährt Belebung,
Nur die Erniedrigung führt zur Erhebung;
Wie auch der Troz entgegen wüthe,
Vor dir besteht nur kindliche Ergebung.

XVI.

Johannes der Evangelist.

»Als nun Jesus seine Mutter stehen sah, und den Jünger, den er liebte, sprach er zu seiner Mutter: siehe deinen Sohn.«
(Joh. 19, 26.)

Nur eines flüchtigen Rückblickes bedarf es, um in allen Personen, die an der Leidensgeschichte des Herrn einigen Antheil nehmen, gewisse Bilder ausgeprägt zu sehen, die sich, mehr oder minder zahlreich, zu allen Zeiten wiederholen. So fand es sich, wie theils unter christlichem, theils deistisch-philantropischem Deckmentel noch immer Pharisäer genug stolzirend umher schleichen, wie die Judaswege noch keineswegs mit Gras bewachsen sind, wie Caiphas und Malchus ihr gemeinsames Tagewerk treiben, und Pilatus noch immer in kläglicher Schwankung schwebt; wie ferner die Herodianer auf witzige, der Pöbel auf pöbelhafte Weise gegen Jesum zu Felde ziehen, und die Männer aus der schlag- und schreibfertigen Cohorte ihm huldigen und ihn höhnen zugleich. Simon von Cyrene, als gezwungener, zuweilen auch als freiwilliger Kreuzträger, ist in tausendfachen Ge-

stalten auf den Straßen zu sehen, die beiden Räuber am Kreuze auf Strohlagern sowohl als auf Hirschfellen und flaumigen Pfühlen. Auch die weinenden Frauen von Jerusalem lassen, als leidende, liebende, strebende, betrachtende Seelen, mitten im Tumulte der Welt, hie und da ihre flötende Stimme hören, und ist Maria Magdalena, unbekehrt, nur allzu häufig nachzuweisen, so findet sie doch auch, zahlreich genug, sich auf der ersten und zweiten Bekehrungsstufe.

Aber mit Maria Magdalena fand beim Kreuze Jesu auch Johannes, der erste und letzte Zeuge seiner Leiden, der beim Abendmal an seiner Brust geruht, der die bangen Stunden auf dem Ölberg bei ihm zugebracht, und wieder auf dem Calvarienberge sich eingefunden: »Dieser ists, der Zeugniß gegeben hat, und wir wissen, daß sein Zeugniß wahr sey.« Wenn nun auch bei diesem erhabendsten aller Jünger gefragt wird: wo wiederholt sich sein Bild? wo finden sich die seligen Menschennaturen, in denen seine holde Geistesschönheit sich ausprägt? so möchte es überaus schwer scheinen, darauf eine haltbare Antwort zu geben. Denn ist Johannes nicht in seiner Weise einzig, in der Schönheit seiner reinen und liebevollen Seele unvergleichlich, in seiner Erhabenheit unerreichbar? wird er nicht von Christo der Sohn des Donners, d. i. der Gewaltige, von den Vätern die Sonne des Evangeliums, und von seinem eigenen Munde

der Jünger genannt, denn Jesus liebte? Es lassen sich zwar nicht wenige unter den heiligen Christen nachweisen, in welchen ähnliche Züge zu erkennen sind, wie etwa Polycarpus und Ignatius, seine Jünger, wie Gregorius Thaumaturgus, dem Johannes selbst auf wunderbare Weise zum Lehrer ward, wie Gregorius von Nazianz, der einzige, den die Kirche, gleich dem Johannes, mit dem Namen des Theologen ehrt; wie Eduard von England, welchen eine ganz besondre, gleichsam trauliche Freundschaft mit Johannes auszeichnete; wie Franciscus von Sales, um seiner liebenswürdigen Sanftmuth willen. Nichts desto weniger, wer von allen diesen kann füglich mit Johannes verglichen werden, der so vielfältige Vorzüge in seiner Person vereinigte, der zugleich Apostel, Evangelist, Prophet, Bischof, Martyrer, Gottesgelehrter, Jungfrau und Engel war? Findet sich zwar sein Name unter den Christen häufig, ja als der üblichste von allen, weil, wie schon Eusebius berichtet, die neubekehrten Heiden eine so ehrerbietige Liebe zu Johannes trugen, daß die Meisten seinen Namen erwählten, so ist es doch damit lange nicht genug, es frägt sich vielmehr um die besondere Bezeichnung, die zu diesem Namen gehört: »der Jünger, den Jesus liebte!«

Wie aber, wenn gerade die Bezeichnung es wäre, welche der ganzen mühsamen Nachfrage ein plötzliches Licht verliehe? Wozu weit und breit, un-

ter den sogenannten Heiligen, und in längst vergangenen Jahrhunderten nachsuchen, was in der ganzen, zumal etwas gebildeten Welt, in größter Zahl zu treffen ist? Wer immer etwas von dieser Halbbildung besitzt, wetteifert mit Johannes; denn er weiß es zuversichtlich, daß Gott ihn liebe. Hat Johannes zuerst gelehrt: Gott ist die Liebe (Charitas), so sagen dieß nunmehr die Modernen alle, ja sie wissen noch mehr: Gott ist sonst nichts, als die pure lautere reinste Liebe. Hat Johannes die hohen Worte gesprochen: »in der Liebe ist keine Furcht, denn die vollkommene Liebe treibt alle Furcht hinaus«, so behaupten die Leute auch dieß, ja sie gehen um einen guten Schritt weiter und sagen: Weg mit aller Furcht! der Allvater (wie diese christlichen Skandinavier ihn nennen) wird dadurch nur entheiligt, genug daß er uns liebt, und wir ihn, und damit ists gut und kein Wort mehr darüber!

Doch freilich hat der herrliche Apostel noch andre Worte hinzugefügt, und es ist, als hätte er für ferne und späte Zeiten sie hingeschrieben: »Meine Kindlein, lasset uns nicht lieben mit Worten und mit der Zunge, sondern im Werk und in der Wahrheit! denn wenn unser eigenes Herz uns Lügen straft, so ist Gott noch größer als unser Herz, und weiß Alles. Meine Kindlein, lasset von Niemanden euch verführen! Dieß ist die Liebe Gottes, daß wir seine Gebote bewahren, und seine Gebote sind nicht schwer.

So Jemand die Welt liebet, ist die Liebe des Vaters nicht in ihm!« So redet der Jünger der Liebe, und da er solche Lichtstrahlen verbreitet, wo sind seine vermeintlichen Ebenbilder hingerathen? Sie sind wie Schatten verschwunden. »Sehet wohl zu, sprach zu den Seinen einst Gregorius der Große: sobald Jemand aus euch gefragt wird, ob er Gott liebe? so wird er ganz zuversichtlich erwiedern: ja, ich liebe ihn. Allein die Erprobung der Liebe ist die Aufweisung des Werkes! Wer seinen unordentlichen Neigungen und Leidenschaften sich hingibt, der liebet Gott nicht, denn er widerspricht ihm in seinem Willen.« Wie steht es dann im modernen Christenthum mit dieser Frage? Nimmt wohl Jemand Anstand, ihr unverzüglich mit dem Jawort zu begegnen? »Liebste Brüder, sprach Gregorius ferner: antwortet nicht so rasch, gehet zuerst in euch selber ein, erforschet euer Inneres, und Niemand glaube sich selbst, wenn seine Werke ihm nicht Zeugniß geben!«

Der selige Raimundus Lullus zwar pflegte mit solchen Antworten nicht zu zögern. Fragte man ihn: wem gehörst du? wem dienst du? so antwortete er: der Liebe. Fragt man: aus welcher Heimath bist du? so sagte er: aus der Liebe. Fragte man: was hat dich hieher geführt? so antwortete er: die Liebe. Fragte man: wo gehst du hin? so erwiederte er: zur Liebe. Fragte man: wo wohnst du? so sprach er: in der Liebe. Fragte man: woran denkst du? so gab er

zur Antwort: an die Liebe. Aber daß diesen Lieblingsworten seine Werke Zeugniß gaben, dafür bürgt seine ganze Lebensgeschichte. Nun reden aber auch die Halbgebildeten, so oft die zarte Saite der Frömmigkeit in Anklang gesetzt wird, mit Raimundus Lullus um die Wette, fast ausschließlich von himmlischer Liebe; alle jene Andachtsbücher, aus welchen sie beten, alle jene Gebetbücher, aus welchen sie ihr Bischen Andacht schöpfen, müssen gleich den Almanachen süß und schmuck und zierlich, und die Almanache und Romane gleich den Andachtsbüchern mit einiger fast frommen Innigkeit (Gemüthlichkeit) begabt seyn, und wie die Almanache und Erbauungsbücher, so auch die Religion; alles pure, holdselige, von allem herben Nebengeschmacke geläuterte, honigsüße Liebe.

Und haben sie so gänzlich Unrecht? In der Art und Weise, wie sie die Sache auffassen, wohl; im Wesen der Sache aber keineswegs. Denn auch diese Alles erschöpfende, Alles umfassende Lehre gibt Gregorius: »Die Seele wird nicht verklärt im Glanze der ewigen Schönheit, brennt sie nicht vorher auf Erden in der Werkstätte der Liebe.« Da also die Liebe unbezweifelbar die höchste (auch schwerste) Aufgabe und das eigentliche Leben der Seele ist, so wird es sich freilich vor Allem um die Erkenntniß handeln, was echte Liebe sey, und wie es mit ihr sich verhalte. Da tritt aber ein Schiedsrichter auf, der

weise genug war, um die echte Liebe zu kennen und zu üben, auch weise genug, um in klarer Einfalt davon zu reden. Wahrhafte Liebe, lehrt Thomas von Aquin, ist nur jene, welche das Verhältniß der Freundschaft besitzt, so daß wir das Gute Desjenigen beabsichtigen und wollen, welcher der Gegenstand dieser Liebe ist. Und so gibt es dann, aus diesem Gesichtspunct betrachtet, drei höchst verschiedene Arten von (wahrer und falscher) Liebe. Lieben und nicht geliebt werden können, ist thöricht. Lieben und nicht geliebt werden, ist schmerzlich. Geliebt werden und nicht lieben, ist barbarisch. Wenn nun z. B. der Eine den Wein liebt, ein Anderer die Kleiderpracht, ein dritter die Pferde, oder was man sonst ähnliches den Leuten nachzurühmen pflegt, so ist dieß freilich keine Liebe, welche die Form und das Wesen der Freundschaft in sich trägt, wie es denn auch lächerlich zu sagen wäre, als hegte man eine Freundschaft zum Wein, zu den Pferden. Gleich wie demnach nichts trostloser ist, als die sogenannte Liebe zum Golde, zu Speisen und Bechern, zu Kleidern, zu Blumen, zu Schmetterlingen, zu schönen romantischen Gegenden, weil man von solchen Dingen keine gegenseitige Liebe hoffen kann, so ist auch nichts weiter entfernt von wahrer Liebe, als jene, die im Menschen bloß körperliche Schönheit sieht.

Man kann aber wahrhaft lieben, was gegenseitiger Liebe fähig ist, aber diese Liebe dennoch

nicht erwiedert, und dieß ist schmerzlich. Was kann einer Mutter schmerzlicher seyn, als von ihrem einzigen Sohne, den sie mit zärtlichster Sorgfalt umfasset, mit Trotz oder Gleichgültigkeit behandelt zu werden? was kann in ehelicher Verbindung kränkender seyn, als das störrische, treulose Benehmen eines Gemahls? Daher ergibt sich der dritte Satz von selbst, daß geliebt werden und nicht lieben unmenschlich sey. Wer ist derjenige, der von seinem Vater, seinem Fürsten, seinem Wohlthäter, unzählige Beweise der Liebe und des Wohlwollens empfängt, und dennoch mit keinem Funken von Gegenliebe ihm vergilt? Ist es nicht ein uralter Spruch: »willst du geliebt werden, so liebe?« Ein großer und geistreicher Herr, Alphonsus von Aragonien, legte einst einem Kreise gelehrter Männer, die er eben um sich hatte, diese Sentenz des lateinischen Classikers vor, um ihre Meinung sie fragend, ob selbe auch ohne Ausnahme gültig wäre? Fast Alle entschieden sich für die Wahrheit des Satzes; um die Liebe der Menschen zu gewinnen, versicherten sie, sey kein wirksameres Mittel, als ihnen Liebe zu erweisen. Ich aber, sagte König Alphonsus, bin dieser Meinung nicht. Ich weiß Einen, der uns überschwenglich liebt, und doch nicht wieder geliebt wird. Wer von uns zweifelt daran, daß Gott mit ewiger Liebe uns geliebt hat, und daß er um unsertwillen Mensch geworden sey, um von uns näher gekannt

und inniger geliebt zu werden? wo aber ist derjenige, der aus allen seinen Kräften Ihm mit gegenseitiger Liebe vergelte?

Und siehe, dieß meinte auch Johannes, da er schrieb: »lasset uns Gott lieben, weil er früher uns geliebet hat!« Überaus schmerzlich fühlte er, wie mit den Worten: »geliebt werden und nicht lieben« die ganze Tiefe des menschlichen Undanks bezeichnet werde, den er an Judas Iscarioth, wie an den Übrigen gewahrte, die näher oder ferner Jesum umgaben. Hinwiederum: »lieben und nicht geliebt werden«, dieß ist Gottes Antheil von Seite der Menschen, dieß vor Allem das Leiden Jesu. Darum nennt selbst Johannes sich nicht den Jünger, der Jesum liebte, sondern den Jünger, der von Jesu geliebt wurde. Und dennoch war hier die Liebe so wechselseitig und innig, als sie zwischen dem Gottmenschen und einem einfachen Menschen nur denkbar ist. Warum wohl ward Johannes vor Allem durch diese süße Freundschaft beseligt? Weil er, von rein-menschlicher Seite betrachtet, Jesu in Allem verwandt war. Durch das Band der Blutsfreundschaft, durch die Ähnlichkeit der Gesichtszüge und der jungfräulichen Sitte ihm angenähert, hing er an ihm mit kindlicher Einfalt, war allzeit der Nächste an seiner Seite, ruhete an seiner Brust, und schöpfte aus dieser göttlichen Quelle Klarheit und Leben, so daß,

obgleich er noch ein irdischer Wanderer war, dennoch schon die Herrlichkeit Gottes seine reine Seele bestrahlte, und auch hierin war er einiger Maßen dem göttlichen Meister ähnlich, wie dem Lichte, für das er empfänglich ist, der klare Krystall. Daher gibt es auch drei Angesichter, welche in ihrer Würde und Schönheit von Malern und Bildnern nie völlig zu erreichen sind: das Angesicht Jesu, weil es ein Abglanz der göttlichen Schönheit ist; das Angesicht seiner jungfräulichen Mutter, weil diese ihrem Sohne ganz ähnlich war; endlich das Antlitz des Johannes, weil es der Abglanz des Angesichts Jesu ist. Jugendlich, gleichsam im achtzehnten Lebensjahre, wird er gewöhnlich dargestellt, obgleich er ein hohes Greisenalter erreichte, weil die menschliche Kunst auch die Engel jugendlich darstellt, die ewige Blüthe ihres unsterblichen Lebens bezeichnend. Wiederum im hohen Greisenalter hat der Fürst der christlichen Maler *) ihn abgebildet, (denn als Greis erst schrieb Johannes sein Evangelium) aber aus den erhabenen Zügen leuchtet der Frühling des Lebens, die Milde der überirdischen Klarheit.

Denn nicht bloß ein Jünger, den Jesus liebte, war Johannes, sondern auch ein Jünger, den Jesus erleuchtete. »Die übrigen Evangelisten, sagt Augustinus, wandeln mit dem Herrn wie mit ei-

*) Der sel. Fiesole.

nem Menschen auf Erden, zuweilen nur von seiner Gottheit redend; Johannes aber, als wäre es ihm lästig, auf Erden sich aufzuhalten, erhebt sich nicht über die Erde bloß, sondern über alle Schaaren der Engel; ein Adler ist er, der das wesentliche Licht mit unverwandten Augen anschaut.« Über Alles, was begriffen und ausgesprochen werden kann, sagt Origenes, erschwingt dieser Adler sich, und wird im Geistesfluge zu den Geheimnissen des Einen und ewigen Urquells erhoben. Denn die himmlische Liebe, nach Richardus, ist ein Auge, und Lieben so viel als Schauen. So war also Johannes ganz in Liebe und Licht versenkt, und wer noch zweifeln will, daß er ein Ebenbild Jesu gewesen, der gedenke der Worte, welche dieser zu seiner Mutter sprach: siehe hier deinen Sohn. Nicht leer sind diese Worte, bemerkt Thomas von Villanova; denn wohl ziemte es sich, daß er denjenigen an seine Stelle setzte, welcher durch die Gnade ihm ähnlich, und durch die wechselseitige Liebe sein anderes Ich, sein zweites Selbst geworden war! Und würdigte er zwar den Jünger Petrus der Obhut über die gesammte Kirche, so überantwortete er ihm doch zugleich unzählige Mühen und Sorgen; dem Jünger Johannes aber gab er seine Mutter, ein wunderbares und überaus holdseliges Pfand, das keine Sorge und Drangsal, sondern nichts als Trost und Freude ihm brachte.

Wenn nun Niemand auf Erden größere Beweise der Liebe empfangen, als Johannes, mit welcher gegenseitigen Liebe hat er ihr zu entsprechen gesucht? — Der große Basilius hatte einen Freund, der in den Kerker geworfen wurde; Basilius (wie Chrysostomus von ihm erzählt) wendete alles, was er vermochte, an, um in diesen Kerker zu gelangen, wo er seinem leidenden Freunde beistand, obgleich er durch diesen Schritt in gleiche Gefahr des Lebens gerieth. Als nun andere Freunde ihm die heftigsten Vorwürfe darüber machten, daß er sein Leben und Blut so verschwenderisch auf's Spiel setze, antwortete Basilius ihnen: »auf andere Weise habe ich nicht lieben gelernt!« Und wahrlich, auf andre Weise hat auch Johannes nicht lieben gelernt. Da er seinem Meister in das Haus des Caiphas und Pilatus nicht folgen durfte, so eilte er zu seiner jungfräulichen Mutter nach Bethania; mit ihr wanderte er auf die Höhe von Golgotha, mit ihr blieb er dem Gekreuzigten zur Seite, unbekümmert, ob er der Wuth des Volkes und der Hohepriester, und dem Tode sich aussetzte, denn anders hatte er nicht lieben gelernt.

Eine ähnliche Liebe beseelte jenen Indianer, der, nebst mehrern anderen seiner Landsleute, den Missionär Antonius Ruiz nach den, von keinem Europäer noch betretenen Wäldern von Paraguai begleitete. Die Barbaren überfielen plötzlich die friedliche und friedenbringende Schaar, schon

hatten sie sieben von den Gefährten des Antonius gemordet, da riß jener Neubekehrte ihm hastig Gewand und Hut und Mantel ab, bekleidete sich selbst damit, und bat den Priester, sich zu flüchten. Die Wilden verfolgten nun den Verkleideten, den sie für den Missionär hielten, und der durch seine Schnelligkeit sich rettete, und so entkamen Beide. Welch eine Treue und Aufopferung, mit welcher dieser Christ, kaum erst aus dem rohesten Heidenthume erweckt, für seinen geistigen Vater sich hingab? Aber auf andre Weise hatte er nicht lieben gelernt. »Darin, lehrt Johannes, haben wir die Liebe Gottes erkannt, daß er seine Seele für uns gesetzt hat, und so müssen auch wir für unsre Brüder unsre Seele setzen!« Wer kennet die Begebenheit nicht, wie er, im hohen Greisenalter schon, einsam von Ephesus auszog, um in Wald und Wüste den Jüngling aufzusuchen, der aus seinem Jünger ein Räuberhäuptling geworden war; wie er ihn von ferne ersah, den Fliehenden einholte, ihm zu Füßen fiel, und ihn mit Thränen zurückzukehren bat; wie der Jüngling, beschämt und verwirrt, die blutbefleckte Mörderhand verhüllte, Johannes aber diese grause Hand küßte, und mit Bitten nicht abließ, bis er ihn nach Ephesus zurückgeführt, mit der Kirche wieder versöhnt, ja in der Folge ihn zum Bischof geweihet hatte? Denn auf andre Weise hat Johannes nicht lieben gelernt. Er sah, was der Meister der Lieb arbeitete

und litt für das Heil der menschlichen Seele, und in dieser Schule unterwiesen, lehrt er nun: »Wer da sagt, er sey im Lichte, und hasset seinen Bruder, ist noch in den Finsternissen; wer seinen Bruder liebt, bleibet ihm Lichte. Denn Gott ist das Licht, und es sind keine Finsternisse in ihm.«

So sagt dann Johannes nicht allein: Gott ist die Liebe, er sagt auch: Gott ist das Licht. Licht ist also Liebe, und Liebe ist Licht; ohne Liebe keine Weisheit, ohne Weisheit keine echte Liebe. Wer demnach behaupten will, daß er die göttliche Liebe kenne, muß auch im überirdischen Lichte wandeln. Ob jedoch diese Aufgabe schwer, ob leicht zu erfüllen sey? der große Augustinus mag es, auf sehr anschauliche Weise, entscheiden. Du hast etwa, sagt er, zwei Menschen in deinem Dienste, von welchen der Eine dem Leibe nach häßlich, der Andre über die Maße schön geformt ist, jedoch ist dieser Schöne treulos, ungeschlacht, ungesittet, fahrlässig, der Häßliche hingegen gutmüthig, gewissenhaft, emsig und verläßlich. Welchen von Beiden wirst du vorzugsweise lieben? Du antwortest: den Letztern. Und wie ich so dich antworten höre, so erkenne ich schon, daß du das Unsichtbare liebst. Indem du den treuen Diener, ungeachtet seiner Mißgestaltung, mehr liebst als den zierlichen aber treulosen, so irrest du keineswegs: du hast allerdings das Schönere vorgezogen; du hast die sinnlichen Augen verschlossen,

und die Augen des Geistes aufgethan. Denn in der That, was ist schöner als die Treue, was ist häßlicher als die Treulosigkeit?

Was ist schöner, kann man füglich hinzusetzen, als der erhabene, geistige Glaube, was ist häßlicher, als der stolze, starre Unglaube? Was ist schöner als Reinigkeit, Mäßigkeit, Sanftmuth, was ist häßlicher als Unlauterkeit, Schwelgerei, Rohheit? Gewißlich, wäre unser Geistesauge ganz gesund, und mit der rechten Schärfe begabt, jede Tugend, jede geistige Schönheit würde zu so hoher und freudiger Bewunderung uns stimmen, als jegliches Böse mit Schauer und Ekel uns erfüllte, und würden nicht blos die Schönheit Gottes erkennen, sondern auch die kleinsten Gebrechen in uns, welche der göttlichen Liebe fremd sind, und ihr im Wege stehen. Es sey, sagt der heilige Bonaventura, ein Zimmer noch so sorgfältig gekehrt und gereinigt, dennoch, sobald ein einzelner Streif von Sonnenstrahlen hineindringt, sieht man eine zahllose Menge von Stäubchen schweben: auf ähnliche Weise, wenn das Herz durch die Strahlen der Gnade erleuchtet wird, kommen in ihm auch die kleinsten Fehler zum Vorscheine. Je reiner demnach ein Herz, desto mehr Fehler wird es in sich gewahren, und desto mehr Ursache wird es finden, sich zu demüthigen.«

Der Gegensatz ergibt sich daraus von selbst. Je dunkler es in einem Herzen aussieht, je weniger es

von der Gnade erleuchtet ist, desto weniger Fehler wird es in sich entdecken, desto zuversichtlicher wird es sich selbst für weise, gut und edel halten; und je fester ein Christ von seiner Weisheit und Trefflichkeit überzeugt ist, je selbstgefälliger er sich, laut oder stille, darüber erklärt, desto tiefer ist seine innere Finsterniß, desto schwächer seine Erkenntniß. Darum findet der Katholik, der nur sehr selten mit der Beichte sich befasset, in sich nur geringe Fehler, und der niemals beichtet, fühlt sich vollends fehlerfrei. Schwere moralische Übel, die man in altchristlicher Sprache Todsünden nennt, verwandeln sich ihm in läßliche Sünden, diese hinwiederum in ganz nothwendige, unvermeidliche Scharten; die verderblichsten Leidenschaften gestalten sich zu Anlagen des Temperaments, die häßlichsten Gewohnheiten verschönen sich zu menschlichen Schwächen; so wird der altfränkischen Sünde Abschied gegeben, und ein modernes Christenthum weiß nur von Aufklärung und allwaltender Liebe.

Wie urtheilt aber der Jünger davon, den Jesus liebte? »Wenn wir im Lichte wandeln, so haben wir Gemeinschaft mit Gott, und das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde. Wenn wir aber sagen, daß wir keine Sünde haben, so verführen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns. Wenn wir unsre Sünde bekennen, so ist er getreu und gerecht, daß er sie uns nachlasse, und von

aller Ungerechtigkeit uns reinige. Sagen wir aber, wir haben nicht gesündigt, so machen wir ihn zum Lügner, und sein Wort ist nicht in uns!« Wer hat also mehr Ursache zu fürchten, als gerade Jener, der, in leerem Selbstgefühle, von keiner Furcht weiß? Und wie schnöde und schal ist diese vielbeliebte Liebe ohne Furcht, diese vielbelobte Weisheit ohne Selbsterkenntniß? — Aber lehrt dann nicht Johannes selbst: die vollkommene Liebe treibt die Furcht hinaus? Allerdings sind dieß seine Worte, doch, was am wenigsten zu übersehen ist, er redet nur von der vollkommenen Liebe. Und wer erwäget wohl, welche Höhe die Liebe erreicht haben müsse, um vollkommen zu seyn? —

Ein Jüngling, der zur Zeit Gregorius des Großen lebte, befand sich eben auf einer Reise durch Palästina, wo er die heiligen Stätten besuchte, als ihn die kirchliche Zeit der Quadragesima bestimmte, in einem der dortigen Klöster Einkehr zu nehmen. Er fand die hier in Gemeinschaft lebenden Religiosen mit hohen und seltenen Tugenden begabt, nicht Wenige sah er, die während der Betrachtung göttlicher Dinge von der Erde erhoben wurden, Andre, die bei ihrem Gebete in Thränen überflossen, noch Andre, die in friedlicher Heiterkeit und Innerlichkeit ein gleichsam englisches Leben führten, und je emsiger er dieß Alles beobachtete, desto mehr wurden seine Wangen von Schamröthe gefärbt, in desto

bangere Sorge gerieth er über den Zustand seiner Seele. Der Abt, dem diese Verwirrung seines Gastes nicht entging, erklärte sich dieselbe aus der Sehnsucht nach seinem fernen Vaterlande und seinen Anverwandten; er ging also zu ihm, und sprach mit väterlicher Güte: Lasse dich, mein Sohn, von keiner Betrübniß beherrschen, vertraue auf Gott, der bald in deine Heimath dich zurückführen wird. Allein der Jüngling antwortete auf eine Weise, die Jener nicht erwartet hätte. Nicht deßhalb, sprach er, bin ich so betrübt, daß ich von meinen Anverwandten fern bin, da die Anschauung des allgegenwärtigen Gottes mir völlig genügt, um jede solche Traurigkeit zu verscheuchen. Denn indem ich bedenke, daß ich stets vor seinem Angesichte und in seinem Schutze bin, so gewährt mir dieser Gedanke Trost genug. Was mich aber betrübet, ist dieß allein, daß ich von christlicher Vollkommenheit so fern bin! Da sah der Abt ihn milde lächelnd an, und verließ ihn; er erkannte wohl, daß der junge Mann, zu solcher Höhe des innern Lebens gelangt, seines Trostes nicht bedurfte, und vielmehr geeignet war, Andere zu trösten. Wenn nun dieser Jüngling (bekannt in der Kirchengeschichte als der heil. Gregorius, Bischof von Agrigent oder Girgenti), in der Liebe Gottes so wohl begründet war, daß die Gegenwart Gottes allenthalben die Fülle des Trostes ihm verlieh, wie schwebte er dennoch in Furcht und Sorge?

oder wie bewährt es sich, daß die vollkommene Liebe die Furcht verscheuche? Allerdings verscheucht sie die Furcht, aber nicht die kindliche, sondern die knechtische nur, die Furcht der Strafe, aber nicht die Furcht vor dem Mißfallen Gottes.

Wo Liebe zugegen ist, da regt sich sicher auch diese heilige, kindliche Furcht; wo keine Liebe noch wohnet, da muß, damit sie Eingang finde, die Furcht vorangehen, wie (nach dem Gleichnisse des heil. Augustinus) die verwundende Nadelspitze vorangehen muß, damit der Faden ihr folge. »Die Furcht des Herrn ist schon die Weisheit, vom Bösen sich entfernen, ist schon die Einsicht.« (Job. 28.) Welch eine verächtliche Weisheit, die den allmächtigen Gebieter und Gesetzgeber nicht fürchtet? welch eine leblose Liebe, die weder Abwege noch Sünde scheuet? Die heilige Furcht ist der Anfang der Weisheit; die Furcht, die Weisheit und Liebe in ihrer Einigung sind dasjenige, was im vollen Sinne des Wortes Religion genannt wird. Alle höheren Bedürfnisse und Verhältnisse des Menschen umfaßt sie, und darum lehrt auch die Schrift: »Fürchte Gott, und halte seine Gebote, denn dieß ist der ganze Mensch.« (Eccles. 12.) iastes

Breit' aus, o Adler, deinen Geistesfittig,
Zum Äther steig' empor mit stolzer Schwinge,
Ob dir der vielversuchte Flug gelinge
Zum Born des Lichts, zum Urquell aller Dinge?
Doch nein, laß ab und bleib' am Boden sittig,
Daß sich an dir die wohlerdachte Mähre
Vom Icarus nicht neuerdings bewähre.

Es lüstet dich, und quält dich lebenslänglich,
Daß du erreichst das Eine, Absolute,
Doch ist's gegeben nicht dem Fleisch und Blute,
Die Wahrheit wohnt nicht unter jedem Hute,
Sie wohnt im Lichte, welches unzugänglich;
Erstürme sie Titanen gleich nicht wieder,
Sey demüthig, sie steigt zu dir hernieder.

Sie hat sich längst in Christo uns enthüllet,
Und zeiget sich den Milden und den Kleinen,
Sie wird erkannt, erfasset von den Reinen,
Und will mit eitlem Prunke nicht erscheinen,
Mit edler Furcht die Seele sie erfüllet:
Die Gottesfurcht voran der Liebe schreitet,
Und heil'ge Liebe nur zur Weisheit leitet. —

XVII.

Die Mutter Jesu.

»Es stand aber neben dem Kreuze Jesu seine Mutter.«
(Joh. 19, 25.)

»Neben dem Kreuze Jesu stand seine Mutter«, so bezeuget der Jünger, den Jesus liebte, zu dem er vom Kreuze noch Worte der zärtlichsten Liebe sprach. Und mehr sagt er nicht von ihr? schildert ihre Betrübniß nicht, ihren Schmerz, ihre Thränen, nicht die Ergebung, mit der sie geduldet? Allein die Evangelisten schildern und beschreiben nichts, mit kurzen, einfachen Worten umfassen sie die erhabensten und geheimnißvollsten Dinge. So reden sie auch von der Wunderblume dieser Erde, und von ihren unaussprechlichen Tugenden nur erzählungsweise und gleichsam im Vorübergehen; sie sagen von ihrer Demuth nichts, aber sie theilen ihre Worte mit: siehe ich bin eine Magd des Herrn; sie erwähnen nichts von der Erhabenheit und Klarheit ihres Geistes, aber sie haben ihren Lobgesang: meine Seele machet groß den Herrn, aufgezeichnet, der über die Psalmen und Weissagungen des alten Bundes sich

emporschwingt; sie reden nicht von ihrer mildesten Herzensgüte, nicht von dem mütterlichen Ansehen, das ihr göttlicher Sohn ihr eingeräumt, allein sie erzählen die Begebenheit bei der Vermählung zu Cana; sie schildern ihre Großmuth nicht, aber sie berichten, daß sie beim Kreuze Jesu stand; sie verbreiten sich nicht über die Herrlichkeit ihrer Auserwählung und Würde, aber sie nennen sie die Mutter Jesu; und welch ein hoher Name ist dieß, und wie unergründlich die Würde, die er bezeichnet!

Die Kirche erwägt diesen Ausdruck näher, da sie die heilige Jungfrau mit verschiedenen Ehrennamen grüßet und anruft, als die Mutter der göttlichen Gnade, als die allerreineste Mutter, die Mutter Christi, die Mutter des Erlösers, doch möchte, wenn anders der fromme Jacobus Rhem recht hatte, eine dieser Benennungen vor allen anderen den Vorzug haben. Als nähmlich seine Mitbrüder einst die bekannte Lauretanische Litanei sangen, wobei er, seiner Gewohnheit nach, weit rückwärts in einem Winkel kniete, eilte er bei der Anrufung »wunderbare Mutter« (mater admirabilis), wie seiner selbst nicht mächtig, plötzlich in die vorderste Reihe hervor, und rief: wiederholet diese Worte; dieß ist der Name, welcher der heiligen Jungfrau vor Allem gebührt, dieß ist ihr wahrer Lobspruch! Und wahrlich eine wunderbare Mutter ist Maria, ganz über die gewöhnliche Ordnung der Dinge erhoben; eine

Werkstätte der Wunder hat schon der Bischof Andreas von Jerusalem sie genannt. Wunderbar ist sie in ihrer makellosen Schöne und Jungfräulichkeit, wunderbar in ihrer jungfräulichen Mutterwürde, wunderbar in ihrer Freude und wunderbar in ihrem Schmerz. Wunderbar in Wonnen und Freuden: denn, so sprach sie, mein Geist frohlockt in Gott meinem Heiland; wunderbar in Schmerz und Trübsal, denn einem Schwerte gleich durchdrang es ihre Seele. Wunderbar in ihrer Freude: da sie den Gottmenschen gebar und erzog und besaß; denn wer war damals reicher und seliger als sie? Wunderbar in ihrem Schmerze, da sie ihn wieder, wenn auch dreißig Stunden nur, verlor, denn (wie Augustinus gesagt hat) je wonniger die Freude des Besitzes, desto herber der Schmerz im Verluste. Und deßhalb auch, wenn wir sie beim Kreuze Jesu stehend, in der Großmuth ihres Geistes bewundern, dürfen wir doch darüber nicht die unsägliche Bitterkeit ihrer Schmerzen vergessen, und andrerseits, da wir dieser Betrübniß gedenken, dürfen wir doch die Größe ihres Glaubens und ihrer Standhaftigkeit nicht aus dem Auge verlieren.

Denn unter jenen frostigen Freunden des Evangeliums, denen die innige Andacht zu Jesus und Maria allzu südlich und glühend erscheint, sind von jeher welche, den Stoikern gleich, mit der Behauptung aufgetreten: die Jungfrau habe beim Tode

ihres Sohnes den heitersten Gleichmuth bewahrt, und weder Angst noch Schmerz in hohem Maße erduldet. Sie berufen sich auf das Beispiel jener Mutter der Maccabäer, die ihre sieben blühenden Söhne an Einem Tage zu Tode foltern sah, und voll des Muthes und der heiligen Hoffnung sie zur Beharrlichkeit ermunterte; sie berufen sich auch auf die heilige Melania, eine Tochter des römischen Consuls Marcellus, die (nach dem Zeugnisse des Hieronymus) beim Verluste ihres Gemahls keine Thräne vergoß, so vollkommen gleichförmig war ihr Wille dem göttlichen geworden. Und wie sehr erst, sagen sie, geziemet sich's, dieselbe Geistesstärke und ungetrübte Ruhe auch der heiligen Jungfrau zuzurechnen, die nicht allein dem göttlichen Willen aufs vollkommenste gehorsam war, sondern überdieß auch wußte, daß der Tod ihres Sohnes das Werk der Erlösung vollendete?

Ihnen gegenüber fanden sich jederzeit auch solche, die in ihrer Ansicht von den Leiden der Jungfrau auf das andre Extrem sich verirrten; nach ihrer Vorstellungsweise war Maria beim Kreuze Jesu in eine todesähnliche Ohnmacht gesunken, und es gefiel ihnen, diese Scene auch in Bildern darstellen zu lassen *). Allein wie unwürdig ist es nicht, die Herrliche, Gnadenvolle,

*) Carthagena bezeuget, daß zu seiner Zeit, wenigstens in Rom, solche Bilder allerwärts verworfen und abgeschafft worden seyen.

von allen menschlichen Gebrechen Freie, auf solche Weise mit nervenschwachen Kränklern oder mit hysterischen Frauen zu vergleichen? und überdieß bezeugt ja Johannes ausdrücklich, sie sey beim Kreuze ihres Sohnes gestanden!

Die rechte Ansicht also hält zwischen den beiden vorigen die Mitte. Nicht minder wunderbar war Maria's Standhaftigkeit, die kein Schmerz erschütterte, als dieser Schmerz, den auch die erhabenste Hoffnung nicht mildern konnte. Denn wie ein, vom Ungewitter überfallener Pilger, so gewiß er auch weiß, daß die Sonne bald wieder ihm leuchten werde, dennoch vom Sturme gerüttelt, vom Platzregen durchnäßt wird; oder wie einem herben Arzneibecher, den ein Kranker leeren muß, die Hoffnung auf Genesung doch nichts von der Bitterkeit benimmt, so ergab sich zwar Maria in die Leiden und den Tod ihres Sohnes, aber so fest auch ihr Glaube war, und so unerschütterlich ihre Hoffnung, die ihr in baldiger Verherrlichung ihn zeigten, so konnte sie doch seine schmähliche Mißhandlung, seine furchtbaren Qualen nicht sehen, ohne aufs schmerzlichste verwundet zu werden. »Nennet mich nicht Noemi, sprach jene nach Bethlehem zurückkehrende Witwe, nicht die Anmuthige und Schöne, nennet mich Mara, die Bittere, denn mit Bitterkeit hat der Herr mich erfüllet!«

Oder soll etwa Maria minder herrlich und min-

der glorwürdig uns erscheinen, weil ihr Auge trüb ist, ihre Wange bleich und von Thränen benetzt? Jener mächtigste Redner Athens, da er den Verlust seines Sohnes mit strömenden Thränen, mit lauten Klagen betrauerte, ward von seinen Freunden, nach stoischer Weise, mit Härte darüber getadelt. Wie kannst du, fragten sie, so kläglich weinen? wie kommt es, daß du, ein Mann von Geisteskraft, so sehr dem Schmerze dich hingibst? ist dieß deine Weisheit? Demosthenes antworte ihnen bündiger, als sonst jemals: ihr wisset nicht, meine Freunde, was väterliche Liebe sey! Was würde Maria denjenigen antworten, die ihr, als der weisesten Jungfrau, einen ähnlichen Vorwurf machen wollten? Ihr wisset nicht, was mütterliche Liebe sey! »Wie traure ich um dich, sprach ihr königlicher Ahnherr einst, als er den Tod seines Freundes Jonathas beweinte: wie traure ich um dich, der du so holdselig und lieblich warst; wie eine Mutter ihren einzigen Sohn, so habe ich dich geliebet!« Wenn es nun keine innigere Liebe auf Erden gibt, als die einer Mutter zu ihrem einzigen Sohne, wer vermag dann die Liebe jener wunderbaren Mutter zu messen, deren einziger Sohn auch einzig nur ihr gehörte, dessen Besitz sie mit Niemanden auf Erden theilte, und dessen Würde und Hoheit sie als eine unendliche kannte?

Denn dieß ist ja das Mysterium, das sie zu einer so wunderbaren Mutter, zur Mutter Got-

tes erhob, nicht auf die Weise, wie der seichte Nestorius fabelte, sondern wie Kirche und Evangelium lehren. Die Mutter eines Bischofs, sagte er, würde nicht deßhalb so genannt, als hätte sie einen Bischof geboren, sondern weil sie einen Menschen geboren hat, der in der Folge ein Bischof geworden ist; eben so sey Maria nicht in dem Sinne eine Mutter Gottes, als hätte sie einen Gott geboren, sondern einen Menschen, der in der Folge mit der Gottheit vereinigt worden. Die Offenbarung, die Kirche, die christliche Philosophie selbst haben diesen dämonischen Unsinn längst zu Boden geschlagen. Der neue und himmlische Mensch, der in Maria erschaffen ward, war schon vom ersten Momente an mit dem Worte in persönlicher Einheit; und so war dieser ihr Sohn zugleich ihr Gott, ihr Herr, ihr Erlöser, der Gegenstand ihrer Anbetung wie ihrer gränzenlosen Liebe. Und diesen Wunderbaren sah sie nun gewaltsam ihr entrissen, in der Blüthe seiner Jugend, in der Fülle seiner Holdseligkeit, als ein Opfer des Neides und der Bosheit von ihrem eigenen Volke zertreten, verhöhnt, zwischen Missethätern am Kreuze verblutend. Sie sah ihn gebunden, und konnte seine Bande nicht lösen, sie sah ihn verwundet, und konnte seiner Wunden nicht pflegen, sie hörte mit Schmähungen ihn überhäufen, und konnte ihn nicht vertheidigen; sie hörte ihn rufen: mich dürstet, und durfte keine Labung

ihm reichen; sie sah ihn sterbend das Haupt neigen, und konnte es nicht stützen; sie vermochte durch ihre Gegenwart nur seinen Schmerz zu erhöhen, da er sie, die Geliebteste der Seinigen, so herbe leiden sah.

Wenn schon Franciscus Seraphicus so zartfühlig war, daß er nicht bloß an jedem menschlichen Leiden den innigsten Antheil nahm, sondern selbst den Thieren sein Mitleid schenkte; wenn er kein Lamm zur Schlachtbank führen sah, ohne es los zu kaufen, wenn er einem gefangenen Kaninchen die Freiheit gab, und freundlich es warnte: lasse dich nimmer fangen — welches Zartgefühl erst und welches Mitleid wohnte im Herzen der Jungfrau, der Mutter der Güte und Barmherzigkeit! Und nun sollte sie so grausamen Qualen zusehen, und Qualen ihres einzigen Sohnes? Ihren Sohn sah Agar schmachten vor Durst, und sie begab sich hinweg von ihm, und saß an einem entfernten Orte in der Wüste, um ihn nicht sterben zu sehen. Maria aber war keine Agar, keine knechtisch Gesinnte, sondern die wahrhafte Sara, die Fürstinn der Völker, die Herrinn und Herrscherinn, drum sollte sie vom Anblicke ihres sterbenden Sohnes sich nicht trennen; ihr war es gegeben, nicht bloß Zeuge seines Opfers zu seyn, sondern daran auch Theil zu nehmen, und selber dem ewigen Vater ihn aufzuopfern.

»O heilige Jungfrau, sprach Epiphanius: wie soll ich dich nennen? ich werde einen Thron und ei-

nen Himmel dich nennen, und zugleich auch ein Kreuz!« Was meinte er mit diesen, fast seltsamen Worten? Ein Himmel ist Maria, weil sie der Tempel Gottes geworden; ein Thron, weil der König der Menschen und der Engel auf ihren Armen ruhete; ein Kreuz, weil Jesus noch auf ihren Armen getragen, eben schon, wie am Kreuze, für Alle sich aufgeopfert hat. Aber süß war dieses Kreuz, hart und furchtbar das andre, das ihn nunmehr trug, und das sie mit ihm theilte. »O meine Gebieterin, ruft Bonaventura aus: wo bist du nun? verweilst du neben dem Kreuze? ach, ich sehe dich am Kreuze selbst, wo du mit deinem Sohne duldest; alle seine Wunden und Qualen sind in deinem Herzen vereinigt, denn das Schwert der Schmerzen hat deine eigene Seele durchdrungen! Auch du bist mit Dornen gekrönt, auch du ans Kreuz geheftet, auch du mit Galle und Essig getränkt, und mit Schmach gesättigt!« — Und so zeiget sich in schärferm Lichte schon, was die Worte sagen: »Neben dem Kreuze Jesu stand seine Mutter«, sie bezeichnen eben so tief ihren unaussprechlichen Schmerz, als den wunderbaren Muth, mit welchem sie diesen Schmerz ertrug.

Fünf Söhne des oströmischen Kaisers Mauritius ließ der tyrannische Phocas niedermetzeln, und dieß vor den Augen des unglücklichen Vaters, und durch Soldaten, die bisher in seinem Dienste gewesen waren; Mauritius aber vergoß keine Thräne,

noch würdigte er die Barbaren eines Vorwurfs; er erhob seine Augen zum Himmel, und sprach die Worte, die in den Psalmen sich finden: »gerecht bist du, o Herr, und untadelhaft dein Urtheil!« Ihren Sohn sah Maria sterben, und dieß von den Händen seiner undankbaren Geschöpfe, und unbeweglich stand sie, anbetend die Rathschlüsse Gottes, »der seines eigenen Sohnes nicht geschont, zur Erweisung seiner Gerechtigkeit.« (Röm. 3.) Sie stand, im Angesichte einer ungeheuren Menge, vor welcher ihr Sohn zum Schauspiel geworden, selber auch der Gegenstand der Schmähung, bereit, mit ihm zu sterben. Sie stand, von Schauer und Leid durchbebt, erbleichend mit dem Erbleichenden, erstarrend mit dem Erstarrenden. Sie stand (so reden Ambrosius und Anselmus), wie es jungfräulicher Sitte geziemt; sie warf sich zur Erde nicht, sie rang nicht die Hände, sie brach in keine Klage aus, sie stand und schwieg. Die Sonne verhüllte sich, Finsternisse breiteten sich aus, die Erde erbebte, die ganze Natur erseufzte, als der Wiederhersteller des Lebens mit dem Tode stritt; Maria stand, der Palme gleich, die von keiner Last gebeugt wird, eine Palme des Friedens, der unbesiegten Geduld; und wenn menschliche Kraft sie verließ, so waren die Füße, auf denen sie stand, die Stützen, die sie aufrecht hielten, Glaube und Hoffnung. So stand sie, ein erhabenes Bild der Stärke; und weder Gefahr noch

Bedrängniß, weder das Schwert noch der Tod vermochten sie von der Liebe ihres Sohnes zu trennen. Ja in so herrlicher Kraft der Gnade stand sie unter dem Kreuze, daß manche Schwärmer, wie z. B. die Collyridianer, etwas Übermenschliches an ihr zu sehen vermeinten, und eine göttliche Würde ihr beimaßen, nicht bedenkend, daß Jesus selbst (vielleicht gerade deßhalb) nicht mit dem Namen Maria, auch nicht als Mutter sie anredete, sondern Weib sie nannte. »Er sprach zu seiner Mutter: Weib, siehe deinen Sohn, und zum Jünger: siehe deine Mutter.«

Und so ist, kraft dieses Testaments, jene herbe Stunde, welche der Jungfrau so namenlose Schmerzen gebracht, für die Gläubigen eine Stunde des Trostes und der Freude geworden; denn, wie es in der Kirche von jeher geglaubt worden, und wie schon Origenes lehrte, jeder wahre Christ, jeder Jünger des Herrn darf als einen Sohn Mariä sich betrachten. »Nicht Christum bloß, sagt Augustinus, nicht bloß das Oberhaupt der Kirche hat Maria geboren, sondern geistiger Weise ist sie auch seinen Gliedern, den Gläubigen, eine Mutter geworden.« Sie ist die Mutter Gottes und der Menschen, die Mutter des Richters und der Verschuldeten, die Mutter des Mitleids und der Leidenden, die Mutter des Siegers und der Streitenden. Wem aber vor Allen ist sie eine gütige und hülfreiche Mutter? Denjeni-

gen, sagt Thomas von Kempen, die mit ihr beim Kreuze Jesu stehen; ja Allen, die ihm und ihr gesellig sich anschließen, mit Johannes und Magdalena, mit Salome und Simon von Cyrene.

In unserm Kloster, erzählt Thomas von Kempen, auf dem Berge der heil. Agnes, befand sich ein Laie, Namens Egbert, ein eifriger Freund der Armuth und der Selbstverläugnung, der heiligsten Jungfrau mit innigster Verehrung zugethan. Schon hoch in den Greisenjahren, arbeitete er doch, bald mit dem Pfluge, bald mit dem Fuhrwerke beschäftigt, soviel seine Kräfte vermochten; er verweilte während dieser harten Arbeit, die er sich durchaus nicht nehmen ließ, unverwandt bei der Betrachtung der Mühen und Leiden des Herrn, und war er von seinem Händewerk ermüdet, so suchte er seine Erholung doch nur im Gebete. Allein wie der Lügengeist Niemanden weniger unangefochten läßt, als gerade Jenen, der den engen Weg mit Eifer fortgeht, so kamen dem armen Egbert allgemach immer heftigere Einsprechungen ins Herz, das Kloster zu verlassen, wieder in die weite Welt zu gehen, verschiedene Wallfahrten zu unternehmen, und sich, wenn noch so kümmerlich, am Bettelstabe durchzuhelfen; denn, so flüsterte der unsichtbare Rathgeber, hier in der Gemeinde hast du der Bequemlichkeiten, deren du nicht würdig bist, allzu viele, draußen aber wirst du der Plage und der Noth genug

finden, und wirst dadurch deinem Gotte sicherer wohlgefällig werden. Als er endlich mit seinem Vorhaben herausrückte, redeten ihm zwar der Prior und die Brüder angelegentlich zu, diese Gedanken auszuschlagen, um sich nicht neuen Gefahren Preis zu geben, und verderblich zu irren; sie suchten ihm begreiflich zu machen, wie der schlaue Verführer gar oft sich bemühe, durch mancherlei gute Vorwände zu täuschen, und wie leicht es ihm werde, durch Veränderung des Orts und der Umgebung vom gut begonnenen Wege den Wanderer abzulenken. Allein durch alle diese Gründe nicht beruhigt, blieb Egbert in seinem Herzen schwankend; er konnte den Entschluß nicht fassen, da zu bleiben, er wagte aber eben so wenig, ohne Erlaubniß von dannen zu gehen, und in so harter innerer Bedrängniß schien ihm nichts Anderes übrig, als zur heiligen Jungfrau seine Zuflucht zu nehmen, und eifriger als je vorher sich ihrem Schutze zu empfehlen. Da er nun eines Tages ermüdet an seinen Karren sich lehnte, und gegen seinen Willen vom Schlummer heimgesucht ward, sah er, wie im Halbtraume, eine wunderholde Frau vor sich stehen, die mit süßer Freundlichkeit zu ihm sprach: Bleib' an diesem Orte, Egbert, und was dein Vorgesetzter sagt, das thue! Bei diesen Worten schwand die Gestalt und der Traum, Egbert erwachte, und eilte ohne Verzug zum Prior, dem er weinend und schluchzend erzählte, was er gesehen

und gehört; dieser aber, dem guten Hirten gleich sein Schäflein tröstend, erwiederte ihm: so bleibe dann, mein Sohn, bei uns, wie unsre Herrinn dir befohlen. Egbert blieb nun, doch nicht lange mehr, sein Feierabend war schon nahe, er entschlief sanft und süß in der Octave des heil. Apostels Johannes, im Jahre 1420.

Welch ein seltsamer Mann war nicht dieser alte Egbert, und wer ist ihm zu vergleichen? Andere, sonst ehrenwerthe Christengemüther wünschen nur dazumal aus ihren Geschäften, Verhältnissen und Umgebungen sich fort, wenn ihnen das Kreuz zu schwer erscheint; den alten Egbert hingegen vermochte der Feind mit solchen Wünschen nicht zu täuschen, sondern mußte es auf ganz entgegengesetzte Weise versuchen; Egbert wünschte sich fort, weil ihm sein Kreuz zu leicht vorkam, weil er meinte, ein schweres suchen zu müssen. Und war dieß zwar ein Irrthum, so beweiset dieser Irrthum doch, daß er sein Kreuz mit großer Geduld, ja mit einer Leichtigkeit getragen habe, die ihn eben in den Wahn setzte, als wäre es allzu leicht. Wie gelangte er aber zu dieser Geduld? Indem er mit Maria und Johannes beim Kreuze Jesu verweilte, stets in dieser Betrachtung lebte und webte. Darum ließ auch die Königinn des Himmels sich zu dem Demüthigen herab, um ihm »eine Mutter des guten Rathes« zu werden, und aus der Verwirrung ihm heraus

zu helfen, darum führte sie ihn auch, in der Festwoche ihres Sohnes Johannes aus diesem Jammerthale.

Je zahlreicher aber die Beispiele dieser Art sind, desto billiger ist es, der Geschichte des armen greisen Laienbruders jene eines jugendlichen Fürsten gegenüber zu stellen, die des Aufsehens mehr gemacht hat. Dieser junge Fürst, Fernandez von Portugal, jüngster Sohn Königs Juan I. (im Jahre 1402 geboren) war dem Leibe nach immer kränklich, doch um so gesünder und reger war seine Seele. Von Jugend auf bewahrte er die größte Mäßigkeit, eine tadellose Reinheit der Sitten, er theilte seine Zeit zwischen Studien, Andachtsübungen und Werken der Wohlthätigkeit; und seine anspruchslose Demuth war so gründlich, daß er die Cardinalswürde, die man ihm antrug, beharrlich ablehnte. Dennoch war es ihm von der Vorsehung nicht beschieden, sein friedlich-thätiges, zurückgezogenes Leben länger fortzusetzen. Denn kaum hatte sein Bruder Eduard den Thron bestiegen, als er schon eine Flotte ausrüstete, um die Feste Tingis oder Tanger den Saracenen zu entreißen, und seine beiden Brüder Henriquez und Fernandez zu Befehlshabern der Expedition bestimmte. Das kleine portugiesische Heer landete bald an der afrikanischen Küste, und ließ es an tapferer Haltung nicht fehlen, da aber die Feinde in wenigstens zehnfach größerer Anzahl sie umzogen,

so kam es nach hitzigen Gefechten bald dahin, daß die Portugiesen sich entschließen mußten, ihren freien Abzug durch die Übergabe des festen Platzes Ceuta zu erkaufen; überdieß forderten die Saracenen noch, daß zur Sicherstellung dieser Bedingnisse, Einer der Prinzen als Geißel bei ihnen zurück bliebe. Um seinen Bruder und das hart bedrängte Heer von der drohenden Gefahr zu retten, bot Fernandez ohne Bedenken sich an, und so wurde er dann, im Herbste 1437, mit zehn Begleitern, worunter sein Geheimschreiber, sein Gewissensrath und Arzt sich befanden, den Saracenen ausgeliefert, um in seinem irdischen Leben nie mehr die Freiheit wieder zu gewinnen. Die Verzögerung der Übergabe von Ceuta, und viele andre gleich seltsame als widrige Fügungen hinderten seine Befreiung sowohl als seine Auswechslung, so geschah es, daß der fromme Fürst durch ferne und glühende Sandwüsten, unter dem Spott und Gelächter der Menge, nach Fez geführt wurde. Nachdem er dort mehrere Monate in einem elenden Kerker zugebracht, zwang man ihn, ohne ihm jedoch die Ketten abzunehmen, zu den Verrichtungen eines gemeinen Pferdewärters, und er rechnete sichs noch zum Troste, wenn er in Gesellschaft seiner christlichen Begleiter und Diener den Garten bearbeiten, oder durch Felsen und Anhöhen die Wege bahnen und ebnen durfte. Inzwischen starb König Eduard, sein Bruder; der neue Regent, so wie die Könige von Castilien

und Granada, machten ernstliche Versuche zu seiner Befreiung, allein die Treulosigkeit eines saracenischen Häuptlings vereitelte jede Bemühung, und Fernandez blieb in seinem Elend. Die Pest brach aus, und raffte täglich viele Hunderte hinweg, Fernandez und seine Gefährten blieben unangetastet. Nachdem er fünf ganze Jahre in so bitteren Drangsalen zugebracht, ward er endlich seines besten Trostes noch beraubt, von seinen ehemaligen Dienern, jetzt Leidensgefährten, entfernt, und in einen Kerker oder vielmehr in eine düstere Höhle gesperrt, in welcher man ihn bis zu Anfang des folgenden Jahres (1443) schmachten ließ.

Aber nun war auch das Ende seiner Leiden gekommen. Sein Caplan, dem man auf vieles Flehen erlaubt hatte, die harte Arbeit zuweilen zu verlassen, um den kranken Fürsten heimzusuchen, fand ihn eines Morgens mit freudenthränenden Augen, mit hellglänzendem Angesichte, wie unbeweglich liegen. Dreimal mußte er ihn anreden, bis der Kranke seiner Gegenwart gewahrte und ihm Antwort gab. Zwei Stunden vor Tagesanbruch, erzählte er nun, lag ich in meiner Ohnmacht und in meinen Schmerzen da, betrachtete bei mir die Drangsale dieses Lebens und die Glorie des Himmels, und fand mich in diesen Gedanken sehr getröstet. Da war mir plötzlich, als sähe ich einen lichten und schimmernden Thron vor mir, und auf dem Throne eine erhabene Frau in großer

Herrlichkeit, von vielen hehren und glänzenden Personen umgeben. Sogleich erkannte ich im Geiste meine himmlische Beschützerinn, und brachte ihr meine Verehrung dar. Da trat ein Jüngling hervor von ehrfurchtgebietender Gestalt, mit dem Schwert und der Wage, und andren Zeichen, mit welchen man den heiligen Erzengel Michael zu bezeichnen pflegt, und sprach: gedenke, o Gebieterinn, deines Knechtes, der dir so ehrerbietig und treu gedient, siehe, wie lang er schon leidet, und bitte deinen Sohn, daß er seinen Mühen ein Ende setze! Es trat aber noch ein Andrer hervor, mit einem Kelche in der Hand und einem Buche, in welchem ich die Worte las: im Anfang war das Wort; der legte die gleiche Bitte für mich ein. Darauf hat die Königinn mich gnädig angesehen, und mir verheißen, noch heute meine Erlösung zu bewirken, und in eben dem Augenblick seyd Ihr hereingetreten, habt mich angeredet und geweckt, und das Gesicht ist verschwunden.

So sprach der Fürst, und wie immer man von dieser Vision urtheilen mag, bei ihm schien keine Täuschung obzuwalten; denn noch am Abend dieses Tages sagte er zu den Wenigen, die um ihn waren: nun lasset mich sterben, legte die Arme übereinander, und verschied so sanft, daß man keine Veränderung an ihm bemerkte. Sein Leib, von den Barbaren auf der Stadtmauer von Fez zur Schau aufgestellt, blieb viele Tage lang beweglich

und frisch, sein Antlitz heiter und glänzend, und mitten unter den Saracenen wurden seine Überreste durch Wunder verherrlicht, deren Wahrheit, bei so vielfältigen als höchst unparteiischen Zeugnissen, nicht bezweifelt werden kann.

Wer wird das Loos dieses tugendhaften Fürsten beklagen? wer wird ihn nicht, mitten in seinen unzähligen Leiden, für glückselig achten? Weil er ein Simon von Cyrene war, der heldenmüthig die große Kreuzesbürde trug, weil er ein Nachfolger Jesu war, und seine Seele für seine Brüder setzte, weil er in reiner Sitte, in Betrachtung göttlicher Dinge dem geliebten Jünger sich anschloß, so verdiente er auch, daß die Trösterinn der Leidenden mit dem Engel der Gerechtigkeit, und mit Johannes, dem Engel der Gnade, seinem Geiste sich offenbarte, und die Palme ihm reichte. — »O welche Freude, ruft (in einer seiner Anreden) Thomas von Kempen, wird einst der Seele werden, welche auf Erden Jesum und Maria geliebt hat! Selig der Christ, der sie zur Mutter und Trösterinn, zur Wächterinn über seinen Wandel erwählet hat! ein gutes Vorwort wird sie ihrem Diener, wenn er von hinnen scheidet, bei ihrem göttlichen Sohne sprechen. Mein geliebter Sohn, wird sie sagen, erbarme dich der Seele deines Knechtes, der deinen und meinen Namen verehret hat. So oft er vorüber wandelte, wo ein Bild des Kreuzes stand, war er deines Leidens eingedenk,

und erwies dir Ehrfurcht. So oft er ein Bildniß von mir sah, und dich als zartes Kind auf meinem Schooße, oder als Versöhnungsopfer in meinen Armen, hat er im Herzen dich angebetet, mit Dank und Mitleid dich verehrt. Deiner Wunden, meiner Thränen hat er mit Rührung gedacht; er schloß sein Auge nicht, er ging auch nicht an sein Tagewerk, ohne vorher mit Liebe uns zu grüßen. Gedenke also seiner, und lasse ihn Barmherzigkeit finden, da ich in seiner Bedrängniß für ihn flehe!«

So redet der edle und treue Diener Christi, Thomas, oder vielmehr solche Worte hört er die heilige Jungfrau reden, und wie erhaben und wahr ist nicht Alles, was er in seiner Einfalt lehret? Ist zwar die Wunderbare, im Glanze ihrer Herrlichkeit, über unsern Gesichtskreis erhoben, so ist sie uns doch nahe genug, und unsrem Auge sichtbar in der Demuth ihres irdischen Wandels, in der herben Betrübniß ihrer Prüfung; und war sie auf Erden zwar gleich wunderbar, wie nun im Himmel, so steht sie, als schmerzenreiche Mutter, uns näher doch, und wandelt uns mit zartem Mitleid zur Seite. Selig der Christ, der weise genug ist, sie dankbar zu verehren! »Wer den Sohn läugnet, lehrte Johannes, hat auch den Vater nicht; wer den Sohn bekennet, hat auch den Vater.« (I. Joh. 2.) Eben so: wer die Mutter läugnet, der hat auch den Sohn nicht; wer Maria nicht liebt und ehret, der weiß auch nichts

von Jesu. Wer aber Jesum sucht, der wird auch zu Maria rufen. O Christ, willst du deine Mutter finden? denk an den alten Egbert, denk' an den gefangenen Fürsten in Mauritanien: fliehe das Kreuz nicht, liebe die Arbeit, erfreue dich in Entsagung und Mühe, lasse Schmerz und Leiden dir willkommen seyn; siehe dann ist die Trösterinn dir nahe, und ihre Milde wird dir nicht verborgen bleiben.

Stabat mater dolorosa.

Bei dem Kreuz die schmerzensreiche
Mutter stand, die Thränenbleiche,
Wo verschmachtend hing ihr Sohn;
Ihre Seele angstvoll ringet,
Ihr betrübtes Herz durchdringet
Nun das Schwert der Leiden schon.
Wie so bang an seiner Seite
Stand die hochgebenedeite
Jungfrau, Gottgebärerinn,
Sah mit Schmerzen, sah mit Trauer,
Sah mit tiefsten Mitleids Schauer
Auf den Eingebornen hin.
Welcher Mensch wird da nicht weinen,
Da er hier in solchen Peinen
Christi Mutter stehen sieht?
Wer, der ohne Leid betrachtet,
Wie die Fromme schier verschmachtet,
Da sie mit dem Sohne litt?
Hier für seines Volkes Schulden
Sieht sie Jesum Qual erdulden,

Welche ihr das Herz zerreißt,
Siehet in der Pein, der herben
Alles Trosts beraubt ihn sterben,
Da er aufgibt seinen Geist.
Eja, Mutter, Liebesquelle,
Zeig' mir deinen Schmerz, geselle
Mich auch deiner Trauer bei,
Gib, daß auch mein Herz entbrenne,
Daß ich liebend ihn erkenne,
Und ihm wohlgefällig sey.
Mutter, allzeit treu befunden,
Drücke seine Kreuzeswunden
Meinem Herzen mächtig ein;
Deines Sohnes bittre Peinen,
Die er trug, um mich zu reinen,
Laß' mit mir getheilet seyn.
Laß' mich wahrhaft mit dir weinen,
Dem Gekreuzigten mich einen
Alle meine Tage hier;
Bei dem Kreuz mit dir zu stehen,
Und zu theilen deine Wehen
Immerdar erwähl' ich mir:
Jungfrau der Jungfrauen klare,
Mich in süßer Huld bewahre,
Lasse trauern mich mit dir,
Daß ich Christi Tod empfinde,
Seinem Leiden mich verbinde,
Es verehre für und für.
Seine Wunden mich durchbohren,
Und sein Kreuz sey mir erkoren,
Weil es trug den Herrn des Lichts; —

Daß die Flamme mich verschone,
Sprich für mich bei deinem Sohne
An dem Tage des Gerichts.
Gib auch, daß das Kreuz mich stütze,
Christi Tod mich mächtig schütze,
Gnad' mich stärke jederzeit;
Gilt es einst dem Leib, zu sterben,
Hilf dann meiner Seel' erwerben
Paradieses Herrlichkeit. — Amen.

XVIII.

Joseph und Nicodemus.

„Es kamen also Joseph von Arimathäa und Nicodemus, und nahmen den Leib Jesu herab.“ (Joh. 19, 38.)

Als der große Antonius, der Eliseus des neuen Bundes, zum zweiten Male in die Wüste wanderte, um seinen Freund und Meister, den er durch göttliche Fügung kennen gelernt, den Einsiedler Paulus, noch Ein Mal zu besuchen, fand er diesen Helden der Einsamkeit bereits entseelt, und wußte ihm keinen andern Dienst mehr zu leisten, als die Bestattung seines Leibes zur Erde. Allein um den harten, von Sonnengluth gebrannten Boden aufzuwühlen, gebrach es ihm an Grabscheit und Harke, ja, weil er selber von Alter und Anstrengung schon gebeugt war, auch an der nöthigen Stärke. Wie er nun, nach Hülfsmittel sinnend und betend da stand, kamen raschen Laufes plötzlich zwei Löwen heran, so mächtig und furchtbar, wie nur eine afrikanische Wüste sie beherbergt; sie eilten zu den Füßen des Einsamen hin, wühlten mit ihren Klauen den Boden auf, scharrten eine Grube aus, die groß genug

war, den Leichnam aufzunehmen, und kehrten dann friedlich in die Wüste zurück. So wunderbar diese Begebenheit ist, so wenig fehlt es ihr an Bewährung, denn man erfuhr sie aus keiner andern Quelle, als aus dem Munde des heil. Antonius selbst, der zu seiner Zeit das Orakel der Christenheit war. Aber wer drei Jahrhunderte weiter hinauf gehen will, wird ein ähnliches Ereigniß, vielleicht verwunderlicher noch, auf dem Calvarienberge finden. Vollendet hatte dort der Welterlöser; seine Seele, im Glanze des göttlichen Wortes, erleuchtete den Abgrund schon, aber für jetzt noch starr und leblos schwebte sein Leib am Kreuze, und nahe dabei stand seine betrübte Mutter, mit Kummer und Sehnsucht unverwandt hinaufblickend. Zwar waren Johannes und die Frauen ihr zur Seite, doch vermochten sie hier keine Hülfe zu geben. Wo ist derjenige, der diesen wunderbaren Leib, das Unterpfand der Auferstehung, vom schmachvollen Holze herab nehme, und ihm jenen letzten Dienst erweise, den man auch dem geringsten Erdenbürger nicht versagt? Aber, wie sie ihre Augen zum Himmel erhob, und, der Erhörung ihres Flehens versichert, in die Ferne blickte, siehe, da kamen behenden Schrittes zwei Löwen aus der Wüste herauf, mit ehrerbietiger Dienstfertigkeit naheten sie, bereiteten das Grab, und erfüllten ihre Wünsche. Sie kamen aus der Wüste, denn sie kamen beide aus Jerusalem, der Stadt, die damals

von so grimmigen Raubthieren bewohnt war; sie selbst auch ähnelten, dem Äußern nach, jenen Tigern und Löwen, denn sie waren Fürsten der Pharisäer und Glieder des hohen Rathes, allein in ihrer innersten Gesinnung hatten sie längst zu den Freunden und Jüngern Christi gehört, und was sie innerlich waren, zeigten sie nun auch im Werke, sie blieben daher, auch jetzt noch, in ihrer Beherztheit und Furchtlosigkeit, den Löwen ähnlich, da sie, wie Chrysostomus sagt, um der Liebe Christi willen dem allgemeinen Hasse sich Preis gaben, der grimmigsten Verfolgung ihrer Mitbrüder sich aussetzten.

Ein Jünger des Herrn war längst schon Joseph von Arimathäa, und die Evangelien ertheilen ihm ein fünffaches Lob, sie nennen ihn einen vornehmen, reichen, guten und gerechten Mann, und der das Reich Gottes erwartete. Wahrlich fünf große Eigenschaften, die einzeln wohl oft genug, beisammen aber selten sich finden: reich und gerecht, vornehm und gut, reich und nicht ungerecht, vornehm und nicht stolz, vornehm und reich, und doch das Reich Gottes erwartend! Weil aber Joseph dieß Alles zugleich war, so konnte keine herrschende Meinung, kein Neid und Blendwerk ihn trügen; darum stimmte er auch den Rathschlägen und Maximen seiner Amtsgenossen nicht bei; aber sich offen ihnen zu widersetzen wagte er nicht; er war ein Jünger des Herrn, aber »im Verborgenen, aus Furcht vor den Juden«;

er schwieg und litt, und erwartete die Hülfe Gottes. Ein Jünger des Herrn war auch Nicodemus, und ein überaus ehrenwerther Mann, denn er war ein Enkel des großen Gamaliel, dessen Paulus als seines Lehrers sich rühmte, und den die erste Kirche unter ihre Glieder zählte; aber auch er war bisher ein verborgener Jünger gewesen, der nur bei stiller Nacht Jesum zu besuchen wagte, daher ihn Gregor von Nazianz einen bloß nächtlichen Gottesverehrer nennt; und wenn er auch Ein Mal (wie im siebenten Capitel Johannis zu lesen) gegen die ergrimmten Hohenpriester auftrat, und für die Sache Jesu das Wort nahm, so daß sie, von der Wahrheit seiner Rüge getroffen, beschämt auseinander gingen, so begegneten sie ihm doch mit so bitterm Hohne, daß er keine ferneren Versuche mehr machte; er schwieg und litt, und erwartete, wie sein Freund Joseph, die Wendung von der Allmacht Gottes.

Allein wie wenig entsprach der Ausgang der Dinge ihren bisherigen Erwartungen! Was hatten sie von ihrem Meister, dessen göttliche Mysterien ihnen eben noch dunkel geblieben, nicht Alles gemeint und gehofft, und was war nun vor ihren Augen geschehen? Von seinem eigenen Jünger verkauft, vom hohen Rathe verurtheilt, den Römern ausgeliefert, war er nun hülflos zertreten, geächtet, aus der Stadt geworfen, und am Kreuze getödtet worden. Ist dieß euer Meister, o Joseph und Nicodemus, ist dieß der

herrliche Prophet, der das Gottesreich auf Erden gründet? Fliehet, verberget euch nun, mehr als je vorher, entfernt euch aus Jerusalem, daß nicht der triumphirende Hohn eurer Brüder euch quäle; seht die Apostel sind entflohen, seine öffentlichen Jünger sind verborgen und schweigen, seyd vorsichtig, schweiget auch ihr! Aber nein, sie reden, und reden gar laut, denn auch die Werke, wie Cyprianus sagt, haben ihre Zunge; sie, die früher kaum den Namen Jesu auszusprechen wagten, preisen ihn nun mit kühnem Muthe, durch ihre eifrigen Dienste. Kaum ist das Weitzenkorn in die Erde gefallen, und erstorben, und schon bringt es reichliche Frucht; kaum ist der Herr, der Gegenstand ihrer ehrerbietigsten Liebe, in Schmach und grausamen Qualen verschieden, als schon ein neuer und herrlicher Muth in ihrem Herzen erwacht. Sie hatten, da sie trauernd und verschüchtert unter der Menge standen, seinen Abschieds- und Siegesruf am Kreuze vernommen, sie hatten mit dem Tode ihn ringen gesehen, sie hatten seine heiligste Mutter beobachtet, wie sie, eine Palme des Friedens, aber bethauet von Thränen, beim Kreuze stand; und siehe, des Meisters Tod, drr Mutter Schmerz hat ihnen das Herz durchschnitten, und von aller Selbstsucht und furchtsamen Rücksicht es losgetrennt; kein anderer Gedanke kann sie mehr beschäftigen, als dieser, den erhabenen Meister eben so ehrenvoll zu Grabe zu bestatten, als

schmachvoll sein Tod gewesen war, und sie allein auch, als Männer von Rang und Adel, waren zu diesem hohen Werke geeignet. Beherzt ging Joseph zu Pilatus, den Leib Jesu zu verlangen, und gern gewährte dieser die Bitte, um neuerdings zu zeigen, daß er den Verurtheilten auch jetzt noch ehrte; mit gleichem Muthe gingen, von wenigen Dienern begleitet, Joseph und Nicodemus die Anhöhe hinan, trugen die reinste Leinwand, die auserwähltesten Specereien mit sich, stiegen mit thränenden Augen zum Kreuze empor, zogen die Nägel aus den Wunden, nahmen den wunderbaren Leib herab, dessen Nähe mit Wehmuth und Trost sie erfüllte, bestatteten ihn, nach Landessitte eingehüllt, in das neue Felsengrab, und wälzten den Felsblock vor den Eingang.

Auf solche Weise vollbrachten sie ein Geschäft von unendlich hoher Bedeutung, sie wurden Diener der Vorsehung, um ihrem herrlichsten Werke, der Auferstehung Jesu, das Siegel historischer Gewißheit aufzudrücken, und alles Einzelne, was sie dabei mit genauester Sorgfalt beobachteten, gestaltete sich zu Symbolen und Andeutungen heiliger Wahrheiten. Welcher Dank aber ward ihnen dafür von Seite der Menschen? In einen Kerker ward Joseph geworfen, aus welchem er nur durch göttliche Hülfe entkam, er verließ dann sein Vaterland, und die Tradition zeigt ihn als Verkünder des Evangeliums

an fernen Küsten. Nicodemus, aus dem hohen Rath verstoßen, und von der Synagoge mit dem Fluche belegt, lebte in Verborgenheit bei dem greisen Gamaliel, und ward von diesem neben dem heiligen Stephanus begraben.

Aber konnten sie nicht, Einer wie der Andere, diese grimmige Verfolgung voraussehen? Mußten sie nicht Beide aufs klärste erkennen, welch einem unversöhnlichen Hasse sie sich aussetzten, da sie, im Angesichte Jerusalems, Demjenigen so hohe Ehrfurcht und Theilnahme bezeigten, den ihre Amts- und Rangesgenossen gebrandmarkt hatten? Was hätten etwa andere rechtliche und biedre Leute im ähnlichen Falle gethan? Sie hätten sich, nach ehrlicher Bürger Brauch, in einer einsamen Stube (allenfalls auch bei einer tröstlichen Flasche Wein) mitsammen hingesetzt, oder hätten (wie die beiden Jünger von Emmaus) miteinander einen Abendspaziergang gemacht, und dabei über die Begebenheiten des Tages sich unterhalten, seufzend über die Bosheit ihrer Mitbürger und Vorgesetzten, seufzend und trauernd, daß man bei solcher Bewandtniß der Dinge nichts thun könne; seufzend und wünschend, daß irgend Jemand den Muth fassen möchte, dem leidenden Mutterherzen einigen Trost zu bringen, und den Leib des Meisters zu bestatten. Allein Joseph und Nicodemus begnügten sich nicht mit so frommen Klagen und Wünschen, sie warfen alle zaghafte Klügelei, alle hasenfüßige Weisheit von sich, gin-

gen selber hin, kletterten zum schmachvollen Holze hinan, und bestatteten den Leib eines öffentlich Hingerichteten, gleich dem eines Fürsten und Meisters in Israel, ja viel ehrerbietiger noch, indem sie selber diesem Dienste sich weihten.

Welch ein große, hochherzige Unternehmung! Inzwischen — so setzt Mancher, sich selber tröstend, weislich hinzu — »sie wurden dazu innerlich vom Geiste Gottes getrieben!« Die Bemerkung ist auch wahr, nur frägt sich's, in welchem Sinne sie genommen werde? Das Mühlrad wird vom Wasser getrieben, das Wasser von seiner Schwere, die Räder der Uhr von Gewicht und Pendel, der Wetterhahn vom Winde, die Dampfmaschine vom Dampfe, das Blut des Menschen vom Herzen, und das Herz von allerlei Neigungen und Leidenschaften, wird wohl auf solche Weise auch des Menschen Geist, nämlich Verstand und Wille, vom Geiste Gottes, von der Gnade getrieben? Wenn jene beiden Löwen, (deren im Eingang erwähnt worden), aus ferner Wüste herzu eilten, dem Einsiedler Paulus ein Grab zu scharren, wie kamen sie? die Allmacht Gottes hat sie hergetrieben, und sie mußten kommen, nicht im Gehorsam, der ein Act der Freiheit ist, sondern im Zwange unwiderstehlicher Nothwendigkeit. Wurden aber auch Joseph und Nicodemus innerlich angetrieben, und vom Geiste Gottes herbeigezogen, so geschah doch dieses auf keine zwingende Weise, sondern so, daß ihre Frei-

heit, ihre Wahl, und folglich ihr Verdienst dadurch nicht beeinträchtigt ward, wodurch sie eben erst einer unendlichen Belohnung, der Reichthümer der Gnade auf Erden und der ewigen Verherrlichung würdig geworden.

Ihnen gegenüber tritt, vier Jahrhunderte später, ein Jüngling hervor, welcher nicht minder in der großen Welt als im Reiche Gottes herrlichen Ruhm erwarb. Von armen Ältern in Thracien geboren, und von Jugend auf durch Gottesfurcht und edle Einfalt ausgezeichnet, wanderte er in seinem neunzehnten Jahre nach Philippopolis, um in die dort stationirte römische Legion sich einreihen zu lassen. Nicht ferne mehr von dieser Stadt, sah er neben der Landstraße den Leichnam eines Erschlagenen liegen; mitleidig blieb er bei ihm stehen, aber mit leerem Mitleid nicht zufrieden, hielt er es für Christenpflicht, ihn in die Erde zu bestatten. Er that dieß, mit Hülfe seines kurzen Schwertes, so gut er es vermochte, allein einige Reisende, die eben vorüber zogen, sahen ihn bei dieser Verrichtung, schöpften Verdacht, zeigten die Sache bei dem Präfecten der Stadt an, und der junge Mann war kaum ins Thor getreten, als er schon angehalten und vor Gericht geführt wurde. Vergeblich waren alle seine Aussagen und Betheuerungen, alle Anzeigen sprachen wider ihn, und schon war man im Begriffe, das Todesurtheil über ihn zu fällen, als der wirk-

liche Mörder, von seinem Gewissen gequält, freiwillig vor den Richtern erschien, und den Thatbestand erkärte. Der Jüngling ward nun mit allen Ehren in die Legion aufgenommen, in welcher er, nicht ohne bedeutsame Fügung, den militärischen Namen Augustus empfing; und nach langjährigen seltsamen Schicksalen, die bald in Mittelasien, bald in Africa ihn trafen, ward er endlich von der, unter den Heiligen verehrten, Kaiserinn und Jungfrau Pulcheria auf den Thron des oströmischen Reiches erhoben, welches er, hochberühmt unter dem Nahmen Marcianus Augustus, mit solcher Gerechtigkeit und Weisheit regierte, daß er ein Spiegel christlicher Fürsten geworden ist. Wie, wenn etwa die Vorsehung, die stets so wunderbar ihn führte, jenes Werk der christlichen Liebe ihm belohnet hat, das er in seiner Jugend geübt? Er konnte damals von der Leiche, gleich den Anderen, vorübergehen, er konnte wohl auch seufzen über das Loos des Erschlagenen, und wünschen, daß Jemand kommen möchte, ihn mit Erde zu bedecken; fiel es ihm aber ein, selber dieß Werk zu verrichten, so konnte er leichtlich erwägen und einsehen, daß er dadurch sich verdächtig machen würde. Allein, ohne mit solchen Gedanken sich aufzuhalten, folgte er geradezu der inneren Einsprechung des Geistes; unbedenklich that er das Gute, und ward deßhalb auch durch göttliche Fügung beschützet; aber er war zu diesem Lie-

beswerke nicht dermaßen angetrieben, daß er nicht auch hätte vorüber ziehen können, ohne es zu thun.

Denn der Geist Gottes ist nicht dem Sturme gleich, der so mächtig in die Segel bläst, daß das Schiff unaufhaltsam fortgetrieben wird, sondern dem leichten Zephyr vielmehr, der die Wellen ebnet, und dem Schiffe den Lauf erleichtert, aber es nicht hindert, stille zu stehen. »O wie gut und wie süß ist der Geist des Herrn in allen Dingen!« (Weish. 12) gut: weil er lediglich zum Guten bewegt; süß oder sanft und milde: weil er blos bewegt, aber nicht zwinget. Und eben darum, weil der Geist oder die Gnade Gottes die Freiheit des Menschen unverletzt läßt, gestaltet sie ihn nicht zum Knechte, sondern zum Kinde Gottes. »Diejenigen, lehrt der Apostel, sind Kinder Gottes, die vom Geiste Gottes getrieben werden« (Röm. 8). Wieso getrieben? Wie ein Wagen auf leichten und wohlg ˙'igten Rädern ohne Kraftaufwand behende fortzubewegen ist, so werden die Kinder Gottes von der Gnade geführt und getragen, weil sie so geneigt, so bereitwillig sind, das Gute zu üben, daß jeder Wink, jede Einsprechung schon hinreicht, sie dazu in Bewegung zu setzen.

Es gibt daher auch, nach dieser Ansicht, drei Stufen der Vollkommenheit, auf welchen die lebendige thätige Liebe emporsteigen kann und soll. Denn bei jeglichem guten Werke heißt die erste Stufe: gut und recht, die zweite: gut und behende, die dritte:

gut und freudig. Die auf der ersten Stufe stehen, leisten und wirken, was recht ist, und diese sind gerecht. Die auf der zweiten Stufe, thun es behend und munter, ohne Zögern, ohne mit Bedenklichkeiten zu kämpfen, die Überwindung fordern, und solche Menschen sind nicht gerecht bloß, sondern geistig. Die auf der dritten Stufe endlich thun, was gut und recht ist, nicht bloß behende, sondern auch freudig, und diese werden, auf Erden schon, selig gepriesen. Gut und recht handeln, trotz aller Widerstände von innen oder außen, ist Tugend; munter und behende das Gute thun, ist Gabe des heiligen Geistes; fröhlich das Gute thun, ist Seligkeit. Und siehe, über alle diese Stufen hinan wandelten, dem göttlichen Geiste gehorchend, Joseph und Nicodemus; sie gingen an das gute Werk behend und freudig, und überschritten Furcht und Bedenklichkeit, denn »sie erwarteten das Reich Gottes.« Das Reich Gottes aber besteht nicht in Reden (auch nicht in Gefühlen) sondern in Kraft und Tugend (1. Cor. 4), und dieß ist die Mahnung der christlichen Weisheit! »seyd nicht Hörer des Wortes bloß, sondern Vollzieher!«

Wen verlanget es nicht, mit einiger Versicherung zu wissen, ob er seinen Antheil unter den Seligen erreichen werde? wem sollte es nicht erlaubt seyn, nach seiner ewigen Zukunft zu fragen? Aber wie die Sternkundigen aus den Bewegungen, die

sie an den Himmelskörpern beobachten, mancherlei Finsternisse und andere Ereignisse auf Erden voraus zu bestimmen wissen, so schließen die Geisteskundigen, mit wenigstens gleicher Gewißheit, auf umgekehrte Weise, aus den Werken, die auf Erden geübt werden, auf dasjenige, was im Himmel zu erwarten steht. Und wenn ehedem die abenteuerliche Chiromantie in den Linien der Hand die künftigen Schicksale des Menschen geschrieben las, so hat die christliche Ascese ein besseres Recht zu solcher Weissagung: willst du wissen, o Christ, wie es um deine ewigen Hoffnungen stehe? zeige mir deine Hand! »Zeige mir, sagt der Apostel, deinen Glauben ohne Werke, und ich zeige dir meinen Glauben aus meinen Werken.« Ähnlich antwortete auch Franciscus Borgias, als man gelegentlich ihn fragte, was sein christlicher Denkspruch sey? Er erwiederte: handeln ist besser als reden.

Was für Worte haben Joseph und Nicodemus auf dem Calvarienberge geredet? Das Evangelium hat nichts davon aufbehalten; erzählet bloß ihre Werke, zwar freilich Werke von unaussprechlichem Verdienste, denn sie geschahen für Jesum selbst, den einzigen Wohlthäter und Retter der Menschen, doch aber nicht so weit über die gewöhnlichen Wirkungskreise erhaben, daß sie nicht nachgeahmt, ja wiederholt werden könnten. Denn jeder Leidende und Hülfsbedürftige gehört ja Jesu an, und jede Wohlthat, die den Seinen

geschieht, betrachtet er ja, als sey sie ihm selber zugedacht! Bekannt sind die Worte, die er (wie er selbst gelehrt), als Richter einst sprechen wird, und (nach Chrysostomus) also lauten: »Du hast mich aufgenommen in deinem Hause, siehe nun nehme ich dich auf in meines Vaters Reich; du hast als einem Fremdlinge mir beigestanden, nun mache ich dich zu einem Bürger des Himmels; du hast mir Barmherzigkeit erwiesen im Stillen, ich werde öffentlich deinen Ruhm verkünden!«

So ging es, wie Gregorius der Große nach dem Berichte vieler Augenzeugen erzählet, an dem Grafen Theophanius in Erfüllung, dem die Verwaltung des Gebietes von Centeretum anvertraut war. So zahlreich und beschwerlich auch seine Geschäfte waren, so versäumte der edle Comes doch nie die Werke der Gastfreundschaft und der Armenpflege, denen er mit rastloser Liebe sich widmete. Als seine Laufbahn zu Ende gegangen war, und schon die Todesstunde nahe heranzurücken schien, tobte mehrere Tage hindurch ein so ungeheurer Sturm, und es strömten, wie stete Wolkenbrüche, so starke Regengüsse herab, daß Niemand auf die Straße sich wagte. Da stand die Gemahlinn des Kranken einmal am Fenster des Gemachs, ihr Angesicht ward trüber noch als draußen der Wolkenhimmel, und bald brach sie in laute Wehklagen aus, die einen Kummer ganz eigener Art verriethen. Was hast du?

fragte Theophanius. Ach, erwiederte sie, wie kannst du noch fragen? Muß ich dich nicht verlieren? ist nicht jede Hoffnung verschwunden, dich noch ferner zu besitzen? Überdieß, setzte sie treuherzig hinzu, (denn von sentimentalen Ziereren wußte man damals nichts), wenn ich bedenke, welch ein Ungewitter seit den letzten Tagen her tobt, drückt mich auch die Sorge nieder, daß es unmöglich seyn wird, deine Hülle zu Grabe zu bestatten! Beruhige dich, sagte Theophanius lächelnd, lege diese Sorge bei Seite und weine nicht; kaum werde ich verschieden seyn, so wird der Himmel wieder klar und rein werden. Auf diese Worte (so berichtet der heil. Gregorius) erfolgte in kurzer Zeit sein Tod, und auf seinen Tod die plötzliche Wendung des Wetters in völlige Heiterkeit, aber außerdem folgten noch andere Zeichen, denn an seinen Händen und Füßen, die von der Gicht entzündet, aufgetrieben und übel zugerichtet waren, war nun nicht das mindeste Krankhafte mehr zu sehen, und als seine Gemahlinn am vierten Tage nach der Beerdigung den Grabstein von Marmor hinwegnehmen ließ, um ein schöneres Monument an die Stelle zu setzen, duftete Allen, die dabei versammelt waren, der lieblichste Wohlgeruch aus dem Grabe entgegen. Mit solchen Zeichen gefiel es Gott seinen Diener zu ehren, damit es Allen, die ihn gekannt, offenbar würde, wie glorwürdig die Werke der Milde seyen. Mild und

gütig ist Gott, sagt Ambrosius, und reich an Barmherzigkeit, darum sind es die Milden, die Gütigen und Barmherzigen, die er vorzugsweise liebt.

Welch einen Trost aber soll dieß dem Dürftigen gewähren, dem es nicht gegeben ist, mit vollen Händen auszustreuen, der für sich selbst mit Sorgen zu kämpfen hat? War jener Theophanius nicht ein Mann von Rang und Reichthum? und jene Jünger Christi, Joseph und Nicodemus, waren sie nicht gleich reichlich begabt? Was bleibt hingegen, wenn er in guten Werken sein Heil suchen will, dem Unbemittelten zu thun übrig? Hierüber kann wohl jener einfältige Landmann Licht geben, der Ludwig dem XI. eine seltsame Gabe brachte. Er hatte dem Könige, der auf seinen Jagden zuweilen bei ihm einkehrte, es abgemerkt, daß die weiße Feldrübe zu seinen Lieblingsgerichten gehöre, und so kam er denn eines Tages nach Hofe, und überreichte ihm mit treuherzigem und freudigem Wohlwollen eine Rübe von ganz ungewöhnlicher Größe. Der König nahm die wohlgemeinte Gabe gnädig an, ließ den Landmann gut bewirthen, und beschenkte ihn mit einer bedeutenden Summe. Einer der Höflinge führte sich das wohl zu Herzen, und machte, gleich am nächsten Tage dem Könige ein Geschenk mit seinem schönsten Pferde, in der süßen Versicherung, der Fürst, der eine Kohlrübe so großmüthig aufgenommen, werde diese viel bessere Gabe

verhältnißmäßig noch glänzender vergelten. In der That ließ der König ihn nicht lange in Erwartung; auf seinen Befehl wurde, in mehrere Lagen weißen Papiers aufs zierlichste eingewickelt, ein unbekanntes Etwas, ein X ihm eingehändigt, welches als unbestimmte Größe, seinem Berechnungsgeiste den weitesten Spielraum gab, bis er endlich, der quälenden Algebra müde, in seine Wohnung eilte. Hier riegelte er die Thüre hinter sich zu, brachte mit einigen raschen Schnitten und Rissen die Sache zur Entwicklung, und fand, daß die ganze Frucht seiner Aufopferungen nichts anders als jene verächtliche Erd- und Feldfrucht war. Voll der Bestürzung und des Unmuths eilte er nach Hofe zurück, drang sich zum Könige, und meldete ihm, wie man entweder aus Irrthum, oder, und zwar wahrscheinlicher, aus Neid und böslichem Scherze, gegen seine Befehle gehandelt habe. Der König aber antwortete lächelnd: deine Gabe, mein Freund, scheint mir anständig genug belohnt, denn diese Rübe hat mich nicht weniger als hundert Louisdor's gekostet!

Hat nun dieser, in anderweitigem Betrachte eben nicht weise Fürst, hier ganz richtig gesehen und geurtheilt, so gilt dieselbe Ansicht der Dinge noch mehr, und ganz vorzüglich, im Reiche Gottes. Die Gesinnung, wie Ambrosius sagt, oder der Grad der aufrichtigen Liebe ist es, welcher die Gabe groß oder klein, reich oder armselig macht, und jeglichem

Werke seinen Werth gibt. Manch eine reiche Gabe war es, die Joseph und Nicodemus dem Herrn dargebrachten, die reinsten Linnen, die köstlichsten Gewürze, überdieß weiheten sie ihm ein neues, in den Felsen gehauenes Grab, doch ohne Vergleich kostbarer waren die Opfer, die sie brachten, da sie, um seiner Liebe willen, auf ihre Ehre und Würden verzichteten, und selbst ihr Leben in Gefahr setzten, und dieß zu einer Zeit, da er noch nicht auferstanden, und seine Glorie noch verborgen war. Gemeinschaftlich aber brachten sie diese Opfer, denn die göttliche Liebe, die ihre Herzen lenkte, hatte in treue Freundschaft sie vereint, so daß sie, im Geiste verbrüdert, einander wechselseitig ermuthigten. »Ein Bruder, von seinem Bruder unterstützt, ist gleich einer wohl befestigten Stadt.« (Sprichw. 18.) O süße christliche Freundschaft, die durch Jesum geknüpft ist, und in Jesu sich befestigt! —

Durch einen Forst bei später Dämmerung
Einst wanderten zwei Freunde, froh und jung,
Da macht' ein Reitersmann bei ihnen Halt:
Zeigt, rief er, mir heraus aus diesem Wald,
In welchem ich mich auf der Jagd verirrt,
Doch wär' es heute schon zu spät, so wird
Ein Nachtquartier mir noch willkommner seyn;
Führt mich dahin, es wird euch nicht gereu'n,
Wollt ihr gleich morgen mit mir fürder ziehn,
Wird euch vom König selbst der Dank verliehn.

Gasparo hört's, und fand die Sache schwer,
Castro, sein Freund, besann sich nicht so sehr,
Mit raschem Schritte wandert er voraus,
Und führt den Fremdling in sein Vaterhaus,
Hier pflegt' er sein, so gut er es vermag,
Und gab ihm wiederum am nächsten Tag
Mit unbefangener Vertraulichkeit
Durch Wald und Schlucht das sichere Geleit,
Als plötzlich eine prächt'ge Ritterschaar
Im Forste rechts und links zu sehen war.

Mit großer Freude sprengten kurz und quer
Heran die glänzenden Castilier,
Und grüßten ihren König Suintila;
Bang und bestürzt Castro zur Erde sah,
Allein der König tröstete ihn mild,
An seiner Seite gnädig ihn behielt.
Von jetzt an Castro bald, von Rang zu Rang,
Zu hoher Macht und Würde sich erschwang,
Da hat Gasparo allzuspät gelernt,
Wie weit er sich von seinem Freund entfernt.

Joseph und Nicodemus, selig Paar,
Vereint und treu in jeglicher Gefahr!
Dem König und dem Herrn der Ewigkeit
Wetteifernd ihr Bestreben war geweiht,
Die Freundschaft, die auf Erden sie verband,
Ist nun verklärt im ew'gen Vaterland.
Ein Bündniß, das durch Jesum nicht besteht,
In ferne Trennung auseinander geht;
Nur dann verewigt sich ein Freundesbund,
Hat er in Jesu seinen festen Grund. —

XIX.

Jesus im Grabe.

»Ich bin ausgeliefert worden, und nicht entkommen; meine Augen sind verschmachtet vor Noth. Zu dir, o Herr, habe ich gerufen den ganzen Tag, zu dir meine Hände ausgebreitet. Wird auch Jemand im Grabe deine Barmherzigkeit erzählen, deine Wahrheit in der Verwesung?« (Ps. 87, 9.)

Blutroth, am Abend des blutigen Tages, beleuchtet der letzte Sonnenstrahl die Zinnen Jerusalems, und die Höhe von Golgotha, sammt den Armen des Kreuzes, an welchem der Mittler seinen Geist aufgegeben. Dumpfes Schweigen herrscht unten in den Häusern und Straßen, die Gräuel sind vollbracht, die Wuth hat ausgetobt, Furcht und Bangigkeit belastet die Gemüther. Auch auf dem Calvarienberge ist es todtenstille geworden, nur die drei Kreuze stehen noch, verkündend, was hier geschehen; schon in der Grabeskluft ruhet der Leib des Herrn, Joseph und Nicodemus haben den Stein vor den Eingang gewälzt, und sind hinweg gegangen; langsamen Schrittes, oft zurückschauend, wandelt im Geleite der Frauen auch seine erhabene Mutter von der Höhe herab. Warum weilet sie nicht bei dem

Grabe ihres Sohnes, sie, die von seiner Seite nicht wich, so lange er am Kreuze rang, und bis er herabgenommen worden? Was kann sie hinweg ziehen von dieser heiligen und schmerzlichen Stätte, welche eine ihr so theure Hülle verwahrt? etwa die öde Nacht, die schaurige Abendluft, das Ungemach, die Furcht? Sie hat ja gezeigt und bewährt, daß keine erschaffene Macht von der Liebe ihres Sohnes sie zu trennen vermöge! Aber eben diese Liebe, die an das Grab ihres Sohnes sie fesselt, diese treue und starke Liebe gebeut ihr hinabzugehen, um seine Jünger, gleich zerstreuten Schäflein, um sich zu sammeln, und mit mütterlichem Troste sie aufzurichten.

Einsam also ist's beim Grabe Christi, sofern nicht manch eine christliche Seele dabei sich aufhält, und wo anders sollte sie gern und oft verweilen? »Wisset ihr dann nicht, ruft Paulus, daß wir getauft sind in der Ähnlichkeit seines Todes? Wir sind begraben mit ihm durch die Taufe in den Tod, um in der Neuheit des Lebens zu wandeln!« Siehe das Geheimniß des christlichen Lebens! Gestorben ist, als Sühnopfer für den irdischen, der neue und himmlische Adam, und nachdem er gestorben ist, ward er begraben. Begraben, in jedem Christen, ist durch die Taufe der alte und irdische Mensch, und nachdem er begraben ist, so soll er nun sterben. Ob also ein Christ bereits der Sünde gestorben ist, und der Gerechtigkeit lebt, oder ob er den Entschluß erst ge-

faßt hat, der Sünde abzusterben, wo anders kann und soll er verweilen, als beim Kreuze und Grabe Christi?

Erscheint etwa traurig und öde dieß Grab, fröhlich hingegen und blühend das irdische Leben? Aber Christi Grab ist ein Garten, und der Lustgarten dieser Erde ein Grab. Ein himmlischer Garten ist das Grab Christi, denn der Leib, der darin ruhet, ist kein gewöhnlicher Leichnam, noch immer ist er mit dem wesentlichen Leben vereinigt, in das er ewig und unzertrennlich aufgenommen worden; denn ist er zwar entseelt, so ist er, in Kraft des Wortes, dennoch ein göttlicher, lebendigmachender Leib, und darum auch keimet in diesem Grabe das unsterbliche Leben, die Wonne des unverwelklichen Frühlings. Ein Grab hingegen ist der Lust- und Irrgarten der irdischen Welt, und ihrer betrüglichen Freuden, und wer zählet die Tausende, die bereits sein Abgrund verschlungen? Im Grabe der Welt ist der Tod, im Grabe Christi das Leben. »In Ihm, sagt Johannes, war das Leben, und das Leben ist des Menschen Licht.« Ihn Ihm hat das Leben sich offenbart, um das Licht und Vorbild der Menschen auf ihrem irdischen Wege zu seyn. Darum ist es noth, von seinem Grabe zurück zu schauen auf den Weg, den er als Wanderer zurückgelegt, und auf die vorzüglichsten und hervorleuchtendsten Züge seines Erdenwallens, welche die heilige Angela von Fuligni die

drei auserwählten Gefährtinnen seines Lebens genannt hat: Armuth, Demuth und Wehmuth.

Betrachtet man seine Armuth zuerst, weil mit ihr sein irdisches Leben begann und schloß, so zeiget sie sich wiederum dreifach: groß die eine, größer die andere, die allergrößte die dritte. Groß war seine Armuth an allen, auch den geringsten Gütern der Erde, denn »des Menschen Sohn hatte nicht, wo er sein Haupt hinlegte.« Im Freien, auf Bergen war sein Nachtlager, vom gemeinsten Stoffe sein Gewand, Weitzenähren seine Speise; mit den dürftigsten Menschen theilte er jegliches Ungemach, um Allen anzugehören. Groß war diese Armuth, doch größer noch die gänzliche Entbehrung aller jener Freuden und Täuschungen, die den Erdensohn belustigen; die Pracht der Gebäude, der Prunk der Gewande, der Aufwand der Gastgelage, der Menschen Lob, und was immer sonst dem Geiste oder den Sinnen schmeichelt, konnte ihm weder Verwunderung noch Ergetzung bringen; nichts konnte ihn erquicken, als der Gedanke an den Willen des Vaters, nichts konnte ihn erfreuen, als ein Herz voll aufrichtiger Einfalt, ein Nathanael, und solcher fand er nur wenige. Dennoch unendlich größer noch war seine Armuth, in Anbetracht der unaussprechlichen Entäußerung seiner himmlischen Glorie, durch welche er, im äußerlichen Erscheinen, als Mensch unter Menschen wandelte, und so war diese wun-

derbare Armuth schon von selbst mit der zweiten Gefährtinn seines Lebens verknüpft, nähmlich mit der Erniedrigung und Demuth.

Dreifach war auch diese; die erste groß, größer die zweite, noch größer die dritte. Unbeschreiblich groß war seine freiwillige Erniedrigung, da er von seinen Geschöpfen für ihres Gleichen, ja von den Stolzen für weit geringfügiger noch gehalten wurde. »Siehe da, riefen sie, den Sohn des Zimmermanns, siehe den Galiläer aus der Hefe des Volks, der keine Schrift gelernt hat; kann auch aus Nazareth etwas Gutes kommen?« Doch tiefer noch war seine Demuth, in welcher er es ertrug, daß seine Geschöpfe als einen falschen Propheten, einen Verführer, Betrüger und Besessenen ihn lästerten, und endlich wie einen verworfenen Knecht mit langsamen Qualen tödteten. »Arm bin ich (so klagt er im 87. Psalme) und in Arbeit und Mühe von Jugend auf; als ich aber aufgewachsen, ward ich erniedrigt und betrübet. Auf mich, o Herr, hat dein Zorn sich gerichtet, alle deine Fluthen hast du über mich geführt!« Denn dieß war die tiefste Stufe seiner Erniedrigung, daß auf Ihm dem Unschuldigen und Heiligen, alle Gräuel der Sünde, alle Abscheulichkeiten menschlicher Entartung lasteten, weil er für die Verschuldeten sich zum Bürgen dargegeben. »Mich haben Übel umringet ohne Zahl, denn meine Ungerechtigkeiten (d. i. jene des Menschengeschlechts) halten mich gefangen;

mehr als die Haare meines Hauptes sind sie vervielfältigt worden, und meine Kraft hat mich verlassen!« (Ps. 39.) Und deßhalb auch, wie mit der Armuth die Niedrigkeit, so war mit beiden die dritte Gefährtinn seines Lebens verkettet, die stete Wehmuth, die unaufhörliche Pein.

Dreifach war auch diese: herb und schauervoll die erste, größer die zweite, größer noch und unergründlich die dritte. Groß und vielfach waren seine körperlichen Peinen, und wie er vom Seher schon der Mann der Schmerzen genannt wurde, so war auch keine Stelle seines Leibes von Qualen frei, denn »er ist zertreten worden um unsrer Laster willen, der Herr wollte in Ohnmacht ihn zerreiben.« (Isai. 53.) Von mehr als hundert Dornenspitzen war sein Haupt verwundet, seine Augen von Faustschlägen angeschwollen, seine Wangen mit Striemen bedeckt, sein Ohr von gellendem Schmähgeschrei beleidigt, seine Lippen mit Galle benetzt, sein Antlitz entstellt und besudelt, seine Schultern von der Kreuzeslast zerschmettert, seine Glieder am Kreuze auseinander gedehnt, sein Leib mit zahllosen Wunden bedeckt, seine Hände und Füße aufs grausamste durchbohrt, und die Nägel, welche sie durchdrangen, und die Wunden, durch welche sie eingedrungen, die einzigen Halt- und Stützpuncte, von welchen sein kranker Leib getragen ward. Dennoch, so furchtbar diese leibliche Qual, größer noch

war jene, die drei und dreißig Jahre hindurch seine Seele bedrängte. »Meine Feinde, so heißt es in den Psalmen, haben mich zertreten den ganzen Tag hindurch; den ganzen Tag haben sie mich gelästert; gegeißelt wurde ich den ganzen Tag.« Was bedeuten diese Worte? Daß er sein ganzes Leben hindurch (welches vom Morgen bis zum Abend, von der Geburt bis zum Tode einem Tage verglichen wird), alle jene Qualen im Geiste gelitten habe, die zuletzt auf ihn hereinstürzten, so daß er, hätte die göttliche Kraft ihn nicht aufrecht erhalten, an jedem Tage die Todesangst hätte erdulden müssen, die er auf dem Ölberge litt.

Aber auch hierin liegt noch nicht die ganze Fülle seiner Seelenqual. In seiner Arche entkam Noah mit den Seinen dem allgemeinen Verderben; es sagt aber die Schrift: der Herr habe die Arche von außen verschlossen; und zwar geschah dieß, wie Hieronymus es erklärt, damit Noah durch den Anblick des grauenvollen Schauspiels nicht noch mehr gefoltert werde. Ach, wie viele Fenster und Zugänge erst sind unsrem Geiste verschlossen! Wir wissen, was vergangen ist, kaum vom Hörensagen, oder haben es vergessen; wir kennen die Gegenwart nur höchstens, so weit unser Auge trägt; wir haben von der Zukunft keine Kunde; wir sehen weder in das Innere, noch in die Höhe und Tiefe. In Jesu allein standen alle Zugänge und Pforten der Erkenntniß offen, so daß weder in der

Vergangenheit noch in Gegenwart und Zukunft, weder im Innern der Menschen, noch in der Höhe oder Tiefe etwas seiner geistigen Anschauung verborgen blieb; und wohin konnte er sein Auge wenden, wo nicht Undank und Bosheit, Sünde und Verkehrtheit, Irrthum und Elend, Tod und Verwesung ihm begegneten? Und wenn schon der Tod seines Freundes Lazarus Thränen aus seinem Auge lockte und seinen Geist betrübte, wie unermeßlich erst seine Trauer, da er alle Leiden der Gerechten, alle blutigen Verfolgungen seiner Kirche, alle Treulosigkeiten der Abtrünnigen, alle Frevel der Ungerechten, alle Ausartungen der Verstockten, alle Qualen der Verworfenen in seinem Herzen betrachtete, einem Herzen, das von unendlicher Liebe zu den Menschen entflammt war!

Aber er durfte nur in der nächsten und unmittelbarsten Umgebung um sich her blicken, um sich, zum Danke für seine Liebe, angefeindet und verfolgt zu sehen, nicht von einer Partei bloß, sondern von allen, von Heiden und von Juden, von Römern, wie von rohen Barbaren, von Vornehmen wie vom Pöbel, von Priestern wie von Laien, von Richtern wie von Verurtheilten, von Greisen wie von übermüthigen Jünglingen, von Stupiden, wie von Schlauen, von Unwissenden, wie von Gelehrten; welch eine Vervielfachung der Bosheit, welch eine Verbitterung und Verschwörung aller Gemüther? »Zahlreicher als die

Haare meines Hauptes sind, die ohne Ursache mich hassen. Viele Kälber haben mich umringet (nähmlich der muthwillige Pöbel), feiste Stiere haben mich umlagert (nähmlich die Hohenpriester und Pharisäer), viele Hunde haben mich umzingelt (nähmlich die grausame Cohorte des Pilatus), die Versammlung der Boshaften hat mich eingeschlossen (nähmlich der hohe Rath der Juden). Sie haben Böses für Gutes mir vergolten, und Haß für meine Liebe. Und ich habe gewartet, ob Einer mit mir traure, und siehe, es war Niemand; ich habe umhergesehen, und es war kein Helfer. Ich bin ausgeliefert worden, und nicht entkommen, vor Noth sind meine Augen verschmachtet. Zu dir, o Gott, habe ich gerufen den ganzen Tag, zu dir habe ich meine Hände ausgebreitet. Wird auch Jemand im Grabe deine Barmherzigkeit erzählen, deine Wahrheit in der Verwesung? Unter die Elenden ward ich gerechnet, die hinabfuhren zur Grube, ich ward wie ein Mensch, der ohne Hülfe ist. Warum, o Gott, verwirfst du mein Gebet, warum wendest du dein Angesicht von mir?«

Und diese Worte der Psalmen schildern die dritte und höchste Stufe seiner Wehmuth: das unnennbar schmerzliche Gefühl der Verlassenheit. Wie dann? hat er nicht freiwillig, ja freudig den Tod auf sich genommen, that er dieses nicht aus dem Antrieb der Liebe? und war nicht Gottes Kraft und Wesenheit

mit ihm, in ihm? »Siehe, so hatte er am Abend vorher zu seinen Jüngern gesprochen: »die Stunde kommt, da ihr Alle euch zerstreuen, und mich allein lassen werdet; ich bin aber nicht allein, weil der Vater mit mir ist!« Und dennoch rief er am Kreuze: mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Ja, dennoch wurde er dem Grimme seiner Feinde, der Kreuzesqual, der Todesohnmacht Preis gegeben; dennoch, und dieß war der Abgrund seiner Pein, wurde seine menschliche Seele von aller Einwirkung göttlichen Lichtes und göttlicher Kraft für einen Augenblick verlassen; so zwar, daß er die Bitterkeit der Trennung von Gott verkosten, den Kelch bis auf die Hefen leeren mußte, und aus welcher Ursache? Dieß lehren eben jene Worte, mit welchen der 21. Psalm beginnt: »Mein Gott, mein Gott, siehe auf mich; warum hast du mich verlassen? ferne von meiner Rettung sind die Stimmen meiner Vergehungen!« — es ist keine Schonung für mich, keine Rettung aus dieser Todesqual, denn auf mir lastet die Genugthuung für die Vergehungen der ganzen Menschheit; die Schuld des alten Ungehorsams kann nur durch meine gänzliche Hingabe gesühnt werden. »Denn Gott hat ihn, wie der Apostel sagt, zur Versöhnung gesetzt, durch den Glauben in sein Blut, zur Erweisung seiner Gerechtigkeit, für die Nachlassung der vorausgegangenen Verbrechen.« (Röm. 3.)

Aber werden dann nicht alle Sünden durch Christi Blut, durch die Verdienste seines Sühnopfers vergeben, die vor ihm, und die nachher begangenen? warum redet der Apostel nur von der Nachlassung der vorausgegangenen, warum nicht von jener der Sünden überhaupt? Weil er (so erklärt es Salmeron) in der Erkenntniß der unendlichen Liebe Jesu, und in tiefer Anbetung seines Leidens, nicht begreifen kann, wie nach einem so hohen und kostbaren Erlösungswerke, ein Christ noch Sünde zu begehen vermag. Gleichen Sinnes sind die Worte, die einst eine fromme Sterbende gesprochen: »ich scheide von der Welt, in dieser einzigen Unwissenheit, wie es möglich sey, daß ein vernünftiger Mensch bei voller Besinnung eine Todsünde begehen könne.« Welch eine selige Unwissenheit? nur aus der höchsten Wissenschaft, aus der Kenntniß der Liebe Jesu kann sie hervorgehen!

In dieser Wissenschaft von Jesu und seiner versöhnenden Liebe handelte der heilige Norbertus, Erzbischof von Magdeburg, als am Donnerstage in der Charwoche, mit der Miene eines Bußfertigen, ein Meuchelmörder vor ihm hinkniete, und, während er ihm ins Ohr flüsterte, schon im Begriffe war, seinen Dolch ihm ins Herz zu stoßen. Norbertus, der sein Vorhaben erkannte, befahl ihm mit lauter Stimme, aufzustehen, öffnete ihm den Mantel, und zog den blanken Dolch hervor. Das Volk, das in der Kirche

versammelt war, drängte sich sogleich herzu, um den Fremdling zu ergreifen, allein mit heiterm Angesichte sprach Norbertus: was wundert ihr euch, wenn der alte Feind in den Gliedern Christi dasselbe zu thun sucht, was er in diesen Tagen an Christo, unserm Haupte, vollführt hat? O wie glückselig wäre derjenige, der an diesem heiligen Tage nicht von Feinden bloß, sondern auch von Freunden verrathen würde! So sprach er, um anzudeuten, daß er die heuchlerischen Freunde, die den Meuchelmörder gedungen, sehr wohl kannte, und ließ diesen letztern frei seiner Wege gehen. Da nämlich sein Geist in die Wunden seines Erlösers versenkt, und der alte Mensch in ihm gestorben war, so wußte er von keinem Zorne, keiner Rache, keiner leidenschaftlichen Regung mehr.

Einen um so grelleren Contrast zu diesem Ereignisse bildet ein anderes, welches Petrus Firmianus am Charfreitage in einer Kirche zu Paris beobachtet hat. Eine große Menge von Andächtigen war daselbst versammelt, um dem Passionsgesange und den Ceremonien der Grablegung beizuwohnen, mitten darunter war ein Gentilhomme zu schauen, der mit dem Haupte zur Erde gebeugt, auf seinen Knien lag; nicht ohne Thränen und Seufzer erwog er bei sich seines Erlösers Tod, war auch nicht heftiger gegen Caiphas und Pilatus als gegen sich selbst entrüstet, daß er durch die zahlrei-

chen Unordnungen seines Lebens den Herrn aufs neue verhöhnt, und, soviel an ihm war, aufs neue gekreuzigt habe; übte sich in innigen und heiligen Vorsätzen, und bisher war Alles recht und gut. Da schlich aber ein Unbekannter umher, forschte mit seinen Blicken unter den Leuten, ersah endlich den zerknirschten Büßer, neigte sich zu ihm herab, zupfte ihn beim Mantel, und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. Sogleich stand der Edelmann auf seinen Füßen, seine ganze Miene hatte etwas Lustiges, Kühnes und Trotziges angenommen, unverzüglich ging er, raschen und festen Schrittes, mit dem Fremden hinaus. Wohin so eilends? was galt es? was für eine Botschaft hatte der Fremde ihm gebracht? Er hatte ihn gemahnt, daß es bereits Zeit wäre, sich zu stellen; der Gegner harrte schon draußen vor den Stadtmauern, es handelte sich um eine Beleidigung, die im Zweikampf auszufechten war. So stillte dann der andächtige Mann gar behende den Schmerz, den er dem Tode Jesu geweihet hatte, er erwog nicht erst vor dem Angesichte Gottes, daß er zu einem Morde eilte; und damit es nicht den Anschein hätte, als ginge er gezwungen, so nahm er eine lächelnde Miene an; fröhlich oder doch leichtsinnig ging er hinaus vom Grabe Christi zu seinem oder seines Gegners Grabe, lediglich um dem schwankenden Luftbilde der Ehre zu fröhnen.

Und wie dieser vom Grabe Christi hinweg geeilt,

dorthin, wohin falsche Ehre ihn zog, so gehen Tausende und abermal Tausende fern vom Grabe Christi irre, dorthin, wo Sinnlichkeit und Leidenschaft sie hinzerrt, und verweilen bei den Gräbern der Begierden. Am Kreuze und im Grabe Christi wohnt Armuth und Entsagung; wen es da nicht duldet, der geht hin und begräbt sich in Mitten seiner habsüchtigen Wünsche, in die Behältnisse seiner Habseligkeiten und Fahrnisse, allein die Habseligkeiten können ihn nicht selig machen, die Fahrnisse muß er fahren lassen; ach wie betrübt derjenige, der mit all seinem Leben und Streben in irdischen Gütern begraben ist! Was anders als begraben, sagt Ambrosius, ist eine solche Seele, die von irdischer Habsucht und andren Begierden so enge eingeschlossen wird, daß sie die Himmelsluft der Gnade nicht zu athmen vermag? — Es wohnet auch am Kreuze und im Grabe Christi die Selbstverläugnung, die tiefste Erniedrigung; der Christ aber, der nicht aus diesem Grunde seine Grundsätze holt, sondern nur nach Ehre strebt, und ehe er eine Demüthigung ertrage, lieber seinen Glauben verläugnet, und seine bessere Überzeugung verläßt, ist jenen ägyptischen Königen vergleichbar, die über ihren Leichnamen hochragende Pyramiden und Obeliske aufführen ließen: groß und ungeheuer sind diese Monumente, aber diejenigen, die sie bauen ließen, liegen eben darunter begraben. O wie schwer und wie

grausam lastet die Wucht der falschen Glorie, und der bösen Gewohnheit, auf der Seele des Christen! Aufstehen möchte er nicht selten, von innerer oder äußerer Stimme angeregt, möchte den Namen Jesu frei bekennen, möchte im Gebete und unter dem Schutze der Kirche sein Heil finden, aber der Obelisk der falschen Ehre, oder der Erdkoloß böser Gewohnheit läßt ihn nicht emporkommen. Und wie verkehrt in dieser Beziehung sind alle gewöhnlichen Urtheile! »Wie du dich immer erniedrigen magst (schrieb Hieronymus an Pammachius), tiefer erniedrigt als Jesus wirst du niemals seyn: gehe barfuß umher, kleide dich in ein grobes Gewand, mache den Bettlern dich gleich, besuche die Hütten und Kammern der Armen, und bei allem dem, wo sind die Bande und Stricke? wo die Backenstreiche, die Geißelhiebe, das schmachvolle Kreuz, der Tod? — Am Kreuze und im Grabe Christi endlich zeiget sich das vollständigste Bild aller Peinen, die je über einen Menschen sich versammelt haben; wie fern aber von diesem Grabe sind diejenigen, die ihr Fleisch lieben, und ihre unsterbliche Seele hassen, und die um Christi und ihres Heiles willen nicht das mindeste Ungemach ertragen wollen, während sie für die Ehre oder irdische Lust kein Opfer scheuen!

O wie viele Opfer hat die Wollust, wie wenige die göttliche Liebe Jesu! Immer zwar noch wiederholen die alten Bilder sich, in Leben und Wahrheit

verwirklicht; immer noch ziehet das Volk Gottes durch die Wüste in ein besseres Land; das Gesetz von Sinai, oder vielmehr das Evangelium, ist sein Licht und Wegweiser, das Manna, so wahrhaft vom Himmel gekommen, das Brot des Lebens, seine Stärkung und Ernährung. Aber jenes undankbare Volk in der Wüste empörte sich und murrte: wer wird uns Fleisch zur Speise geben? wer gibt uns jene köstlichen Früchte, die in Ägypten uns erquickten? unser Auge sieht nichts, als dieß Manna, und unser Leben verdorret! Da führte ein Sturmwind, der über das Meer heranzog, eine ungeheuere Schaar Wachteln über das Lager hinüber, so daß man mit den Händen sie erreichen konnte, und das ganze Volk machte sich auf, sammelte reichlichen Vorrath, und erlustigte sich mit so leckerer Speise; doch war, (wie die Schrift erzählt) das Fleisch zwischen ihren Zähnen noch, als sie schon in ihrer Unmäßigkeit zu Tausenden dahin fielen; darum nannte man von der Zeit an, jene Gegend in der Wüste die Gräber der Begierden. Ach wie reich ist die Wüste dieser Welt an Gräbern der Begierden! Und wie stürzen so viele in diese Gräber? Weil sie jeder sinnlichen Lockung eilfertig folgen, jede bedenkliche Gelegenheit unbedenklich benützen; weil sie jene Speise nur suchen, die verdirbt: die verbotene Sinnenlust, die ins Grab der Begierde sie hinabzieht, die Speise

des Lebens aber verschmähen, die ihnen dargeboten wird im Grabe Christi.

»Wird Jemand auch im Grabe deine Barmherzigkeit erzählen, deine Wahrheit in der Verwesung? Werden in den Finsternissen deine Wunder erkannt werden, deine Gerechtigkeit im Lande der Vergessenheit?« So flehte Jesus für die Menschen, da er am Kreuze litt. Um statt der Verwesung ihnen das unsterbliche Leben, auch des Leibes, zu vermitteln, um vor der Vergessenheit seines Erlösungstodes sie zu verwahren, um die Früchte dieses Opfers jedem Einzelnen zuzuwenden, und Jeden mit sich zu einigen, hat er ein Denkmal seiner Wunder gestiftet, in welchem er selbst, in seiner Wahrheit und Wesenheit, auf Erden verweilet; auch hier von jenen drei Gefährtinnen begleitet, die er auf seinem irdischen Wege sich erwählet hatte. Noch immer begleitet ihn, wie er wenigstens in unsrer Sinnenwelt erscheinet, die höchste Armuth, denn unter den geringen Gestalten des Brotes ist nicht nur seine göttliche, sondern auch seine menschliche Natur verborgen. Noch immer begleitet ihn die Demuth, weil er zu diesen Gestalten sich herabläßt, indem er Worten gehorchet, die von menschlichen Lippen ausgesprochen werden. Noch immer begleitet ihn hier auch das Leiden, doch nur mystischer Weise, insofern das Opfer des Altars das blutige Opfer darstellt, das er einst am Kreuze dargebracht. »So oft ihr, gebeut

der Apostel, von diesem Brote esset, von diesem Kelche trinket, sollt ihr den Tod des Herrn verkünden.« Warum nur den Tod des Herrn, frägt Petrus von Cluni, warum nicht seine Menschwerdung, seine Auferstehung, seine Himmelfahrt? Weil der Apostel uns lehren wollte, daß auf dem Tode des Herrn vorzugsweise das Heil der Welt beruhe, und daß dieses Mysterium alle übrigen überwiege, daher wir auch, so oft wir den Leib des Herrn empfangen, ernstlich beherzigen sollen, das Er selber es sey, der einst für uns gestorben ist, damit wir den Werken des Todes entsagen, und, mit dem ewig Lebenden vereint, des unsterblichen Lebens uns versichern. Man entsagt aber den Werken des Todes nicht, es sey dann im Grabe Christi.

In diesem Grabe wohnte im Geiste Paulus, da er mit innigster Dankbarkeit ausruft: er hat mich geliebet, und sich selbst für mich dargegeben. In diesem Grabe auch weilte Bernardus, da er erkannte und sprach: gänzlich hat er mir sich geschenkt, und ohne Vorbehalt für meinen Nutzen sich hingegeben, um auch mich gänzlich zu gewinnen. Man belauerte einst, da sie einsam betete und weinte, die fromme Margaretha von Lothringen, Herzoginn von Alençon, und die Worte, die man vernahm, sind diese: »Wie ist doch in dieser sichtbaren Welt kein Gegenstand, der sich gänzlich uns schenkt, und ohne Thei-

lung! die Sonne und die Gestirne senden uns ihr Licht, doch nur in unendlich kleinem Antheil; die Erde trägt und erhält uns, und beherbergt uns endlich im Grabe, aber welch ein geringer Raum, der unser körperliches Daseyn faßt! Die Luft theilt sich in jedem Athemzuge uns mit, aber wie klein ist der Luftstrom, den dieser Athemzug enthält! Gott allein, der Unbegreifliche, sichtbar geworden in Christo Jesu, erleuchtet, nähret, sättigt, beseligt uns durch seine ganze ungetheilte, untheilbare Wesenheit; gänzlich gab er sich für Alle hin, gänzlich schenkt er sich jedem Einzelnen im Sacramente seiner Liebe, und wir schenken uns ihm hinwiederum nicht ganz, und er besitzet uns nicht ganz?« — Und wir wollen ihn, klagt Bernardus, nicht von ganzer Seele lieben, sondern nur mit dem geringsten Theile unsrer Kräfte? —

Lebensbilder ziehn vorüber,
Sinken in des Grabes Schacht,
Auf den Gräbern trüb und trüber
Lagert sich die alte Nacht;
Meteore sinken nieder,
Kommen nicht zum Vorschein wieder.

Lebensbilder ziehn vorüber,
Doch das Leben nicht verbleicht,
Ziehn auch Nebelwolken drüber,
Keine doch zur Sonne reicht;

Was nicht heimisch ist auf Erden,
Kann ihr nicht zum Raube werden.

Durch den Tod und Grabesschauer
Zog das Leben frei empor,
Die durchbrochne Felsenmauer
Ward zum hehren Siegesthor;
Willst auch du hindurch einst ziehen?
Mußt du Christi Grab nicht fliehen!

XX.

Jesus der Auferstandene.

»Sehet meine Hände und Füße, daß ich selber es bin: fühlet und sehet; denn ein Geist hat nicht Fleisch und Gebeine.«
(Luc. 24, 39.)

Als Josephs Oberkleid, in Blut getaucht, ein Deckmantel der grausamsten Lüge, seinem greisen Vater vor Augen gehalten ward, da zerriß dieser in bitterm Schmerze sein Gewand, und Gram und Trauer umnachteten von nun an seine Tage. Als aber, lange nachher, seine Söhne einst heimkehrten, und die Nachricht ihm brachten: dein Sohn Joseph lebt, und herrschet über ganz Ägypten, da war er gleich Einem, der aus tiefem Schlafe erwacht, und er glaubte ihren Worten nicht, bis sie ihm Alles der Ordnung nach erzählt, und bis er die Geschenke gesehen, die Joseph gesendet hatte. Da lebte sein Geist wieder auf; »es ist mir genug, rief er, daß mein Sohn Joseph lebt; ich will hingehn und ihn sehen, bevor ich sterbe.« (Gen. 45.) Und wer hat jemals, vor der Zeit der Gnade, eine süßere Freudenbotschaft empfangen, als dieser ehrwürdige Greis?

wer ward je so unverhofft aus dem dumpfen Schlafe trostlosen und verjährten Kummers zu wonniger Freudigkeit erweckt?

Aber unendlich seliger noch war die frohe Botschaft, getragen von den Fittigen der Morgenröthe jenes wunderbaren Tags, von welchem die Psalmen singen: »dieß ist der Tag, den der Herr gemacht hat, lasset uns mit Jubel und Frohlocken ihn feiern!« O Jungfrau, o Königinn, erfreue dich, Jesus dein Sohn lebt! Wache auf aus dem Schlummer der Betrübniß und der bangen Sehnsucht, dein Geist lebe wieder auf, Jesus lebet, Jesus herrschet in unverwelklicher Glorie. Wachet auf, ihr Jünger, und gebt der Freude Raum; Magdalena und Salome und Maria Cleophä, Petrus und Johannes, und die beiden Pilger von Emmaus, sie Alle in Einklang bringen euch die jubelvolle Botschaft, sie Alle bestätigen, was die Frauen zuerst von dem Engel vernahmen: der Gekreuzigte, den ihr suchet, ist nicht hier, er ist auferstanden, gleichwie er es gesagt hat! Und bedarf es wohl höherer Zeugnisse noch, als diese Verheißung, die er selbst gegeben? Sind nicht sogar seine Feinde, die Pharisäer, dieser seiner Verheißung eingedenk: so daß sie, nicht ohne Angst, dem Pilatus davon erzählen? Wird wohl das ewige Wort nicht Wort halten? oder kann etwas verläßlicher seyn, als dieß vom Worte gegebene Wort? Dennoch zweifeln die übrigen Jünger noch, sie wollen sich in die süße Ge-

wißheit und Wirklichkeit nicht finden, noch immer ist ihr Herz von Trauer und Verzagtheit eingedämmert.

Als der heilige Bischof Germanus von Auxerre zum Kaiser Valentinianus nach Ravenna berufen wurde, und auf dieser Reise durch die Stadt Vienne kam, wurde er daselbst von dem Priester Severus aufs dringendste gebeten, seine Rückreise aus Italien wieder über Vienne zu nehmen, um durch seine Gegenwart die Einweihung einer neu gebauten Kirche feierlicher zu machen. Germanus gab ihm das Wort, allein er mußte nicht allein länger in Ravenna verweilen, als er sich vorgesetzt, sondern fand auch daselbst das Ziel seines thatenreichen irdischen Lebens. Inzwischen hatte Severus den Bau der Kirche vollendet, und nachdem er eine Zeitlang vergeblich auf die Ankunft des Germanus gewartet, beschloß er endlich, die Einweihung der Kirche auch ohne seine Gegenwart zu vollziehen, und setzte den Tag dazu fest. Allein an eben diesem Tage, ja hart zur Stunde, da die Ceremonien beginnen sollten, langte ein feierlicher Leichenzug in der Vorstadt an, und da die Führer ihren Maulthieren und Rossen einige Rast geben wollten, übertrugen sie den Sarg inzwischen in die neu einzuweihende Kirche, welche nah am Stadtthore sich befand. Es war aber die Leiche des heil. Germanus, die mit großer Ehrerbietung nach Auxerre geführt wurde. So geschah es denn, daß Germanus

Autissiodorum

sein gegebenes Wort nach dem Tode noch erfüllte, oder die höhere Fügung hatte es so geordnet, daß die Einweihung jenes neuen Kirchengebäudes nicht ohne seine Gegenwart zu Stande kam.

Wie unendlich wichtiger war nicht erst die Forderung, daß Jesus sein Wort erfüllte: »löset diesen Tempel auf, und in drei Tagen werde ich ihn wieder erbauen?« Nicht auf die Einweihung eines einzelnen Kirchengebäudes kam es hier an, sondern auf die Begründung und Heiligung des lebendigen Tempels seiner Kirche, in welchem der Stein, den die Bauleute verworfen hatten, zum Eckstein werden sollte. Verworfen ward er von den Bauleuten der alten Synagoge; denn »er ist gestorben um unsrer Sünden willen«; er ward zum Schlußstein des neuen und lebendigen Gebäudes, denn »er ist auferstanden um unsrer Rechtfertigung willen.« Wie er in seinem Tode die Schuld, und die ewigen Übel der Strafe getilgt hat, so hat er durch seine Auferstehung den Menschen die Güter des Heils erworben, und das Reich des Lebens gegründet, daher sagt auch Paulus: »Wenn Christus nicht auferstanden ist, so ist euer Glaube eitel, und ihr seid noch in euren Sünden!« Wenn er nämlich den Tod nicht zu besiegen vermochte, so konnte er auch die Sünde nicht tilgen; was hätte sein Tod gefruchtet, ohne den Sieg der Auferstehung? Und eben dieses verkündet schon die Stimme der Psalmen. »Was für ein Nutzen in meinem Blute, wenn ich

hinabsteige in die Verwesung? Wird wohl der Staub dich bekennen, oder deine Wahrheit erzählen? Zu dir, o Gott, habe ich gerufen, und du hast mich geheilet; aus der Unterwelt hast du meine Seele herausgeführt. Meine Wehklage hast du in Jubel verwandelt, du hast meinen Sack zerschnitten, und mit Freude mich bekleidet; damit meine Glorie dir lobsinge, und der Todesstachel nimmer mich treffe. Herr, mein Gott, in Ewigkeit werde ich dich preisen! Deinen Namen werde ich meinen Brüdern verkünden, verkünden werde ich ihn in der großen Kirche!«

Und siehe, urplötzlich stand er in der Mitte der neuen Kirche, in der Mitte seiner Brüder, die er vor seinem Tode seine Jünger und Freunde, nun aber seine Brüder nannte, die eben, bei verschlossenen Thüren, halb gläubig, halb zweifelnd, von seiner Rückkehr ins Leben sich besprachen; und scheu und erschrocken fuhren sie auseinander, den schmerzlich beweinten Meister anstarrend, der in seiner ganzen, ihnen wohlbekannten Gestalt, in der vollen Holdseligkeit seines Angesichts, nur erhabener und ehrwürdiger, als sie ihn je gesehen, und von mildem Schimmer umflossen, mitten unter ihnen stand, und mit dem Friedensgruße zu ihnen sprach: ich bin es, fürchtet nicht. Sie aber, verwirrt und außer Fassung, meinten einen Geist zu sehen. Da sprach er neuerdings: »warum seyd ihr verwirrt, und was für Gedanken steigen in euren Herzen auf? se-

het meine Hände und Füße, daß ich selbst es sey; fühlet und sehet: denn ein Geist hat nicht Fleisch und Gebeine.« Und er zeigte ihnen seine Hände und seine Seite, bezeichnet mit den am Kreuze empfangenen Wunden.

Was für Gedanken sind dieß, die im Herzen aufsteigen? Irdische, antwortet Augustinus, denn wenn es himmlische wären, so würden sie herabsteigen. Die Gedanken, die im Herzen der Jünger aufstiegen, waren Regungen der Furcht, des Zweifels, des Mißtrauens, wie sie dem irdischen Menschen eigen sind. Denn »wer von der Erde ist, ist von der Erde, und redet von der Erde, der von Himmel kam, ist über Alle«; und mit dem neuen und himmlischen Menschen begann auch eine neue Ordnung der Dinge. »Warum wohl, fragte Paulus den König Agrippa, wird es unter euch für unglaublich gehalten, daß Gott die Todten auferwecke?« Warum wohl, könnte man mit dem Apostel fragen, wird das herzerhebende Dogma von der Auferstehung des Leibes von Vernünftlern so heftig bestritten, von den Gläubigen aber so gleichsam mühselig angenommen, mit erzwungener Unterwerfung des Verstandes? Liegt denn dieß Geheimniß so fern über alle Fähigkeit menschlicher Einsicht? sind dann Glaube und echte Vernunft einander entgegen, und wird nicht vielmehr diese von jenem erleuchtet? Man zweifetl an der Auferstehung des Leibes, ohne ge-

gen die Unsterblichkeit der Seele etwas einzuwenden, allein man bedenket dabei nicht, daß Leib und Seele dem Einen persönlichen Menschen angehören, und beide an dem menschlichen Ich wesentlich Theil nehmen, wenn auch dieses Ich vorzugsweise vom geistigen Leben ausgeht. Und wie innig verwebt sind nicht in dieser Ichheit geistiges und leibliches Leben? Ich denke, ich weiß, ich erkenne, sagt Jedermann; er sagt aber auch im gleichen Bewußtseyn: ich liege, ich stehe, ich fühle Frost oder Hitze; und Niemand, der nicht einiger Maßen einsähe und wüßte, daß ein zweifaches Leben, geistiges und natürliches, in ihm sich vereinige, und wie es eben in dieser Einigung liege, daß er kein Geist, kein Engel, kein Thier, sondern ein Mensch sey.

Ja auf so eingreifende Weise ist die Seele mit der sichtbaren Welt verkettet, daß ihre Erkenntnisse wie ihre Irrthümer, ihre tugendlichen wie ihre bösartigen Wirkungen durch den Leib, seine Sinne und Organe vermittelt werden. Es läßt sich davon sagen, was Pyrrhus, König von Epirus, seinen Kriegern erwiederte, da sie ihn wegen seiner siegreichen Schnelligkeit einen Adler nannten. Immerhin, sprach er, mögt ihr mich einen Adler nennen, doch die Flügel, die mich beschwingen, seyd ihr. Was dem Feldherrn sein Heer, das sind der Seele die Organe des Leibes, ohne deren Hülfe sie nicht nach außen zu wir-

ken vermag. Und da folglich Leib und Seele in so unaussprechlicher Einigung stehen, so ist ihre Trennung im Tode eine gewaltsame Trennung, und die Seele, vom Leibe getrennt, wenn auch schon in der Anschauung Gottes beseligt, doch immer noch in einem ihr fremden Zustande, und so ist die Auferstehung des Leibes und seine Wiedervereinigung mit der Seele ein Vorgang, welcher dem Wesen und Bestehen des Menschen nothwendig, und in dieser Hinsicht gleichsam natürlich ist. Wenn aber die Auferstehung der Menschennatur nothwendig zukömmt, wie ist sie denn ein Mysterium, ein Gegenstand des Glaubens, eine nur durch Offenbarung mitgetheilte Wahrheit? Weil diese Wiedergeburt des Menschen zwar in entfernten Bildern und Symbolen geahndet, für jetzt aber nicht sinnlich erkannt oder begriffen werden kann, und weil keine erschaffene Kraft diese Wiedervereinigung zu bewirken vermag, sondern nur allein die über die geistige und natürliche Welt waltende, folglich übernatürliche, erlösende, Alles erneuernde Kraft Gottes in Jesu.

Und eben deßhalb stand dieser, der Erstgeborne von den Todten, mitten unter seinen Jüngern, und sprach zu ihnen: sehet, daß ich selber es bin, der Gekreuzigte, sehet meine Hände und Füße, fühlet und sehet. Und er zeigte ihnen seine Glieder,

noch mit den Wunden durchbohrt, durch welche die mächtigen Nägel gedrungen, und seine Seite noch eröffnet von dem Speere des römischen Kriegers. Er behielt, obwohl auf eine für jetzt unbegreifliche Weise, diese Wunden bei, damit die Jünger, und durch sie die ganze Kirche, von seiner wahrhaften Auferstehung sich überzeugten; er behielt seine Wunden bei, sagt Augustinus, um die Herzen, die an Zweifel und Mißtrauen krankten, für immer zu heilen. Er behielt sie aber auch als Zeichen und Trophäen seines Sieges. Wie es (nach den Worten des ehrwürdigen Beda) bei Feldherrn und Helden geschieht, daß sie die Wunden, so sie im Gefechte empfangen, nicht gänzlich und spurlos verheilt wünschen, sondern gern die Narben davon, als Denkmahle ihrer Tapferkeit beibehalten, so, (in einem gewissen Sinne) wollte auch der Herr, zum ewigen Denkmale seines Sieges, die Kreuzeswunden bewahren.

Von jeher war es bei allen Völkern Sitte, daß die Ahnherren adelicher Familien ihre Wappenbilder und Insignien von irgend einer ausgezeichneten und ruhmvollen That entnahmen, die ihr Leben beglänzte. So erzählt die Sage von Gottfried dem Rauhen, Grafen von Barcellona, daß er, nachdem er an Ludwigs des Frommen Seite mit Muth und Glück gegen die Saracenen gefochten,

dem Könige sein vergoldetes Schild dargereicht habe, damit ihm dieser die Erlaubniß verliehe, ein Wappenzeichen darauf zu führen. Wie nun der König ihn ganz mit Wunden bedeckt sah, aus denen das Blut noch quoll, tauchte er, ohne etwas zu sagen, vier Finger seiner Hand in des tapfern Kriegers Blut, fuhr damit über die blanke Fläche des Schildes hin, und zeichnete somit vier rothe Linien auf dem Schilde, welche fortan das Wappenbild der Grafen von Barcellona blieben. Auf ähnliche Weise — sofern es erlaubt ist, irdische mit himmlischen Dingen zu vergleichen—behielt der Retter des Menschengeschlechtes, der Obsieger über Hölle und Tod, seine Kreuzeswunden bei, damit sie das Wappenbild und die Glorie aller jener Christen blieben, die zu den Seinigen sich zählen, und die es noch wissen und beherzigen, daß er ihr Vater sey, daß sie, nach der Ordnung der Gnade, von ihm das Leben empfangen haben, und durch ihn es ewiglich besitzen sollen. Denn abgesehen davon, daß diese Wunden, die mit Sonnenglanze die ewigen Himmel erleuchten, die Siegel der Auferstehung, und die Trophäen des Sieges sind, begründen sie auch des Christen Vertrauen und Hoffnung, da sie uns den Gottmenschen als unsren Fürsprecher bei dem Vater zeigen (1. Joh. 2. Hebr. 7.); sie sind auch die Pforten und Ausgänge seiner unendlichen Liebe, die den

Strahlen der Sonne gleich, zu allen Menschenherzen ausströmt. »Was für Wunden sind dieß, ruft der Seher, in Mitten deiner Hände?« Und die Antwort ist: »dieß sind die Wunden, die ich empfangen im Hause derjenigen, die mich lieben.« (Zachar. 13.) Diese Wunden sagen uns, daß Christus der Schluß- und Mittelstein des lebendigen Tempelgebäudes sey, daß alle Menschen ihm angehören, und mit ihm vereinigt werden sollen, und daß wir in Liebe zu ihm, und in der Sehnsucht, ihm verähnlicht zu werden, jegliches Leiden bereitwillig ertragen sollen, wie es Paulus ertrug, von sich selbst bekennend: »ich trage die Wundmale Jesu in meinem Leibe.« Denn seine Füße waren müd und wund von zahllosen Wanderungen für das Evangelium, seine Hände von mühevoller Arbeit und schweren Ketten; überdieß war sein Herz verwundet von der innigsten Liebe zu Jesum und den Menschen, und sein ganzes Leben ein stetes Leiden für die Glorie Christi. Aber welch ein seliger Trost, mit Jesu krank, mit Jesu ermüdet, mit Jesu verachtet zu seyn, für Jesum zu leiden und zu arbeiten, und mit ihm verherrlicht zu werden! Nur der Dulder und der Demüthige gehet in das Innere Jesu ein, und findet Schutz und Stärke in seinen Wunden, hingegen werden eben diese Wunden ein furchtbares Zeugniß geben, wenn er erscheinen wird in seiner Kraft, zu

richten Alle, die ihn verlassen, die ihn verachtet haben. »Siehe er kommt in den Wolken, und anschauen werden ihn Jene, die ihn durchstochen haben.« (Apoc. 1.) Erkennen werden Alle an diesen Wunden, daß er selber es sey, und kein Anderer, wenn er am Schlusse der Menschengeschichte kommen wird, nicht als Luftbild und Fantasma, auch nicht als Geist, sondern als wahrer Gott und Mensch, mit Fleisch und Blut, der Erstgeborne von den Todten, um Alle, die entschlafen sind, hervorzurufen aus den Gräbern, zur Auferstehung des Lebens, oder zur Auferstehung des Gerichtes, damit die verklärte Seele mit ihrem verklärten Leibe, die finstere und entartete Seele mit ihrem düstern und kranken Leibe wieder vereinigt werde.

Wer ist der Glückliche, dem sein Antheil verbürgt ist an der Auferstehung des Lebens? Wer hienieden schon geistig auferstanden, und dieß nicht zum Scheine bloß, nicht fantastisch, nicht um sich selber zu täuschen, sondern durch die ganze Kraft des Willens. Wie jubelte jener greise Vater, als ihm die Nachricht ward: Joseph lebt! »Da lebte sein Geist wieder auf; es ist mir genug, rief er, daß Joseph lebt. »Und dein Geist, o Christ (sagt Rupertus) soll nicht aufleben, wenn du hörest: Jesus lebt? War es nicht diese frohe Bothschaft, welche die Welt neu belebte? Damals aber ist dein Geist

Bayerische Staatsbibliothek München

vollkommen aufgelebt, sobald du von ganzem Herzen sagen kannst: es ist mir genug, wenn Jesus lebt! O treues Wort, o würdige Rede eines Freundes Jesu: wenn Jesus lebt, dann lebe auch ich, denn er selber ist ja mein Leben! Dieß sagen die Worte, welche die selige Garsia von Valencia mit hoher Freude zu wiederholen pflegte: »Jesus lebet, Jesus regieret, Jesus gebietet, Jesus vor jeglichem Übel uns beschirmet! —

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Veith, Johann Emanuel,

Lebensbilder aus der Passions-Geschichte

Wien 1836

Asc. 5563 g
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10998653-0